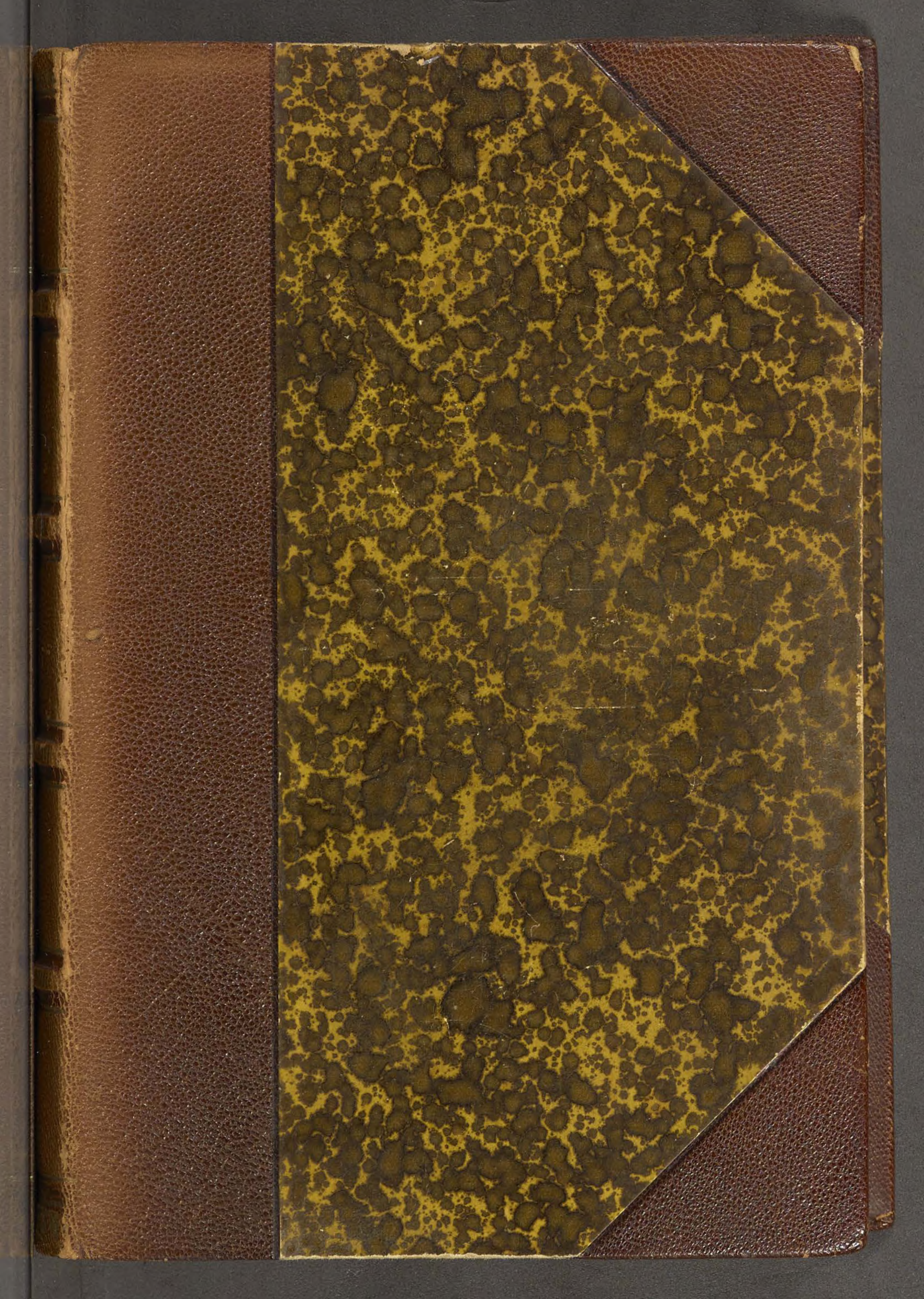
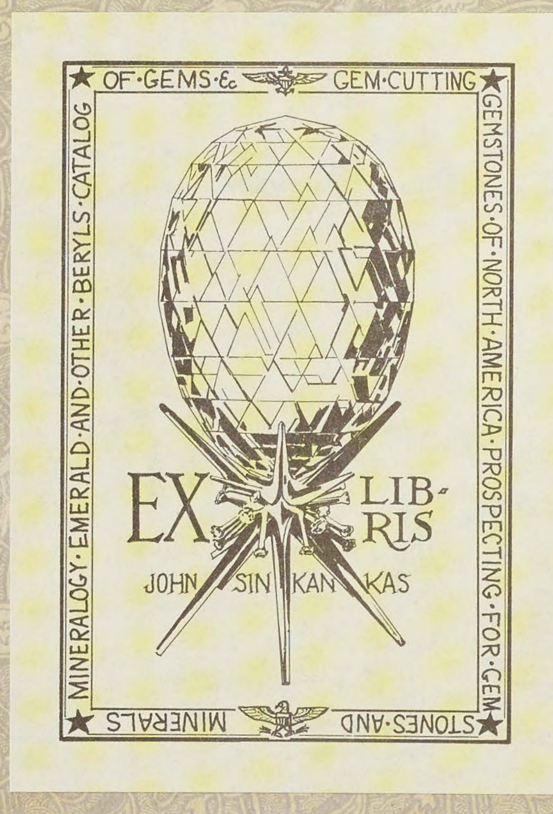
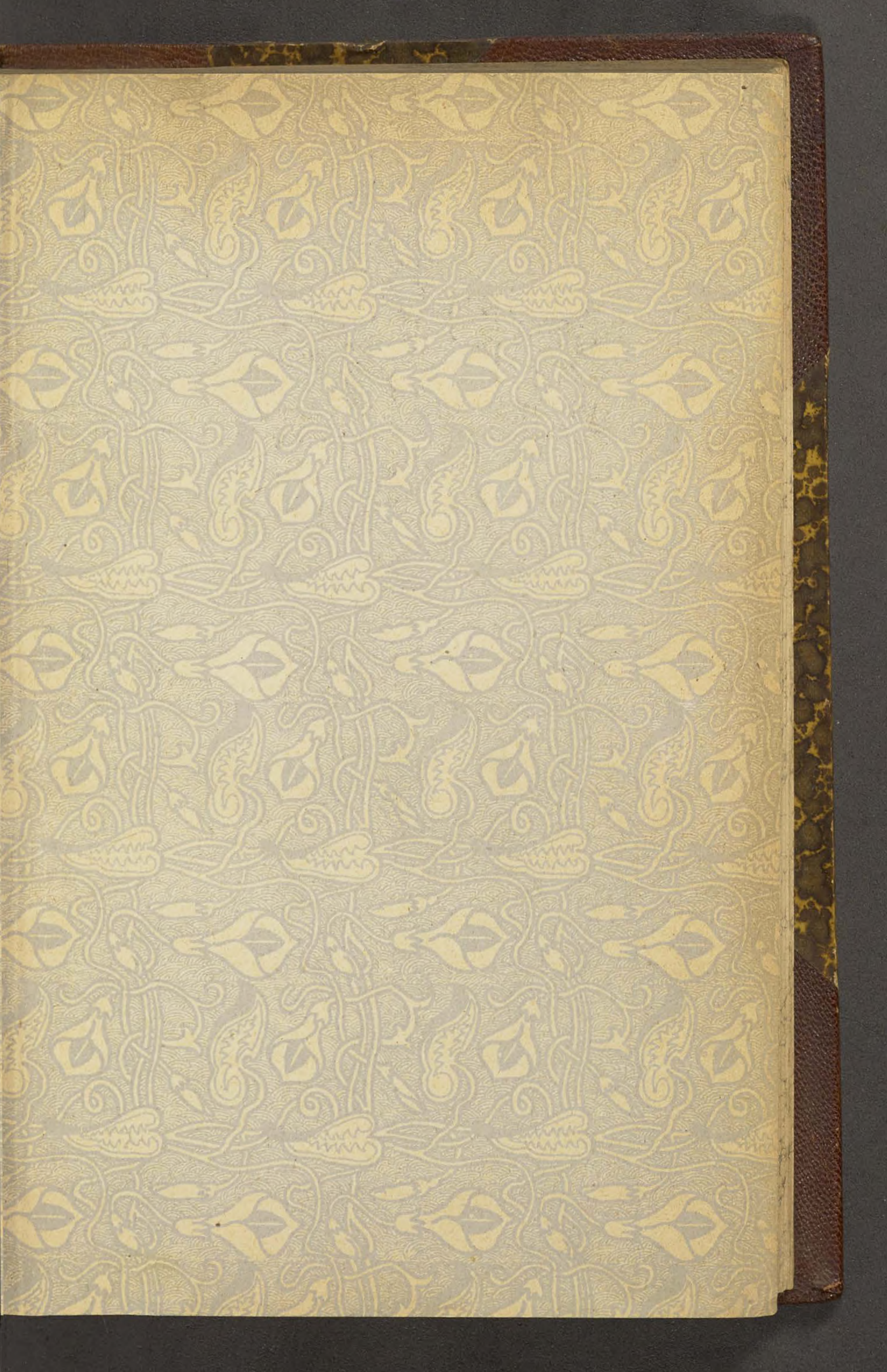
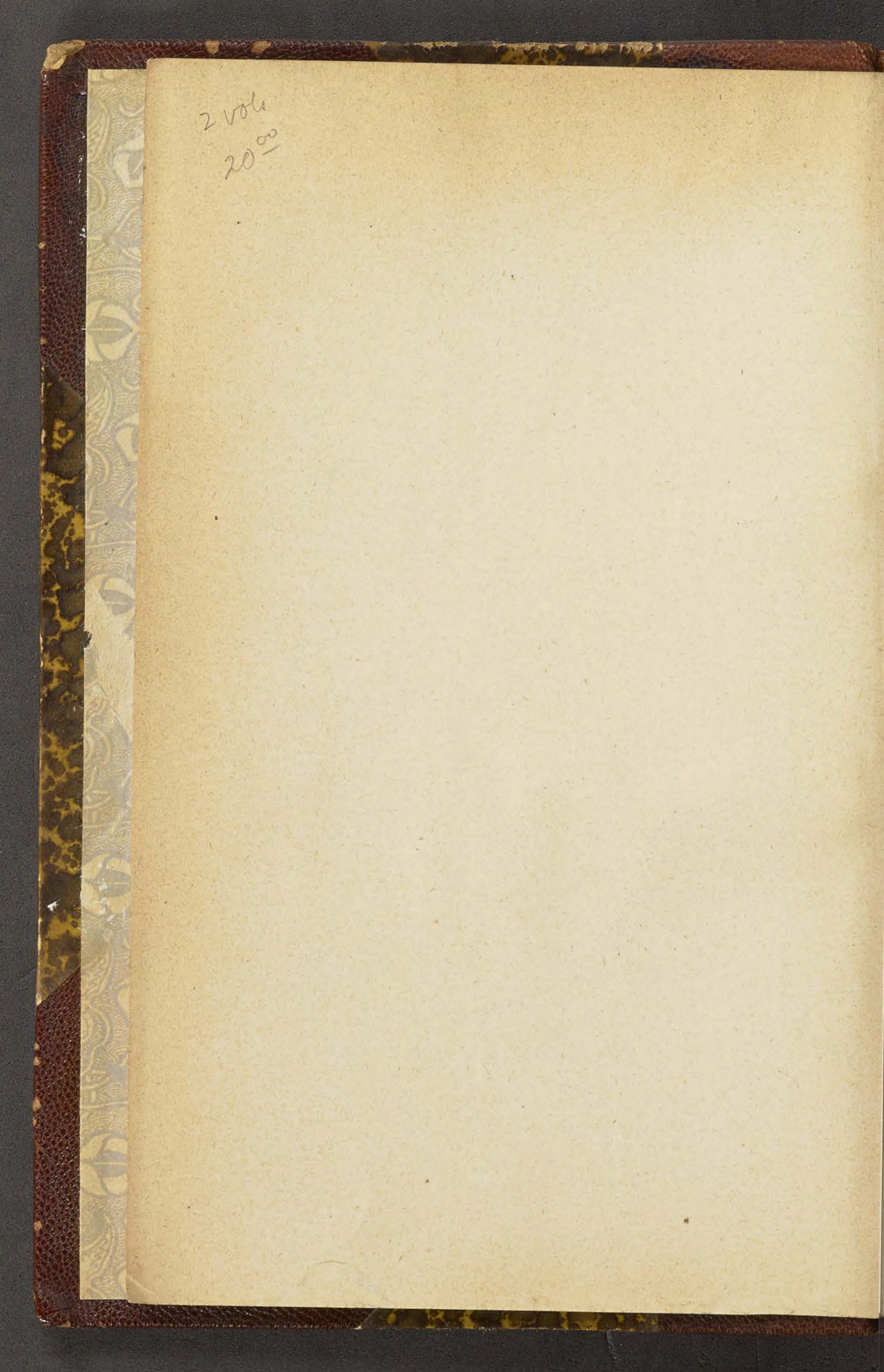
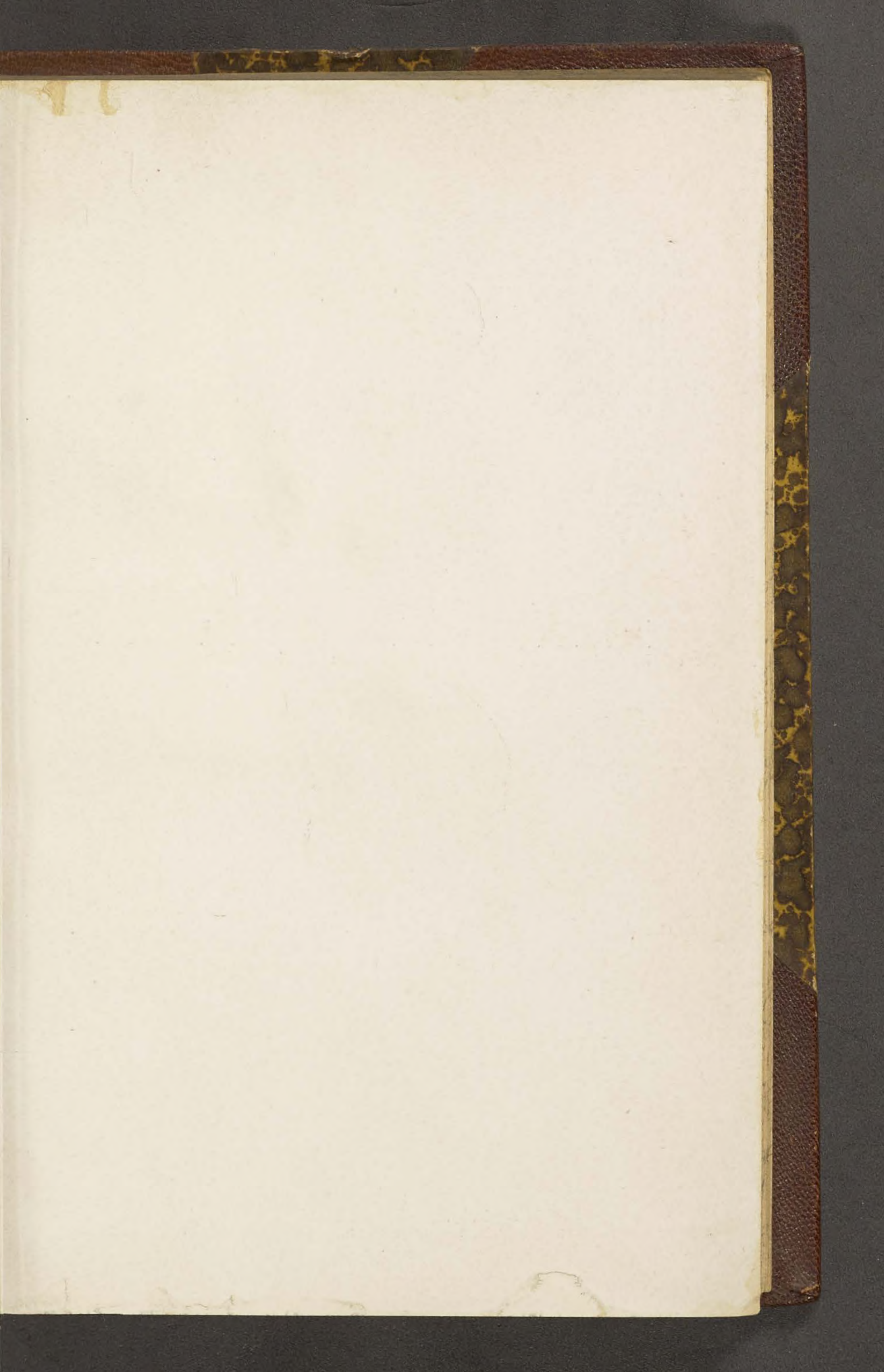


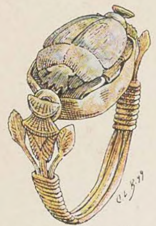

OF·GEMS·&c GEM·CUTTING
GEMSTONES·OF·NORTH·AMERICA·PROSPECTING·FOR·GEM
STONES·AND
MINERALS
MINERALOGY·EMERALD·AND·OTHER·BERYLS·CATALOG
EX LIB-RIS
JOHN SIN KAN KAS



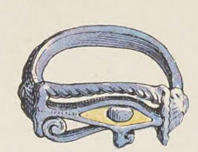




Ringe aus



Goldring Thutmosis' III.
Um 1500 v. Chr.



Fayencering.
Um 1400 v. Chr.



Fayencering mit dem Namen der Königin „Tii," Gemahlin Amenophis' III.
Um 1450 v. Chr.

Ägyptische Ringe aus dem Königl. Museum zu Berlin.



Bronzering. Etwa aus dem VII. Jahrh. v. Chr.



Goldring.
Um 500 v. Chr.



Goldring mit Gemme (Sardonix). IV. Jahrh. v. Chr.

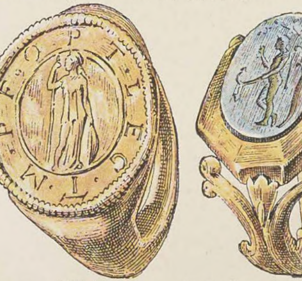
Griechische Ringe aus dem Königl. Museum (Antiquarium) zu Berlin.

Golde

Au



Glasring.



Goldener Offiziersring. Goldring mit Gemme.

Römische Ringe aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn.



Römischer Goldrin
späterer Zeit.
Aus dem Königl. Kunst-
gewerbemuseum zu Berli

ƎϽNOИИ
NTISPE

Schrift zwische
dem Wappen





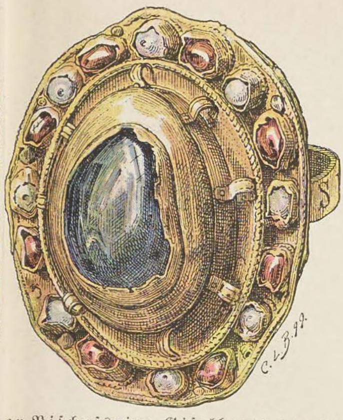
Fränkische Ringe.
Aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn.



Wappen des
Ringes.

Bronzering des Papstes Innocenz'
(Der Stein ist Zuthat.)
Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu B

allen Zeiten.



er Bischofsring Giselberts von Bremen.
XIII. Jahrhundert.
dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

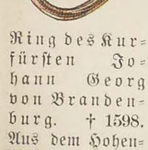
Ring eines Herzogs von Pommern-Stettin. XVI. Jahrh. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.



Ring des XVI. Jahrhunderts.







Ring Friedrichs des Großen. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Ring des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. † 1598. Aus dem Hohenzollernmuseum.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.



Schlangenring der Königin Luise. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.



Eiserner Trauring von 1813 mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813“. Aus dem Märkischen Museum zu Berlin.

II.
lin.

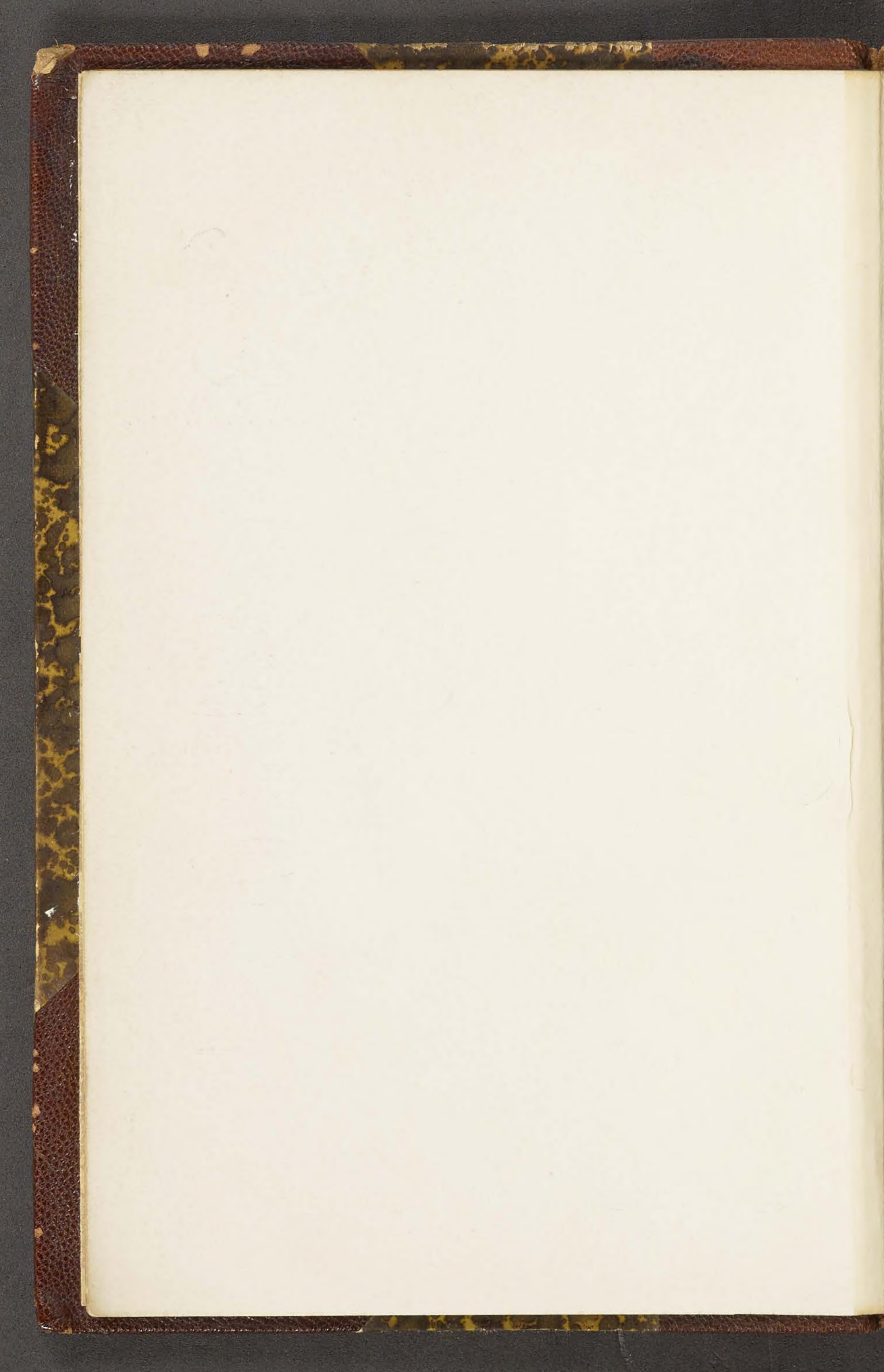








Moderne Ringe.



Das Geschmeide

Schmuck- und Edelsteinkunde

von

Hermann Barth

Erster Band:

Die Geschichte des Schmucks

Mit einer doppelseitigen Tafel
in Farbendruck „Ringe aus allen Zeiten“ und 16 Vollbildern



Berlin

Verlagsbuchhandlung Alfred Schall
Königl. Preuss. und Herzogl. Bayer. Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde

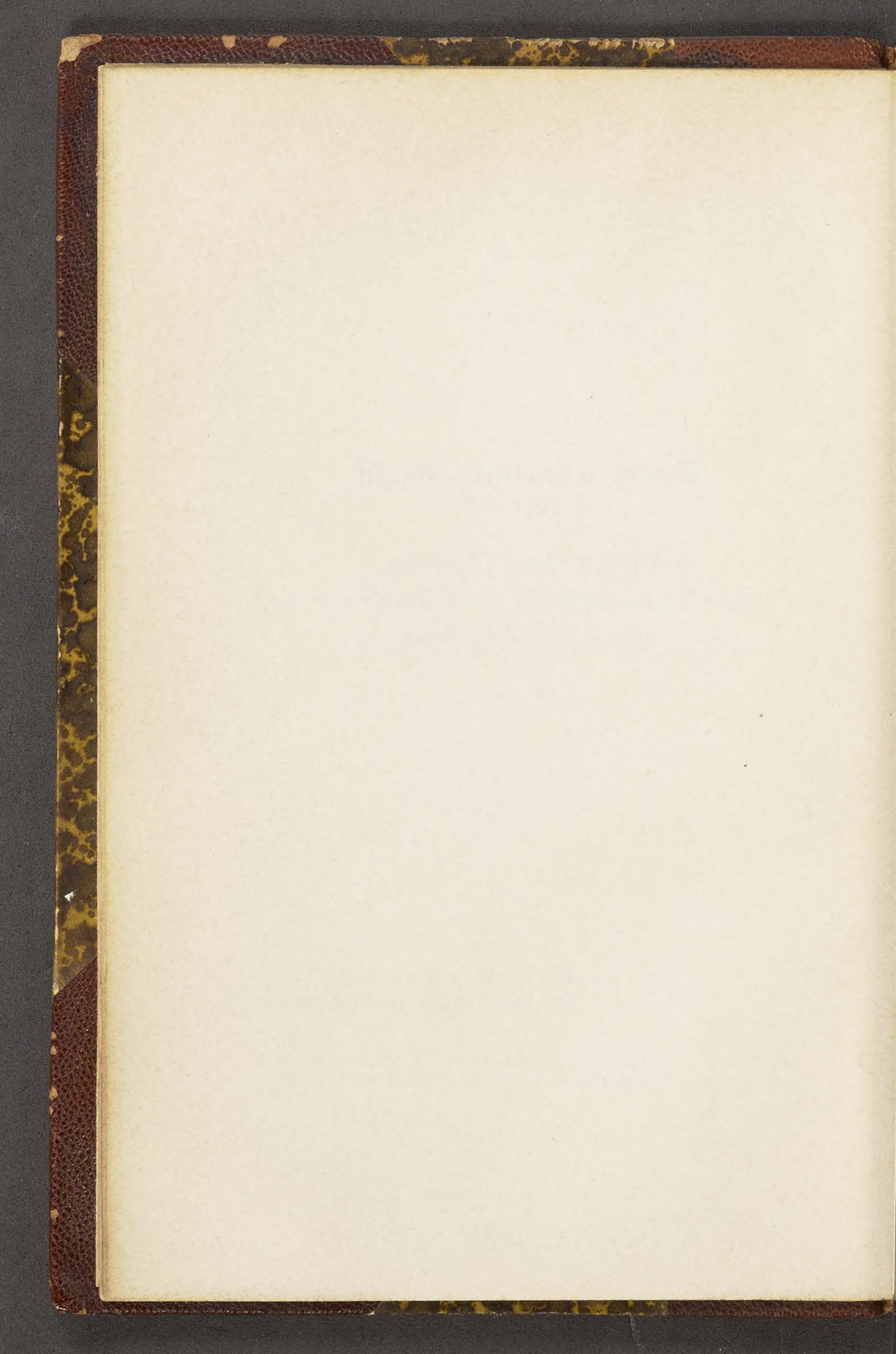
[1903]

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Marie Charlotte Barth
geb. Lindenkohl,

der süßen lieben Freundin,
der treuen Lebensgefährtin durch Freud und Leid,
meiner herrlichen Frau.

Ein getreues Herze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preis.



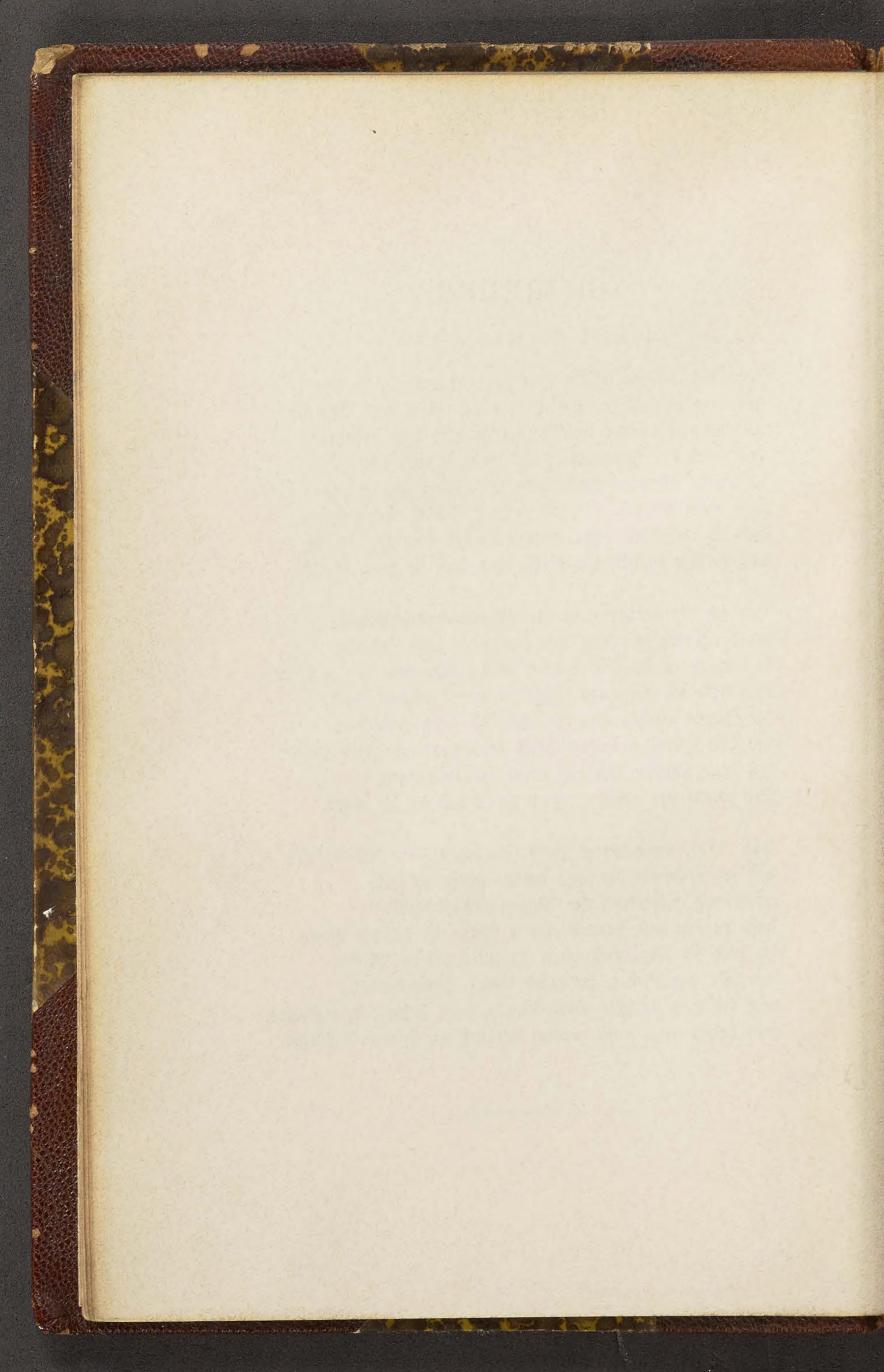
Zueignung.

Zum 11. September 1903.

Nun bist die Hälfte du von fünfundzwanzig Jahren
mit mir von Gott vereint, mein Schmuck und Edelstein,
und immer wieder hab' ichs treu und rein erfahren,
wie reich ein Frauenherz an Liebe könne sein:
ich durft' es jedes Jahr und jeden Tag gewahren,
was edler Minne Art, die sonder Schalk und Schein:
das ist die Liebe recht, davon Sankt Paulus schreibt,
daß sie nie wankt, nie stirbt, und daß sie ewig bleibt.

Wie ich dir früher hab' ins Bibelbuch geschrieben,
ich danke täglich Gott, der einstmals uns verband,
so steht mein Sinn noch heut' und rühmt dein treues Lieben,
von dem ich nirgends ringsum seinesgleichen fand;
die Jahre werden alt, die Lieb' ist jung geblieben,
die Zeit bracht' manches Glück, keins war wie deine Hand:
laß diese Lippen sich auf deine Hände neigen,
und wiederum gestehn, mein Herz hast du zu eigen.

Hab Dank, mein teures Weib, für jedes Jahr des Glückes,
das ich verdanke dir und deiner guten Macht:
hingebend, opferfroh die Wogen des Geschickes
hast du mit mir zerteilt, mein Stern in düstrer Nacht,
du hast die Freudenstunden strahlendheitern Blickes
mit mir durchkostet, du gabst ihnen Doppelpracht:
nun sei Gott allezeit dein Schirm, dein Schutz, dein Segen,
und bring' uns auch vereint dereinst zu Himmels Wegen.



Vorwort.

Mit Vergnügen bin ich der ehrenvollen Aufforderung der Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde gefolgt, für den zwölften Jahrgang seiner Veröffentlichungen ein Werk über den menschlichen Schmuck zu schreiben. Ich beabsichtigte dabei, zuerst das Schmuckmaterial und sodann die Geschichte des Schmuckes darzulegen. Während der Arbeit hat sich indessen der Stoff für das Buch dermaßen gehäuft, daß ich mich gezwungen sehe das Werk zu teilen, und so bringe ich hier im Folgenden vorerst die Geschichte des Schmucks, die nach dem ursprünglichen Plane die zweite Hälfte des Buches bilden sollte; der andere Teil, der das Schmuckmaterial behandelt, soll dagegen mit Erlaubnis der Geschäftsleitung im folgenden dreizehnten Jahrgang erscheinen. Ich hoffe aber mit den beiden Bänden dem Leser alles Wissenswerte auf diesem Gebiete vermittelt zu haben.

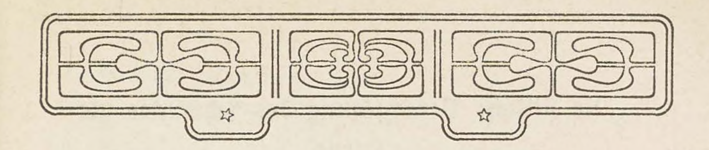
Der Verfasser.

7

Verzeichnis der Abbildungen.

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes.

9



In ein Reich der Kunst und der Schönheit, der Pracht und traumhaften Glanzes will ich dich, anmutreiche Leserin, und dich, wohlwollender Leser, versetzen. Als Freund, ob auch unbekannt — aber knüpft sich nicht durch dies Buch wieder ein Band zwischen uns — trete ich in euer Heim und möchte erzählen von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen, will meine Schmuckkästen ausbreiten, die von Juwelen und Kleinodien schimmern und glitzerndem Prunk, und du sollst hören und erfahren, was es mit all den Edelerzen und Steinen auf sich hat, die du vielleicht auch liebst und trägst, und wie sie verarbeitet werden, und welche Geschichte der Schmuck hat.

Doch erst eine Frage. Ist der Schmuck sittlich erlaubt? Du brauchst nicht zu besorgen, daß ich ihn dir verleiden will, wenn ich auch gewisse Auswüchse allerdings tadeln muß. Aber ich möchte dich doch in die rechte Stimmung versetzen, daß du nicht neidisch, nicht eifersüchtig, nicht lüstern herantreten sollst.

Die sittliche Berechtigung des Schmuckes als Luxus.

Jeder Schmuck ist ein Luxus, etwas Überflüssiges, etwas, das die genau abgemessene Schale des unbedingt Gebotenen zum Überfließen bringt — den Satz setze ich her, ohne über die sittliche oder soziale oder ästhetische Berechtigung meines Klienten vorläufig ein Urteil zu fällen.

Der schönste Schmuck ist gewiß für den Menschen eine echte glückliche Ursprünglichkeit des Wesens, harmonisch ausgebildete Fähigkeiten des Körpers wie des Geistes, Elastizität der Glieder und der Gedanken, Gesundheit und Kraft des Könnens und Wollens, des Leibes und des Lebens, erworben und gewonnen durch Übung und Stählung des ganzen Selbst in Luft und Bewegung, ehrenhafter Arbeit und naturgemäßer Lebensweise: das erste, was uns ziemt, ist, den Zusammenhang mit der Natur nicht zu verlieren und die Verbindung mit Gott und ewigen Prinzipien, dem höchsten Gut, stets zu erstreben. Seliger Mensch, dem aus jeder Pore Wohlsein und Freude spricht, aus jedem Blicke Befriedigung und Charakter quillt. Keine Schminke, Puder oder Creme vermag den Wangen ihre natürliche Schönheit und Frische zu geben, kein kostbares Schmuckband einen mit zähen Hautrunzeln

bedeckten sehnenmagern Hals zu verschönen, aber auch ebensowenig einen zarten Nacken, der bläulichweiß wie Milch und Firnenschnee, wie Alabaster glänzend und geschmeidig wie Seide, an sich zu verschönern. Die Natur, die uns mit allem ausstattet, dessen wir bedürfen, die uns versorgt, ja vorsorglich jeden, auch den Geringsten von Haus aus weit über das bloße Plebejermaß hinaus bedenkt, die Natur, die Kräfte und Anlagen in jeden legt, wenn wir sie nur zu wahren und zu nutzen wüßten, und die uns Winke und Wege gibt, jene zu retten und zu richten, wenn wir sie nur beachten wollten — aus der tadelfrei schaffenden Hand der gütigen Mutter Natur ging der Mensch so schmuck hervor, daß ihm an Schmuck eigentlich nichts fehlen kann. An Kleidung, sofern sie zum Schutz gegen die Unbill des Wetters dient, darf er sich wohl genügen lassen. Auch wird niemals der glitzernde Edelstein das Manko etwa an innerem Gehalt, an Herzensbildung ersetzen.

So denkt schon das Altertum. In der Sprüchwörtersammlung, die unter Salomos Namen geht, ist 20 29 der Ausspruch aufgenommen, daß „der Jünglinge Ruhm die ungeminderte edle Lebenskraft und Mannestugend“ sei (כח, der Lateiner würde virtus sagen), „grau Haar aber ist der Alten Schmuck.“ Wohl,

graues Haar in Ehren
muß Stand und Würde mehren,

und ist eine Zierde, die kein Demant aufwiegt. Und in dem „Lob der tugendsamen Hausfrau" heißt es ebenfalls in den Proverbien 31 25: „ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist." Der erste Petrusbrief nimmt den Gedanken auf und sagt 3 3f.: „ihr Schmuck soll nicht äußerlich sein und in Haarflechten und Goldumhängen oder auffällig prunkenden Kleidern bestehn, sondern im Herzen tief verborgen von unvergänglichem Wert ein sanftes und stilles Gemüt soll es sein, das köstlich ist vor Gott."

Einer der auf den vornehmsten Höhen seines Volkes wandelnden Männer, der dem Königshause verwandte Isajas, der doch eine adlige Lebensauffassung hatte, und dem man gewiß von vornherein nicht zutrauen darf, daß bei ihm Proletarierneid je mitsprechen, daß Scheelsucht einfließen konnte, redet 3 18 gegen die Schönen Israels, die sich hochmütig etwas auf ihre Schminkkunst und ihr Geschmeide einbilden: das alles werde ihnen das Schicksal bald genug wegnehmen und Gestank für Odeur werde ihr Teil sein, ein rauher, das Kleid kaum zusammenhaltender Strick für den gestickten Gürtel, eine Glatze für krauses Haar, ein grauer Sack für den weiten schönbordierten Mantel.

— — Aber ja freilich, in solchen prekären Zeiten, wie die waren, in denen sich damals Israel gerade befand, ist es Ehrensache, nicht an irdischen Schätzen zu kleben. Dasselbe gilt von den Worten des Petrusbriefs: in allen Epochen, die die Durchführung großer sittlich-religiöser Gedanken erheischen, heißt es alle zu Gebote stehenden Mittel an Gut und Kräften in den einen Dienst der herrschenden Idee zu stellen — ein Verräter, wer da nicht willig allen Genuß und zeitliche zärtliche Lust hingibt und noch ferner in Gold und Geld sich gefällt, in diesem Augenblicke ist es Tand gegen die heilige Sache. So brachten unsere Großeltern in den Freiheitskriegen Hab und Gut auf den Altar des Vaterlandes. Auch die Braut legte willig die Locke ihres Haares darauf nieder.

Aber sonst? Sollen wir deshalb allen Luxus versagen? Müssen wir, was vielleicht bestimmten Zeiten gilt, allgemein anwenden?

Gewisse Lebensauffassungen sagen Ja. Und nicht nur neuere Sekten von Weltverächtern und Puritanern. In der alten Zeit dringen Stoiker und Cyniker darauf, die Wünsche und Bedürfnisse auf das allermindeste Maß zurückzuschrauben. Von verschiedenen Standpunkten aus mit verschiedenen Hebeleinsätzen. Nur mäßig, einfach, enthaltsam — das ist der Grundsatz des Stoikers, seine Lehre ist indifferent

gegen den Genuß, auch der Reichtum ist ihm nicht gerade ein Übel, denn er wirkt nicht immer übel, und auch kein Gut, denn er wirkt nicht immer gut; ihm ist er ein Adiaphoron, gegen das er gleichgültig ist. Die Leute vom Gymnasium Kynosarges dagegen haben ursprünglich die Lebensregel, daß nur die Lust, die uns die Arbeit bringt, allein erlaubt ist: aber da diese Sentenz keinen Detailinhalt erhält, entartet die Schule in Verachtung von Bildung und Sitte, nicht nur von Reichtum, Ruhm und vornehmer Geburt, immer weiter tüfteln die sonderbaren Heiligen, wie weit die Bedürfnislosigkeit zu treiben sei, ob man des Hauses entrate, wenn ein altes Faß vor dem Platzregen schützt, ob nicht der Becher zu entbehren, weil die hohle Hand genügt; ich brauche nur Einen Namen zu nennen, der alles sagt: Diogenes von Sinope.

Gewiß, die Natürlichkeit ist das Echteste und unüberbietbares Gut, und die vornehmste Sorge soll allen sein, die Seele mit Reinheit und Nächstenliebe zu schmücken, ihrer zu warten, die anvertrauten Seelenkräfte auszunutzen: das sind „unentreißbare" Güter: die Lauterkeit der Gesinnung ist der Edelschmuck des Menschen. Und doch, so allgemein dies richtig ist — daß wir deshalb allen sogenannten Luxus eo ipso in Bausch und Bogen weit von uns abweisen sollten, ein solcher Verzicht ist zu rigorose

Forderung. Diese starre Unduldsamkeit ist einfach nicht zu halten, das hieße eine schwere Frage doch recht leichthin beantworten, das ist Behauptung ohne Beweis: man schreibt ein q. e. d. hin ohne Berechtigung, das bei dem ruhig und bedächtig abwägenden Urteil ein Achselzucken hervorruft, und es hat denn je und je mit Recht solche übertriebene Weltverachtung die Verachtung der Welt auf sich gezogen. Wohin sie endlich konsequenterweise führen müßte, siehe Diogenes den Cyniker.

Nehmen wir die Lehre der Natur. Die Natur in ihrer Urkraft ist von überwältigender Herrlichkeit. Sagt nicht der große Weltwert wägende Wahrheitsverkünder, daß Salomo in all dem Pomp und Prunk seines Thrones nicht sei wie die Lilien des Feldes. Wer vermag den Schmelz der Schmetterlingsflügel nachzuahmen oder Natur ein Erntehälmchen nachzubilden? Und wie schön ist ein unergründlicher Wald mit seinen geheimnisvollen Schauern! Aber auch die Natur verschmäht nicht die nachhelfende Künstlerhand, sie selbst nimmt weiter schmückende Hülfe des Menschen an und verträgt sie, und in vieler Hinsicht bequemt sie sich sogar Hinweise darauf zu bieten, wo ers anzufangen, wie mans zu machen hat. Kunst ist die rechte Hand der Natur, diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht, heißt es in Schillers Fiesko.

Ist ein schöner Park, den die Gartenkunst geschaffen hat, minder gut? Hier und da angebrachte Schneisen, Aussichten und Lichtungen, Abwechselung von Wald, Saatfeld und Dorfanger — Nachtigall findet ihre feuchte Niederung und lauschiges Buschwerk — dort das Pfeifen der Meisen, hier der Lockruf des Finken — Goldfische ohne Zahl im Weiher des Lustgartens — trauliches freundliches Gepräge überall, das das Gemüt mit ruhigem Gefühle erfüllt.

Wie das Leben an sich einzurichten, was zu meiden, was wir bescheiden, darüber können immer nur sehr weitherzige Normen gegeben werden, und es dürfen nicht durchaus penible Gebote und Verbote ausgehn. Wenn wir eine große Idee im ganzen anerkennen, so darf damit nicht gesagt sein, daß wir nun auch für all und jeden deswegen die und die Einzelheiten und Folgerungen, die wir etwa herauslesen, durchsetzen und auf ihre grundsätzliche Allgemeingültigkeit uns steifen sollen. Es darf uns nicht einfallen, kleinlich und peinlich zu werden. Sind wir doch lediglich berechtigt, allgemeine Direktiven über das innere Wesen der Moral in großen Zügen aufzustellen, die weitere Ausgestaltung müssen wir jedem selbst überlassen. Das hat er mit sich und seinem Gewissen abzumachen. Schablone ist nirgends gut, am wenigsten in der Ethik, wo das Grundgesetz besteht: persönliches

Ausreifen der ureigensten jedem anders verliehenen Individualität zu erlangen. Was nützt da kasuistisches Spintisieren. Virtuos ist hier nichts, virtus ist alles.

Und wenn wir die Vorschriften des Glaubens uns vergegenwärtigen wollen, so ist wohl zu bedenken, daß wir allein den Geist zu erfassen haben, aus dem heraus die Worte und Werke entsprossen sind, die die heiligen Bücher berichten; nicht jede einzelne Betätigung dieses Geistes im Rahmen jener Zeit ist aber als maßgebend für alle Zeiten zu betrachten — das hieße allen Fortschritt unterbinden. Das Wesen der göttlichen Offenbarung darf und wird nie geändert werden, aber die äußere Form ihres Auftretens und unsere Erkenntnis darüber sind der steten Entwicklung unterworfen. Darum läßt sich nicht so einfach auch alles über die schlichte Lebensführung hinausgehende schlechtweg verpönen. Damit ist es überhaupt eine eigene Sache. Das genuine Evangelium war, vielleicht in seinen ersten uns maßgebenderen Wiederspiegelungen etwas undeutlich erfaßt, asketischer Art; und das war nötig und natürlich: mußte es doch für alle Zeit die Idee von dem Werte der einzelnen Seele aufstellen und hatte sie all dem Sinnentaumel der alten Welt, der Vergötterung des Kreatürlichen und äußerlicher Werkgerechtigkeit entgegen zu vertreten und zur Geltung zu bringen: es ist zu würdigen,

daß es sich herb und hart zeigte, und um so pointiert wie möglich aufzutreten und jedermanns Blicke unweigerlich auf sich zu lenken, erst einmal in den strengsten Gegensatz zu dieser Weltsucht trat und Weltflucht wurde — aber die sich entwickelnde Kirche hat in der Folge Modifikationen nicht versagt und das wahre Maß gefunden. Uns steht der Gottesbefehl fest: du bist ein Kind des Lichts, nun sei du Herr der Welt. Meistere deine Triebe, die dich in ihre Arme ziehen; du darfst ihr nicht untertan werden. Im Irdischen sollst du nicht aufgehn, lediglich der Welt und ihren Dingen zu leben, auf ihre Genüsse bedacht zu sein. Aber du sollst deshalb weniger der Welt entsagen als der Welt gebieten. Sieh aufrichtig in dein Herz und sieh zu, was deiner Seele schädlich ist. Das meide oder raube ihm den Giftzahn oder mache dich durch Stählung deiner innern Kräfte selbst immun gegen sein Gift. Dann aber kannst du aller irdischen Gottesgabe dankbare Bewunderung beweisen. Innere Weltüberwindung — äußere Weltbeherrschung.

Die Religion ihrem tiefsten Sinn und Inhalt nach will nicht griesgrämig und eine einerlei graue Tünche über alle irdische Farbenpracht hinweg sein, sondern sie hat Freude an schmuckvollem Dasein, sie verlangt nicht knechtische Beherrschung des Leibes von seiten der Seele, sondern freundliche Überordnung der

Seele über den Leib. Einen Hinweis auf Jesus selbst werde ich hernach bringen.

Ich sprach vom sogenannten Luxus. Ja und was ist denn Luxus? Was gehört nun eigentlich hierher und ist zum Luxus zu zählen? Schon der Sprachgebrauch ist schwankend. Da doch vieles von alle dem, was man beiläufig mit dazu nimmt, der Erhaltung und Förderung der Menschheit dient, so ist hierfür die Bezeichnung Luxus, wenn wir unparteiisch sein wollen, im Grunde genommen unanwendbar. Soll alles, was einen größeren Aufwand bedeutet, als es dem Durchschnitt der Bevölkerung gemäß ist, Luxus sein? Auch was der jeweilig gewohnten Bequemlichkeit, der Liebhaberei, dem Gemütlichen frommt? Auch wo es das Standesniveau mit sich bringt, die ökonomische Leistungskraft es erlaubt, die geistige Anregung es erfordert? Hat nicht zuvörderst der reale Bequemlichkeitsluxus auszuscheiden?

Wo der Luxus anfängt, wird immerhin wohl sehr nach individuellen Bedürfnissen von dem einzelnen persönlich zu entscheiden, nach seiner Lebensstufe und im Zusammenhange mit seinen geistigen Talenten zu bemessen sein und hängt auch ganz von des Betreffenden Beurteilung des Lebenszwecks überhaupt ab.

Der Begriff ist sehr weit zu fassen: was dem einen verderblicher Luxus ist, gilt dem andern noch

als berechtigt und dünkt dem dritten unentbehrlich. Lokale kulturelle Unterschiede sind zu berücksichtigen, Zeit und Ort sprechen wohl ein sehr wichtiges Wort in der Bestimmung dessen mit, was Luxus ist und was nicht: der Zucker galt ehedem als Luxus, heute ist er ein notwendiges Nahrungsmittel.

Der Mensch soll das entbehren, was er entbehren kann, sagt Franklin. Aber bei dem Kann wollen Vererbung, Erziehung, Umgebung, Charakter, Lebensverhältnisse gehört sein. Und was noch der animalische Leib missen könnte, würde den feineren Nervenkräften nur mit Nachteil und Schaden entzogen werden dürfen. So leicht ist hier nicht zu richten.

Und wenn wir dabei in der Tat beharren und jede leibliche Entbehrung empfehlen, um die edleren psychischen Regungen, was übrigens noch sehr die Frage ist, damit zu fördern, führt das nicht andrerseits zu einer so einseitigen Kultur des Seelenlebens, daß man das wiederum als Luxus verwerfen könnte.

Nicht jede Musik ist entweder ordinärer Tanz oder von der Schablone zur Ehre des unnahbar Klassischen verdonnert. Nein, es gibt eine Menge Mittelstufen. Und so ist es auch mit dem Grenzgebiet zwischen Bedürfnis und wirklichem Luxus, eine Anzahl verschiedener Zonen vermitteln den Übergang.

Diese Freiheit, die wir zugeben müssen, hat das

Gute, daß sie eigentlich Nachdenken und Charakter schärft: jeder wird vor die Aufgabe gestellt, für seine eigene Person das Problem zu lösen, auf andere kann er sich dabei nicht verlassen und hat selbst zu wählen, so wird er sich seine bestimmten sittlichen Ideale bilden müssen; und wie es gelingt, sich materiell auf eigene Füße zu stellen und seine Lebensgrundsätze zu vertiefen, gelangt er dazu sich selbst zu überzeugen, ob diese seine Ideale gereifter Erfahrung standhalten, und gezwungenermaßen wird er ihre Güte immer wieder nachprüfen, ob sie bestehn bleibt und sich bewährt, damit er von der Treue ihrer Richtigkeit Rechenschaft geben kann. Darin jemand vorweggreifen, wäre freiheitswidrig seinem Ich, seinem Selbstbewußtsein und seiner Selbstbestimmung.

Gut, aber wir wollen so disponieren: was Idealem dient, placet, was Sinnlichem entspringt und sinnlich wirkt, anathema. Wo ist nun die Grenze zwischen ideal und sinnlich! Die beiden fließen beständig ineinander. Die Freude an der Schönheit in Kleidung, Kostüm, der ganzen Umgebung, die wir uns schaffen, das Blumengewinde, die Rose im Haar — der ganze ästhetische Luxus, dem besonders das schöne Geschlecht huldigt — gewiß vom Idealen eingegeben und für den Geschmack ein wundervolles Bildungs- und Läuterungsmittel — ist das alles über

das Sinnliche, Eitelkeit, Lust erhaben? Und doch, auch den ästhetischen dekorativen Luxus müssen wir von der schwarzen Liste streichen.

Wir sprechen vom reinen Bequemlichkeits- und Genußluxus, vom dekorativen und ästhetischen Luxus, sehen wir ihn nunmehr an auf die symbolische Macht hin, die in ihm ruht. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß die Glieder der menschlichen Gesellschaft, die für die Gesamtheit symbolische Bedeutung haben, sie führen, ihre Aufmerksamkeit besitzen sollen, reichen Schmuck zur Verfügung haben, um symbolisch ihre Geltung anzuzeigen, auszudrücken — wenn wir so sagen wollen, der Repräsentation willen. Daß der Fürstenhof glänzend ausgestattet ist, daß Geistes-, Geburts-, Geldadel höheren Aufwand treiben, ist natürlich. Da ist er allerdings der sozialen Stellung und der geistigen Anlage durchaus entsprechend. Dagegen dürfte es einer nur an allerhöchsten Festtagen abgeseiften Landpomeranze schlecht anstehn, wenn man sie in einem Pomp einherrauschen sähe, um mit Goethens Faust auszurufen, „ein Schmuck, mit dem könnt' eine Edelfrau am höchsten Feiertage gehn." Oder wie einer sagt:

> Denn was den Bauer kleidet
> die Städterin vermeidet
> und findet es nicht gut;

doch auch der Doktorhut
steht niemals auf die Dauer
dem Bauer.

Es ist schlechterdings nicht über jede Einzelheit, die man herausgreifen wollte, klipp und klar nach feststehenden Paragraphen ohne weiteres Besinnen Recht zu sprechen. Es läßt sich demnach nicht klassifizieren: eins — zwei — drei. Wir können ethische Fragen nicht nach trockenen bureaukratisch-prosaischen Rechenoperationen in Zahlen und Buchstaben beantworten, das Urteil muß einen tieferen Gehalt haben. Der in der Forst geschlagene Christbaum ist nicht nach dem verloren gehenden Nutzungsprofit von Mark und Pfennigen einzuschätzen, sondern nach dem idealen Gewinn an Freude und dem Zuwachs von Lebensglück und wäre es Eines Kindesherzens. Aber ist das in bar festzustellen?

Und gar die allgemeine Gleichmacherei. Das Nützlichkeitsprinzip obenan zu stellen, nur nach poverstem Daseinsfristen, Lebensunterhalt und Notwendigkeit ephemeren Gebrauchs zu taxieren, das bleibt ein jämmerlicher Standpunkt; wer weiten Blickes, über Aktenstöße und Geschäftsinteressen hinaus, auf höhere Ziele schaut, verträgt solchen Krämersinn nicht lange. Die Weltgeschichte schreitet nicht nach kleinlichen Erwägungen vorwärts, wir müssen manche kostbaren

Werte einsetzen und wegwerfen um höherer Ziele willen.

Luxus — wenn man das alles verurteilen wollte, was nicht für den Durchschnittsphilister und seine alltäglichen schmalen Bedürfnisse nützlich ist, wäre dann nicht alle Kunst und Kunstindustrie, Wissenschaft und Kultur Luxus: die Organe der Fortpflanzung sogar sind dann von gewisser Sekte nicht ohne Grund für den Einzelnen als Luxus verschrieen worden: Luxus die Natur, die Existenz des Menschengeschlechts: ein Luxus ist die ganze Welt, ihr Dasein und der Mensch. Wenn nicht alles, was direkt notwendig, hierhergehört, so ist die ganze Kulturwelt Luxus. — — Nein aber wirklich plaisant à part — sie ist von Anbeginn her wahrhaftig etwas durch und durch Überflüssiges: Aus göttlicher Liebesfreigebigkeit ist ja alles geflossen, es war für Ihn zu seiner Vervollkommnung oder Ergänzung nicht notwendig. Durch ihre Existenz beweist die Welt selbst die Berechtigung des Luxus.

Wie — wenn wir noch positive Beweise für ihn fänden.

Wie — wenn sich diese seine völlige Berechtigung auch ergäbe, sobald man das Problem von anderer Seite aus anfaßt.

Mens sana in corpore sano — also ist das: corpus sanum mit die Vorbedingung für das: mens sana.

Die Leibespflege und sein Schmuck kann mit nichten verwehrt sein. Der Standpunkt, daß man den Leib mißachtet, ist durchaus falsch. Im Gegenteil gebieten die genuinen Religionen, „des Leibes zu warten", und legen mit besonderem Nachdruck großes Gewicht auf Reinheit und Untadelhaftigkeit des Körpers.

Man vergleiche die jüdischen Bestimmungen über die leibliche Integrität des Priesters, daß er von Fehler und Makel frei sein müsse, wie dort selbst zufällige Ereignisse und Beschädigung des Leibes für Opfer und Himmelssegen auch den gemeinen Mann untüchtig machen. Was bedeuten die Waschungen der Mohammedaner, die Beschneidung seit der Zeit der Ägyptier — man hat allerlei natürliche Unterlagen für die Gebräuche suchen wollen; in Wahrheit haben sie ihre Beziehung auf die Seele hin . . . Und das mit bestimmtem tieferen Sinn. Der Leib ist das Symbol, die Erscheinungsform des Geistes.

Als geistleibliche Wesen sind wir an stete sinnliche Grundlagen für unser geistiges Sein, Wollen und Können gebunden. Die Sprache und ihre Ausdrucksweise bekunden es jedem auf das nachdrücklichste auf Schritt und Tritt. Alle Redensarten z. B., die sich mit abstrakten Begriffen befassen, gehn, wenn wir recht zusehen wollen, ursprünglich auf rein konkrete Dinge und Verhältnisse, ja das Wort für Geist selbst, für die

persönliche aber sinnlich nicht faßbare Seele ist überall in den Sprachen der sinnlichen Sphäre entnommen. (רוח, נפש, πνευμα bedeuten allesamt in erster Linie Wind, alsdann Geist, daher die Anspielungen im Johannesevangelium 3 — spiritus ist ursprünglich Hauch, von spiro hauchen abgeleitet — für unser deutsches Geist vgl. altnord. geisa auf jemd. einstürmen; nicht anders entstammt Seele einer Sinnliches bezeichnenden Wurzel, wenngleich die Ableitung von See, die auch Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit 1 295 gibt, mehr Wortspielerei als gewisse Etymologie ist.)

Wir verkehren eben zuerst durch unsere leiblichen Sinneswerkzeuge mit der konkreten Welt, auch das rein Geistige erfassen wir dann durch Vermittelung sinnlicher Worte, und die geistigen Werte wiegen wir mit Maßen, die zuerst für körperliche Dinge geaicht worden sind.

So ist der Leib der idealen Bestimmung nach das materielle Sinnbild des Geistes, sein Spiegel, sein Tempel, das höchste sichtbare Zeichen des idealen Wertes der Menschenseele. Der Leib soll den Abglanz einer vollkommenen selbsterrungenen Sittlichkeit wiederstrahlen: Der Blick des Auges, Gang und Haltung, Gebärde und Spracheigentümlichkeit bezeugen die seelischen Eigenschaften.

Die rituellen Waschungen des Leibes haben ihre Bedeutung auf die Reinheit der Seele hin. Nicht anders will die Taufe die „Abwaschung der Sünden" darstellen. Das weiße Kleid, das die Neugetauften der Kirche trugen, nachdem sie Ostern in Christi Tod getauft worden waren, und das sie erst zur Osteroktave an der Dominica in albis ablegten, sollte das Symbol der Unschuld sein. Der Schleier, Trauring, Handschlag, das Händefalten haben ihre Bedeutung für das Geistige. Bei gottesdienstlichen Handlungen schmückte man sich in den ältesten Tagen, in Zeiten tiefer Trauer legte man den Schmuck ab. Dasselbe gilt uns. „Leiblich sich bereiten" ist an den Festfeiern der Kirche auch heute eine „feine äußerliche Zucht". Mein Ich knüpft sich ja untrennbar an diesen meinen Leib. Nach Schopenhauer ist der Leib die unmittelbare Objektivation des Willens zum Leben. Ehrlicherweise sehen wir in ihm das höchste konkrete Gut, und sofern er bildungsfähig ist und auch Kräfte besitzt Vollkommenheit zu erreichen, und sofern zunächst in seinem rechten Beherrschen die Seele zur sittlichen Höhe gelangen kann, ist er ein ethisches Gut. Ein bedeutender Wert eignet ihm also nach allem jedenfalls zu.

Was wir nun dem Tempel Gottes darbringen, mag es der „von Menschenhänden aus Steinen er-

baute" oder der aus der unzählbaren Menge der Menschenseelen mit dem Kitt des Glaubens sich zusammenfügende Bau der Gemeinde oder mag es Gottes Ebenbild sein, das opfern wir Gott selbst. Und was wir durch den Schmuck dem Leib an Sorgfalt und Schönem angedeihen lassen, damit ehren wir nicht minder seinen Bewohner, den Geist. Jesus trug, worauf L. Schneller „Kennst du das Land?" 5 132 treffend hinweist, einen leinenen Ketônet (כתנת = χιτων), der ungenäht aus Einem Stücke bestand und ein wertvolles Gewand war; jedenfalls mußte es den Soldaten unterm Kreuze zu kostbar erscheinen, als daß sie es hätten teilen wollen: so warfen sie denn darüber das Los. Man mag darnach ermessen, so folgert Schneller mit Recht, was von Uhde zu halten ist, der auf seinem Gemälde der ersten Seligpreisung von den Geistlicharmen den Herrn im verschossenen, ehedem einmal violetten Kleide darstellt.

Allerdings aber dürfen wir, die Gefahr waltet ob, den Leib nicht um seiner selbst willen pflegen, denn solche narcissushafte Selbstbespiegelung des Äußerlichen wird sittlich schädigend wirken, Eitelkeit und Koketterie großziehen und von dem innern Zweck jedes Menschenlebens, der sittlichen Selbsterziehung, ablenken. Durch einseitige Bevorzugung eines und zwar des minderen Teils unseres geistleiblichen Doppel-

wesens verlieren wir allmählich das Bewußtsein des Ganzen unserer Natur und der Hauptsache, des „inwendigen Menschen", und das Arbeiten mit und für diesen wird minderwertiger. Die Vorherrschaft des Geistes darf nicht gefährdet werden, denn real genommen ist der Leib andrerseits Werkzeug und — ich sage nicht Knecht — Diener des Geistes.

Von der Haldenplatte aus, die unser vorwärts tastender Fuß gewonnen hat, ist die Gegend schon etwas zu überblicken. Darnach wäre aber bereits manches von den üblichen Schmuckstücken abzuweisen oder einzuschränken. Der Leib ist zu schmücken und zu pflegen, aber auch recht zu pflegen, seinem Sinn und Zweck gemäß, seiner Anlage, seinem Bau, den in ihm selbst liegenden Gesetzen entsprechend — nichts, was seiner Natur entgegen ist, nichts, was in Tracht und Schmuck mit dem vom Schöpfer gewollten Bestand des Leibes in Konflikt tritt, wodurch er gefährdet oder gequält wird, was sein ursprüngliches Gebilde entstellt! Also das heillose Marterinstrument unserer Frauenwelt, in das schon längst vor den ersten Backfischjahren der kaum knospende Körper gezwängt wird, weil man eine jedes wirkliche Gefühl des Kenners, des Künstlers, des Menschenfreundes beleidigende Wespentaille schön, interessant finden will — weg damit! Ich kann es nicht über mich bringen, das Wort aus-

zusprechen, das so viel Unnatur bedeutet. Aber verdient der steife einzwängende Halskragen des Mannes bessere Urteile? Was ist er gegen das zierlich schöne Spitzenjabot vor hundert Jahren, in dem wir unsere Dichterfürsten kennen. Der Schleier, der mit seinem Gespinst und beständig vor dem Gesicht vibrierenden Tupfen die Sehschärfe der Augen verdirbt; die Ohrringe, für die die Ohrläppchen gewaltsam durchbohrt werden, wo die Natur keine Zarge vorgesehen hat, sie müssen weg — wenn nicht die Wahrheit, daß allein der Mensch unter allen Lebewesen das Ohrläppchen hat, erlaubt, es besonders mit Schmuck auszuzeichnen, der allerdings Hängeschmuck sein müßte; denn darauf wiese das schwanke Fleischzipfelchen hin. Armspangen billige ich nur, wenn sie die Blutzirkulation nicht hindern; die im Morgenlande früher gebräuchlichen Kettchen an den Füßen hindern die Freiheit der Bewegung; die schwere goldene Tiara, die die Stirn überaus drückt, trägt auch der Papst heute nicht und liebt eine leichtere Nachbildung.

Schmuck soll gelten, aber nicht auf Kosten des ursprünglichen Wesens. Schönheitssinn ordne das Leben — und doch das Praktische steht darüber. Schönheit mit Nützlichkeit gepaart ist wahrhaft schön. Der Busen des Weibes ist schön und nützlich zugleich; die Buchtung im Garten muß sich notwendig aus prak-

tischen Bedingungen der Natur ergeben, wenn sie gefallen soll: scheinbar vom Zwang der Lage geboten laufen die Rundungen der Bosketts — unauffällig die Absicht des Geschmacks; der Erkerturm am Hause soll der Augenweide dienen, aber auch für den Gebrauch berechnet sein, praktischen Wert haben. Bloße Attrappe wirkt verächtlich, Pose ohne Autorität erregt Kopfschütteln.

Als Mittel des Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit heiße ich auch den Schmuck wie jeden anderen Luxus willkommen. Mit der Herstellung von Luxusgegenständen für wenige finden verhältnismäßig viele Arbeiter Beschäftigung und Lohn, die Verwertung des Gearbeiteten steigert den Wert der Arbeit und des Arbeiters.

Ebenso wird der Kulturfortschritt dadurch gefördert. Die Nachfrage regt das Nachdenken an: erfinderische Köpfe wagen sich mit industriellen Verbesserungen im kunstgewerblichen Luxus zu befassen, die Kaufkraft der Gönner gestattet die Ausführung der Ergebnisse, der Gebrauch der Liebhaber gibt die Lust und die materielle Hülfe, Neueres, Verbessertes auf den Markt zu werfen. Die Gesellschaft aber wird durch alles dem Ziele der Vervollkommnung nähergebracht, und so bildet und verfeinert der Schmuck den Geschmack.

Man geht sogar nicht fehl, wenn man dabei maßvollem allgemeineren Luxus geradezu einen sittlichen Hauptzweck selbst der Verfeinerung der Sitten nicht nur, sondern auch der Sittlichkeit zuweist, sofern er eine proportionale Idealisierung auch der moralischen Lebensweise sicher ermöglicht, begünstigt, wennschon nicht durchaus erheischt.

Immerhin erhebt sich nach all dem Hin- und Herwenden des Problems vielleicht bei diesem Absatze am meisten die Frage: ist wohl alles, was so der Kultur dient, ästhetisch zu werten? — Bijouterien wie jeder Luxus sind aber ästhetisch und auch ethisch absolut wünschenswert zur Betätigung freigebiger Freundesliebe. Wieviel Sinn und Bedeutung hat es, sie zu tragen zum Andenken an Personen, die dem Herzen und dem Leben nahestehn: dadurch werden wir stets von neuem an Tag und Stunde erinnert, die uns einst erfreute, und in dem rastlosen Taumel der Werkeltagsarbeit verweilen wir einmal vielleicht ein paar nur kurze Augenblicke in traulichen Gedanken der vergangenen Zeit.

Es besteht ein Unterschied zwischen Wohltätigkeit und der geselligen Liebesübung. Dort ein Hingeben von Geld und Sachen, hier das Schenken von sinnigen Gaben; während die Wohltätigkeit zur Linderung der akuten Not der Nächsten oder zur Stillung

praktischer Bedürfnisse beitragen will, erstreckt sich die Liebesgabe auf das Nichtnotwendige: wo Werke der Barmherzigkeit nicht vorliegen, wo ein Grund und Anlaß zur Schaffung überhaupt erster und wichtigster vitaler Bedingungen allen Ernstes nicht besteht, ist allein, das liegt in der Natur der Sache, ein nicht gegewöhnliches Angebinde, etwas Eigenartiges, Besonderes, „Apartes" angemessen, so verlangt es die Schicklichkeit und die Idee dieser Gabe. Gott gibt, wo er liebevoll den Reichtum seiner Fülle austeilt, überall nicht nach Verdienst, sondern über Verdienst, sein Tun soll den Menschen hier vorbildlich sein. Wenn dabei Eltern den Kindern praktische Dinge bescheren und die Kinder diese nicht nur in einem neugegründeten Hausstand gern hinnehmen; wenn Ehegatten einander gut bürgerlich mit allerhand beschenken, was in den Haushalt paßt und der an und für sich genug kostspieligen Lebensführung dient, so ist das vernünftig und lobenswert, als eigentlich vollgültiges Angebinde aber ist dies alles kaum zu betrachten und in diese Kategorie hierher nicht zu fügen. Es mag hingehn, denn hier sind nächste Verwandte, die sich gegenseitig helfen und stützend zur Seite stehn müssen; in der Gesellschaft wäre es sonstwie nicht möglich und gälte als beleidigend. Denn für das Alltägliche und direkt unumgänglich für Sein und Haben Erforderliche hat

jeder selbst zu sorgen, das soll und darf kein anderer, damit Arbeit, Pflicht und Verantwortung gewahrt, gestärkt und geregelt werde. Jedermann hat seine Schuldigkeit zu leisten und für sein Haus aufzukommen, und niemand soll ihm die Sorge abnehmen.

Da tritt also naturgemäß der nach einem Superfluum Ausschauende, ob irgend ein „besonderer" Gegenstand vorhanden sei, mit anderem Luxus dem Schmuckstück näher, dies kommt dem Verlangen nach etwas, das nicht täglicher Gebrauchsgegenstand ist, entgegen. Ein solches Geschenkobjekt ist demnach sittlich, wenn es nur echt und wahr ist, nicht Schein und lediglich renommierendes Talmi, und als solches Betrug und Lüge in sich trägt, und wenn es nicht durch einen besonderen Inhalt demoralisierend wirkt. Als einen Beweis der Freundschaft und Liebe wertet Jesus die Salbung mit dem Nardenfläschchen im Johannesevangelium. Arme habt ihr allezeit bei euch, mich habt ihr nicht allezeit, mit diesen Worten weist Jesus den Standpunkt des banausischen Judas weit von sich, der nur berechnete, um wieviel die köstliche Narde hätte zum Besten von praktischen Ausgaben veräußert werden können: Jesus redet entschieden dem idealen Luxus das Wort. Allerdings dürfte ja von diesem Zugeständnisse aus eine Ausstattung mit Luxusschmuck, die man sich selbst leistet, nur in relativem Sinne

gutzuheißen sein. Ihn sich selbst anschaffen kann demoralisierend wirken, u. a. zu immer größerer Begehrlichkeit reizen, wenn er nicht eben stillem Glück, festem hergebrachten Gebrauch und der gewohnten traulichen häuslichen Bequemlichkeit dient.

Ich resümiere: Nach allem haben wir die Frage von der Erlaubtheit des Luxus nicht nach seinem Bestand, sondern nach der Art seines Gebrauchs zu beantworten. Nicht das Daß, sondern das Wie entscheidet. Nicht das Objekt ist zu hüten, sondern die Gesinnung des Subjekts, das damit in Verbindung kommt. An sich ist jeder Luxus erlaubt, aber wie steht es um seine Verwendung und um das Herz dessen, der ihn genießt.

So ist denn verwerflich absolut jedes grobsinnliche Übermaß, das man treibt und das zur Lust ausartet, die „wider die Seele streitet" (Petr. α 2 11b), oder um den alten deutschen Begriff zu wählen, alles „was wider die mâze verstößt", wie der Grieche sagt, wider die *σωφροσυνη* die Vernunft, wider die *ἀνδρεια* das rechtliche Denken. Relativ zu mißbilligen ist, was über die dermalige Lebensart hinausgeht, sofern es nicht individuell oder sozial zu rechtfertigen ist. Sittlich nicht nur gestattet, sondern anzustreben ist die ästhetische Ausstattung des Lebens, aber mit *σοφια* und *δικαιοσυνη*, mit Plan und Verstand, daß man

sein Ziel nicht überschreite und nicht bei andern Ärgernis gebe, die Begierden reize, Neid und Mißmut erwecke. Mäßigkeit ist Pflicht. Meide allen gesundheitsschädlichen und sittlich gefährdenden Genuß. Daß jeder sich selbst zu einem Charakter bilde, fähig und bereit, sich dankbar und zufrieden in jede Lebenslage zu schicken und das beschiedene Maß anspruchslos zu genießen. Dann wird er erst rechte Freude an allem Mehr haben. Und ob er an Schmuck und Luxus sich erfreue, er spricht erhobenen Hauptes, selbstbewußt: ich kann es, aber ich brauche es nicht, es zwingt mich nicht zu seinem Sklaven hinab, ich bin von ihm nicht abhängig, daß ich ohne das alles nicht bestehn könnte, daß es mich in Fesseln und Bande schlüge; ich stehe frei unabhängig über seinen verführerischen Künsten. Freude und kein Griesgram — aber kein Neider und nichts von Begehrlichkeit, das sei der Wahlspruch. Alsdann aber frommt es nicht Ketzerrichter über andere zu sein, vielmehr eigenartig anregende Persönlichkeit und Ansporn für andere.

Wir können uns dessen getrösten: der Luxus, von gewissen Übertreibungen abgesehen, hat im großen und ganzen seine natürliche Grenze. Die menschliche Genußfähigkeit hat Schranken. Nach dem Weberschen Gesetze wächst die Empfindung nur im Verhältnisse des Logarithmus des Reizes: wenn also dieser von

2 auf 2000 steigt, nimmt jene doch nur von 0,30103 bis auf 3,30103 zu, das ist minimal und läßt nicht soviel für die geistige Gesundheit befürchten.

Und die Fügungen und Führungen im Leben des Menschen und der Menschen, das von einem Jahrtausende überschauenden Standpunkte aus planvolle, von großen, Menschenalter und Völkerepochen umfassenden Gesetzen diktierte Schicksalswalten sorgt dafür, daß immer wieder Maß und Vernunft, Ziel und Zweck erhalten bleiben, und schützt den edeln Kern der Menschheit: es treibt den bessern Teil der Gotteskinder stets von neuem zum Nachdenken und heißt sie sich besinnen auf das was wahrhaft wertvoll und bleibend ist, weist sie hin auf die teuersten Güter, nach denen im Herzen tief geschürft werden muß, daß diese über allen irdischen Schätzen nicht vernachlässigt werden, und erklärt den rechten Sinn der irdischen Dinge: es sucht, wo auch alle Wogen ausgelassenster Weltfreude und unsinnigsten Übermutes über dem menschlichen Geschlechte zusammenschlagen und oft alle besseren Regungen, jegliches sittliche Feingefühl zu ertränken drohten, doch zu seiner Zeit wieder zu strenger Lebensauffassung, anspruchsloser Genügsamkeit, richtiger Wertung aller Dinge zurückzubringen und sorgt dafür, daß das ethische Mark erhalten bleibe, von dem allein Bestand und Fortschritt abhängt.

Der jähe Kontrast des Lebens zwingt selbst den in den Tag hinein Dahintaumelnden, wenn seine Reihe kommt, zur Einsicht und Überlegung. Legion ist das Heer der Krankheiten, das auf den Sterblichen einstürmt, daß einen Scheu und Scham beschleicht, wenn man allein von ihrer Zahl hört von der kleinen Unpäßlichkeit bis zu den tränenvollen Siechtümern hin. Und dann die unerbittliche Wahrheit, die selbst der lebensfrohe Horaz in der Archytasode I 28 15 ausspricht:

Sed omnis una manet nox,
et calcanda semel via leti.

oder, wie es Properz mit fast denselben Worten sagte:

Nec forma aeternum aut cuiquamst fortuna perennis:
longius aut propius mors sua quemque manet.
Eleg. II 28 57 sq. (III 26 11 sq.).

Der Tod! jedem einmal beschieden. Aber wie und zu welchem Ende — durch die Lenkung der Gedanken auf die bittere Notwendigkeit wird — nicht bei diesem und jenem allein — eine weise Einrichtung des realen Lebens gewonnen werden.

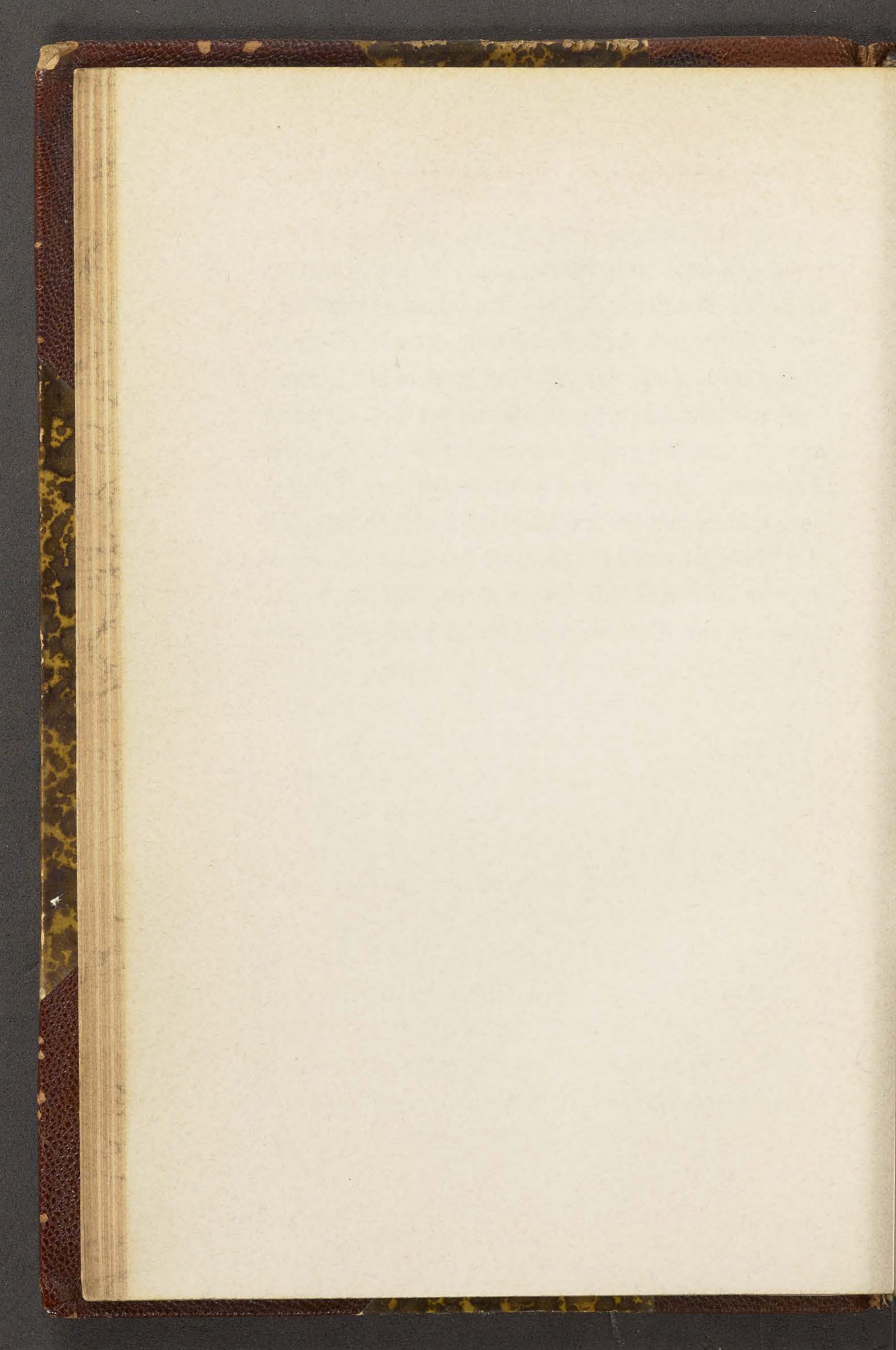
Tragische Katastrophen wie soeben die von Martinique, von Sizilien, von Blankenese, die immer wiederkehren, Unfälle elementarer Art bedrohen den sittlich Vollkommenen ebenso wie den luxuriös Dahin-

lebenden und treffen den einen gefaßt und stets vorbereitet auf alles was kommen mag: impavidum ferient ruinae, den andern in kopfloser Verwirrung. Alles mahnt an den furchtbaren Ernst des Daseins und will zur Weisheit und Wahrheit erziehen. Immer wieder tritt es vor Augen, wie nahe das Ende ist, wie oft wir am Abgrunde wandeln, ohne es zu ahnen: aber dies Bewußtsein schärft das Gewissen der Bessergesinnten, lehrt im Hinblick auf die ungewisse Zukunft einen rechten Gebrauch der irdischen Güter, und auch der Leichtsinnige ahnt in Stunden der ehrlichen Einkehr, wie sie jedem kommen, daß das Leben dieser Erde nicht dem Spaß und Vergnügen gewidmet sein kann, sondern ein heiliger Weg ist zu einem unsagbar hehren Tempel hin, daß für den Eintritt in die schauervoll-erhabenen Pforten unser Selbst beizeiten heranwachsen und ausreifen und wir mit allen Gedanken uns vorbereiten müssen.

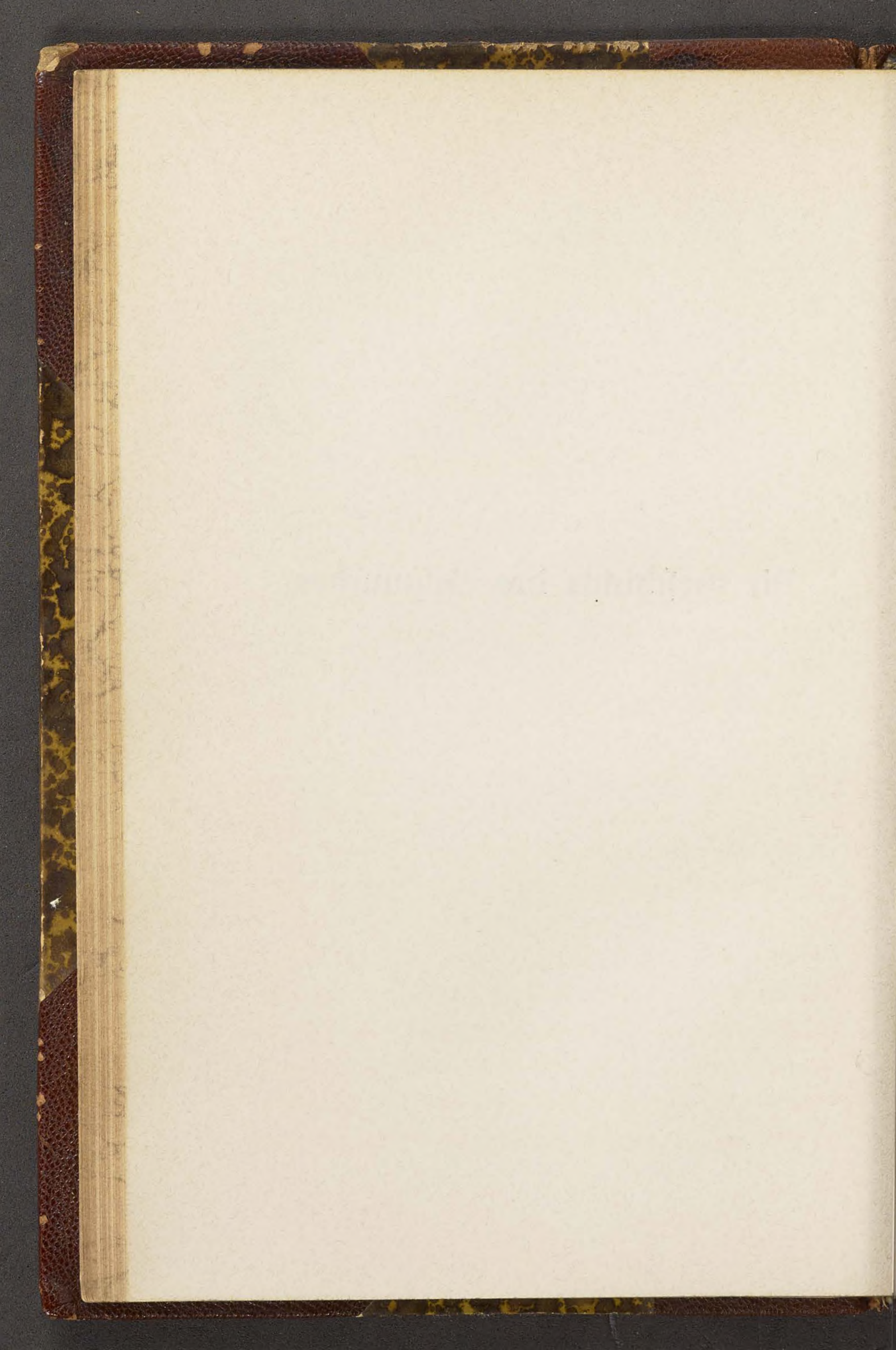
Das Völkerleben geht dieselben Wege der göttlichen Pädagogik. Genußsucht und Verweichlichung sind stets, wie die Geschichte lehrt, die Vorboten eines Untergangs, aber auch die Morgenröte darnach für die Völkerwelt hereinbrechender, von den Schrecken der Nacht geläuterter Tage. Durch Sünde und falsche Lebensart hindurch kommt die Welt vorwärts zu glorreichen Errungenschaften, Entartung nach links und

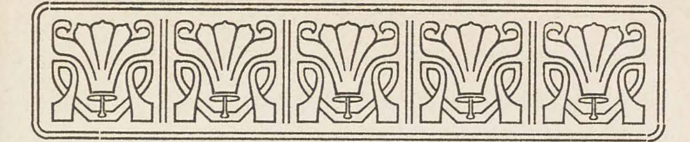
nach rechts führt endlich zu guter Art in gerader Richtung nach oben, auf höhere Kulturstufe, die häßlichsten Zeiten werden die Grundlagen neuer gesunder Kraft und haben ihre erziehliche Bedeutung, die Decadence eben recht bewirkt Erkenntnis des echten Ideals. Propheten erstehn, mit warmem Herzen für die sittlich leidende Menschheit, und weitschauender als der getrübte kurze Blick der anderen Sterblichen reicht; mit ihren scharfen Augen sehen sie die Irrwege, die die Mitwelt eingeschlagen hat, und verurteilen mit eindrucksvollen Worten den in fehlerhafter Sackgasse ausmündenden Steig, weisen zurück zu alten biederen Sitten oder stellen auf den Grundlagen der durch alle Fehltritte doch neu erzielten Kultur gereinigte Prinzipien auf und leben sie vor: Satire und Didaktik erblühen auf den Schuttbergen der fin de siècle-Gesellschaft und hauchen frischen Sauerstoff in die muffige Luft. Das war Juvenal dem verfallenden Rom eines Kato und Marius, das wurde Schleiermacher der neuen Zeit. Alle Auswüchse dringen ja nur um so energischer darauf, des Baumes zu warten und auf sein geregeltes Gedeihen Obacht zu geben: je üppiger, desto besser lenken sie den Blick auf sich, erheischen die gründliche Reinigung des Stammes von den Wildlingen mit Hippe und Geißfuß und bewirken, daß der Edelreiser sorgsamer gepflegt wird.

So ist es immer, quae nocent, docent: die Übertreibungen und Ausartung tragen in sich selbst den Keim der Reaktion. Und — was haben nicht auch in der Völkerwelt Unglück und Leid gewirkt! Daß die Bäume Genußsucht und Weltsinn nicht in den Himmel wachsen. Wie haben sie allemal wieder von Übermaß zurückgerufen, wo er sich breiter zu machen wagte als ihm zukam. Welche Lehre gab seinerzeit der Dreißigjährige Krieg von der Vergänglichkeit und Unsicherheit alles Irdischen; was der Gedanke des Liedes ist, sahen sie ein: „Schmuck und Lust sind eitle Sachen." So regulieren sich selbst die göttlichen Geschicke der Welt.



Die Geschichte des Schmuckes.





Allgemeine Einführung.

Der Schmuck richtet sich durchaus nach der Tracht des Menschen und den Kulturverhältnissen der Völker, die ihn herstellen und anlegen. Er kann in seiner Eigenheit daher nur in Verbindung mit diesen beiden erfaßt werden.

Die Freude am Schmuck ist älter als die Kleidung. Wir kennen Völker, die völlig nackt gehn, aber Schmucklust ist keinem Volke abzusprechen. Darüber kann man leicht in den Teilen der Neuen Welt, die von der Kultur gar noch nicht beleckt sind, auch heute noch seine Beobachtungen anstellen. Ich greife einige klare Beispiele heraus.

Da ist der Indianerstamm der Guaymores oder wie sie selbst sich nennen, Engeräkmung, die in den waldbedeckten Ostabhängen des brasilianischen Küstengebirgs, in den Tälern der Serra do Mar zwischen Rio Pardo und Rio Doce ihre uralten Wohnsitze haben, ein starkes breitschultriges Geschlecht mit

schwarzen lebhaften Augen und zierlichen Händen und Füßen, aber dickem Mund und dicker Nase, unbändig in Leidenschaften; ein Wandervolk, das in den Urwäldern heute seine Hütten von Palmen- oder Helikonienblättern baut, um sie morgen abzureißen, über die Flüsse schwebende Seilbrücken aus Schlingreben zu ziehen und anderswohin zu gehn. Von einer Kleidung, auch nur um die Scham zu verhüllen, ist nicht das Winzigste zu entdecken, unbekümmert gehn sie vollständig nackt, Männer ebenso wie Weiber. Aber zu Schmuck haben sie doch wenigstens eine, wenn auch uns sonderbar genug vorkommende Neigung. Während auf dem glatt geschorenen Kopf eine Haarkrone stehn bleibt, werden Ohren und Unterlippe mit dem siebenten oder achten Jahre durchstochen und in die Löcher immer größere Pflöcke aus dem Holz des Barrigadobaums gesteckt, das leichter als Kork und sehr weiß ist, und das Loch wird endlich so geweitet, bis es Scheiben von 13 cm Durchmesser, bei 3 cm Dicke, fassen kann. Und dieser merkwürdige Schmuck war es, nach dem die portugiesischen Entdecker, den Zierrat mit einem botoque (Faßspund) vergleichend, das Volk Botokuden nannten.

Oder der Indianerstamm der Bakairi im Quellgebiete des Schingú in Brasilien. Auch das Geringste von Kleidung fehlt bei den Männern, und für die

Weiber ist nur das Uluri, das Weiberdreieck, da; aber ein rohes Diadem, Ohrfedern, eine zierliche Leibschnur fehlen nicht. Der Mann hält den Kopfreif oder trockene Blätter, an die Schläfen gesteckt, also Schmuck, auch als Bekleidung genügend, die Frau trägt wohl gar nur ebenso einen Blumenkranz auf dem Haupte.

Dann die Feuerländer oder Pescherä in Südamerika. Ihrer Erscheinung nach machen sie keineswegs den Eindruck eines herabgekommenen oder überaus tiefstehenden Volkes. Und trotz des sehr kühlen Klimas gehn die Männer und Kinder oft völlig nackt oder legen nur den Lendenschurz an und schlagen über die Schulter ein viereckiges Stück Seehundsfell; aber ihre hohe Gestalt mit der sanften bräunlichen Hautfarbe, ihren so überaus fleischigen Körper zu schmücken, haben sie einen außerordentlichen Hang. Ein Halsbehang von bunten Steinen und Perlen ist vielleicht ihr Schmuck, aber auch einzige Kleidung, er versöhnt uns gleichsam mit den erschlafften Formen ihres Körpers. Halsbänder von Seehundsfell, Muschelschalen, Knochen und Zähne, Glas und Eisen werden zu Hülfe genommen; und das Gesicht wird mit Kohlen oder Holzasche gefärbt.

Ebendieselben Erfahrungen kann man auf jeder Inselgruppe der Südsee sammeln.

Bei den Leuten von Kaiser-Wilhelms-Land, in Neu-Guinea, einem wohlgestalteten, mittelgroßen, kräftigen Menschenschlag, beschränkt sich auch die Kleidung auf die allernotwendigsten Gegenstände, aber auf Ausschmückung des Körpers, besonders des Kopfes, wird viel Mühe verwendet, vor allem von seiten der Männer: das üppige Haar wird sorgfältig aufgebaut, rotgefärbt und mit schmalen Bändern festgehalten, Kämme aus Bambus, Kasuarfedern, frische Farne und wohlriechende Kräuter werden zur Verzierung benutzt.

Die Frau von Yap auf den Karolinen trägt einen Grasumhang um die Lenden, der primitiv genug ist: ein Gurt liegt um den Leib, von dem einige Bündel vorn tief herabhangen oder zwischen den Schenkeln durchgezogen werden; aber das Halsband aus Delphin- und Menschenzähnen, eine Stirnbinde mit weißen Schneckenhäusern, ein Kopfputz aus Muschelscheiben und Perlen von Walfischzähnen darf kaum fehlen.

Man darf nicht a priori annehmen, daß die glänzende Entfaltung von Schmuck zusammengehe mit der absoluten Bedeutung und Civilisation eines Volkes, es besteht nur ein Zusammenhang mit dessen relativer Kulturentwicklung. Völker, die sich zur Höhe hin entwickeln, legen durchweg auf Schmuck wenig Wert, sie haben höhere Interessen als über Putz und Kleiderzier

nachzusinnen: mit strengen und herben, unverfeinerten Sitten gehn sie ihrem Ziele zu, Herrschaft, Kraft und Energie der leicht erschlaffenden Welt zu bringen; wenn sich aber eine Periode der Höhe naht, dann blühen jedesmal im Gefolge der mannhaften politischen Errungenschaften die Künste auf, und auch der Schmuck wird reicher und umfassender.

Ich unterscheide zwei Kategorien des Schmuckes: Körperschmuck, der auf der bloßen Haut oder im Haar, Kleiderschmuck, der auf dem Kleide getragen wird. Das Wesen beider ist natürlich ein ganz anderes, nur Kettenwerk ist allerdings beiden gemeinsam. Der Kopfschmuck ordnet sich fast vollständig dem ersten Gebiete ein, denn der Hut hat nicht viel edeln Zierat aufzuweisen — ausgestopfte Vögel und nachgemachte Blumen und Früchtebündel, falsche Ähren und Rispen u. dgl. gehören nicht in das Kapitel Geschmeide hinein. Haar, Stirn und Ohr werden von Diadem, Kämmen, Haarstecker, Nadeln und Ringen geschmückt, das Armband gehört auf den entblößten Arm, der Ring zu der bloßen Hand; Halsbänder und Ketten eignen sich für Kleid und Körper. Der Kleiderschmuck geht ursprünglich von der Notwendigkeit aus, den Stoff des Gewandes zusammenzuhalten. Dorther entsprang die Gruppe des Heftschmucks: Heftel, Agraffe, Spange, Schließe, Brosche, wie sie bei fast sämtlichen Kultur-

völkern auftreten; sie erscheinen an den Sammel- und Kreuzungspunkten der Zeugfalten oder den Vereinigungsstellen der Gewandränder; und selbst wenn Broschen und Vorstecknadeln auf den Kragenabschlüssen moderner Kleidertaillen vorkommen, so müssen sie nach den Grundsätzen der Ästhetik eigentlich doch aber wenigstens scheinbar die Funktion einer Heftel erfüllen. Dazu der Gürtel — mit der Verfeinerung der Sitten wird dieser zwar auch mehr Mode- als Bedürfnisartikel. Ursprünglich aber galt er als unumgänglich notwendiges Zubehör der Toilette. Er raffte und hielt das Kleid. Und er hob einst im Altertum hoch angesetzt den Busen markanter hervor. Die Schöngegürteten ist ein dichterisches Beiwort bei den Hellenen. Auch auf dem bloßen Körper trug man ihn deshalb, unter dem Gewande. Und weil er also die weiblichen Reize erhöhte, deshalb umschwebte ihn gerade ein eigenartiger poetischer Nimbus. Von dem wunderköstlichen Gürtel der Aphrodite, der in sich alle Herz und Sinne berückenden zauberischen Reize vereinigte, heißt es: dort war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort war Getändel, dort die schmeichelnde Bitt', die auch den Weisen betört. Noch in der kunstfreudigen Renaissanceperiode singt wieder Tasso in seinem Befreiten Jerusalem von der liebreizenden Armida: Zärtliches Schmollen und sanfte

Weigerung, mutwilliger Zwist und froher Friede, Lächeln, Kosewörtchen, süße Tränentropfen, abgebrochene Seufzer und feuchte Küsse — all diesen Dingen gab Körper sie und schmolz sie zusammen, härtete sie langsam an einem gelinden Feuer und bildete draus den wundersamen Gürtel, der ihren schönen Leib umschlang. Doch auch in Ungeheuer verwandelte das Überwerfen eines Zaubergürtels: durch den Wolfsgürtel war der Wolfsmensch, die gespenstische Mißgestalt, verzaubert worden.

* * *

Die Stoffe für den Schmuck sind, wie wir gesehen haben, so vielseitig wie möglich: Edelmetalle, auch Kupfer, Messing, Zinn und Eisen, ferner eine ganze Zahl unedler Metallverbindungen; Edelsteine, Halbedelsteine, dann Perlen, Korallen und Muscheln, Glasfluß, gebrannte und emaillierte Erde haben in den Kreis einzutreten. Weiter greifen noch die Naturvölker. Aber doch nicht nur bei ihnen tritt eine ganze Unsumme noch anderer Gegenstände auf, die für den Schmuck benutzt werden: Haare, Pflanzenfasern, Holz, Federn, Elfenbein, Reihungen von Samenkörnern, Halmstücken, Tierklauen, Knochen, auch Fischgräten, zusammengereihte Menschenzähne — die Samoanerin schmückt sich mit einem Halsband von aufgereihten

gespaltenen Zähnen des Pottfisches und allerlei Pflanzenschmuck, der Apalachenindianer mit einem solchen von getrockneten Menschenfingern. Wohin wir in der Südsee blicken, sind aufgefädelte Kaurimuscheln der Schmuck, die gleichzeitig Geld bedeuten; denn die Kauriwährung reicht auf der südlichen Hemisphäre von Meer zu Meer, das Muschelstück gilt je nach Ort und Zeit $^1/_{10}$—$^1/_{50}$ Pfg. Dies Muschelgeld wird gern getragen. Was alles überhaupt als Schmuckstoff angesehen und gebraucht wird, dafür genügt es die Schoß- oder Mädchenschlange anzuführen, ein zu den Prunkottern gehörendes Reptil, eine Giftschlange, aber doch sonst ungefährlich, wegen ihres engen Maules kann sie nur schwer beißen: diese Elapsschlange, in den Waldungen und Gebüschen von Brasilien und Mexiko zu Haus, mit bläulichschwarzem Vorderkopf und lebhaft rot und grün gefärbtem Leib mit schwarzen, weißlich eingefaßten Querringen, die die Grundfarbe unterbrechen: in Wahrheit eine der schönsten südamerikanischen Schlangenarten — ihren Namen hat die Schlange daher, daß in jenen Gegenden die Mädchen sie als kühlenden Halsschmuck anlegen.

Immerhin neigen die Kulturvölker für den Schmuck wohlfeilen Gegenständen, mit Ausnahme der Blume, nicht zu und sehen abfällig auf sie herab.

Die Flügeldecken der tropischen Prachtkäfer wetteifern mit dem Farbeneffekt der Juwelen, die Flügel einiger Mistkäfer des Südens geben dem sanften Farbenschimmer edler echter Opale wenig nach. Dennoch trägt sie niemand, nur in der Landbevölkerung Südfrankreichs trifft man sie als Schmuck. Und ähnliches anderswo. Falsche Steine und unbearbeiteter Naturschmuck sind diskreditiert, weil sie wertlos sind. Auch Kunst und Arbeit soll in dem Schmuckwerk stecken. Die Kostbarkeit aber soll das Selbstbewußtsein des Besitzers heben und den Respekt des Beschauers erwecken.

Wie weit der Schmuck angewendet wird, Umfang, Stoff, Stilart und Farbe, sie richten sich nach Klima, Lebensweise, Umgebung, Volkscharakter, sozialer Stellung, Überlieferung, Verkehr, Mode, sie wechseln je nach der Körperfigur und dem Naturell des Einzelnen, nach Situation und Zeit; aber mit Notwendigkeit ergeben sie sich aus all diesen Faktoren heraus. Nicht willkürlich wählte der römische Senator die lange faltenreiche Toga als Amtstracht: sie offenbart sein Wesen; nicht zufällig schmückt sich die nackte Negerin mit Ringen: die ackerbautreibenden Völker der tropischen Zone können andern außer Ringschmuck nicht gebrauchen, weil er bei der Feldarbeit lästig wäre — dazu hat bei ihnen gerade der Ring-

schmuck praktischen Zweck: das Stirnband dient als Haarfessel zugleich, der Gürtel ist ein nützlicher Halter für kleinere Gerätschaften, die Halskette Amulett-träger, die Arm- und Beinringe aber demonstrieren das kräftige Muskelfleisch, das die saure Arbeit bewältigen kann. So behängt auch nicht zufällig die bewegliche Spanierin ihr Gewand mit flatternden Bändern und Spitzen, nicht zufällig umgürtet sich der Perser mit breitem schließendem Gurt, heftet der Indianer die Schwungfedern des Adlers an seinen Kopf: der umherschweifende Mann weiß dabei genau, was für ihn paßt. So gibt sich auch das ganze gesetzliche Element der alten ägyptischen und assyrischen Kultur in den steifen starren Formen und der symmetrischen Anordung des Schmuckes wieder. Bei beiden Geschlechtern hat sogar der gleiche Schmuck zum großen Teil verschiedene Wirkung, wegen der verschiedenen Beschaffenheit der Gestalt, der Haut, des Haares, der geistigen Veranlagung: wechselvolleres Empfinden und demnach mannigfaltigeren Schmuck gestehn wir dem weiblichen Geschlechte zu, dem Manne mehr Würde und Ernst.

Aber nicht nur diese und jene Schmuckform, sondern auch ebenso dieses und jenes Schmuckmaterial tritt dabei nach Zeit und Gegend abweichend besonders hervor, und das verleiht dem Schmuckbild

einer Epoche oder eines Landes einen eigenartigen Typ, und mit dem Wechsel der Stoffe gewinnt es ein ganz anderes Aussehen. Man stelle das klassische Zeitalter mit fast purem Goldschmuck neben die in Email und Steinen prangenden Leute von Byzanz, oder das einfache Erz und Bronze der alten nordischen Nationen zusammen mit dem Geschmeideprunk der indischen Welt. Zu bemerken wird als Ergebnis der Betrachtung stets dieses sein, daß untergeordnete und vorwärtsschreitende Zeiten mit Silber oder niederen Stoffen vorlieb nehmen, Goldarbeit bedeutet allemal die vornehmsten in den Zeitabschnitten der Geschichte des Geschmeides.

Dem Künstlerauge wird nicht entgehn, daß reine Naturnachahmung auf unserm Gebiete seltener ist, die Technik der Verarbeitung der besonders verwendeten Materialien hat hier vorzuschreiben und den Weg zu weisen. Perlen und Steine lassen es eben ihrer Art nach nicht zu, daß der Goldschmied naturalistischen Neigungen nachgehe — und sie haben doch gewiß einen bedeutenden Anteil am Schmuck des Menschen: je ausdrucksvoller und vielfältiger sie ihm eingefügt werden, um so mehr bestimmen sie das Wesen des Schmuckgewerbes. Daneben ist die beständig mehr ornamentale Art auffallend. Aber sie ist andrerseits eigentlich wohl die einzig berechtigte; denn ob auch

Kunstentfaltung beim Schmuck verlangt wird, so ist er doch zu den Kleidungsgegenständen zu rechnen und hat deren Bedeutung, und er kann insofern immer nur einen ornamentalen Zweck zu der Person seines Trägers selbst beanspruchen.

Die antike Welt.

Das gesamte antike Kunstgewerbe hat für uns eigentlich ein doppeltes Interesse, ein antiquarisches und ein künstlerisches. Ein antiquarisches insofern, als es uns einen Einblick in Leben und Denken der antiken Völker gewährt, ein künstlerisches aber, indem es zeigt, wie sich der Kunstgeist der Antike den Aufgaben gegenüber verhielt, die das Leben und Trachten der Völker stellte. Das künstlerische Verständnis der kunstgewerblichen Erzeugnisse wird durchaus durch das antiquarische mit bedingt, und beide können schwerlich getrennt werden.

I. Das Morgenland im Altertum.

Das Morgenland ist der Ursitz für allen Juwelenprunk. Dort, wo Himmel und Erde mit aller herausfordernden Pracht und Üppigkeit sich schmückt, wo die Natur selbst mit immer heiterer Schönheit voran-

geht, wurde der Mensch so leicht dazu gebracht glanzvoller Tracht zu huldigen. Die leichte Kleidung, die jene Landstriche erlauben, die dunkle Körperfarbe mit ihren wechselvollen Gegensätzen, lockten ihn nicht minder dazu hin. Für eigentliche Kunst kam zwar nicht viel dabei heraus: hier sind nur die Anwohner des Nils und die Phönizier bedeutender talentierte Leute gewesen — kunstreich in aller Metallarbeit nennt ja auch Homer die von Sidon und Tyrus — gediegene Arbeit, geschickte Hand und sicherer Blick bei ihnen! Die Assyrier und die Stätte des alten Ilion beteiligen sich, wenn auch schwächer, an der antiken Schmuckgeschichte. Dem entgegen weisen die Perser, die auf dem Nacken jener Völker ihre Macht aufbauten, nicht Erwähnenswertes auf. Ostasien hat in dieser Zeit für uns nichts zu bedeuten.

Ägypten.

Die alten Ägyptier, wie mit den Ausgrabungen immer mehr erkannt worden ist, sind wahre Schmuckkünstler gewesen. Wir wissen mehr über sie, als manche andere Zeit uns sagt, so viel näher sie uns liegen mag. Der Grund ist der eigentümliche Totenkultus der Nilleute. Die Gestorbenen wurden mit ehrfürchtiger Scheu beigesetzt. Umsichtig dachte man an alles ihnen zu gute und gab Schmuckstücke ihnen

der Sitte gemäß mit in die andere Welt. Die Wohl-habenderen legten ihren Toten das ins Grab, was ihnen im Leben lieb gewesen war; wer weniger auf-zuwenden hatte, beschaffte einen eigenen Totenputz von geringerem Stoff und nachlässigerer Arbeit. Die schier unglaubliche Menge von solchen Stücken, die die Fundstätten bergen, lenkt zu dem Schlusse, daß wir hier gewerbsmäßige Fabrikarbeit vor uns haben, Massenartikel, die bei der großen Nachfrage in großen Vorräten hergestellt wurden. Dieser Gesichtspunkt ist beizubehalten, wenn wir uns wundern sollten, daß die Funde oft in ihrem Werte so sehr voneinander ab-weichen. Daß es für den Verkauf gearbeitete Massen-artikel sein müssen, geht aus den Herzskarabäen hervor, bei denen der Raum für den Namen des Toten in der Inschrift oft nicht ausgefüllt ist.

Vornehmes Material wird von den alten Ägyp-tiern in verschwenderischer Weise angewendet, nament-lich sind Halbedelsteine beliebt, und geschickt und sauber sind die Meister in der Ausführung. Besonders er-fahren waren sie in einer Art Zellentechnik: man ver-sieht die zu verzierende Fläche mit Zellen, in die eine bunte Masse gelegt wird: die Zellenräume werden dazu in die Fläche eingeschnitten oder schmale Metallstreifchen werden aufgelötet, dann wird eingekittet und poliert. In den ersten Jahrhunderten des zweiten Millenniums

tritt uns diese Technik bereits entgegen, die Leute müssen damals schon die Fertigkeit gehabt haben Draht zu ziehen, zu löten, Steine zu schneiden. Echtes Email zur Ausfüllung der Zellchen finden wir nur in zwei Abstufungen von blau, das überhaupt die Emailfarbe des Altertums ist, das Übrige geben zugeschnittene Steinstückchen, geschliffen und gefeilt, und farbiges Glas her. Das Email, dessen Einführung erst in den Tagen der Ptolemäer um 300 v. Chr. geschah, nahm man mit Vorliebe zu Hintergründen für die in Metall ausgeführten Figuren. Nennenswert sind auch noch die schon aus ältester Zeit herstammenden mancherlei Ketten aus feinem geflochtenen Golddraht.

Die Ausstattung des Körpers mit dem Schmuck hing innig mit der Religion der Ägyptier zusammen und hatte offensichtlich einen symbolischen Charakter. Da erscheint der Skarabäus, das Symbol der Schöpferkraft und des ewigen Lebens — der große Mistkäfer Ateuchus sacer war ja eine der Gestalten des Sonnengottes und galt daher als glückbringendes Zeichen. Sein hieroglyphischer Name ist Cheper. Ein etwa 4 cm langes Tierchen, besonders an den Küsten des Mittelmeeres, das zur Gattung der Mistkäfer gehört — sie führen diesen Namen daher, daß sie ihr Ei in Pillen aus frischem Mist legen, die sie selbst angefertigt haben. Die Gestalt des sog. Heiligen Käfers

ist fast rund, glänzend, goldschimmernd ist die Farbe der Flügeldecken. Die Vorderbeine haben fingerartig gezähnte Schienen, aber keine Füße. Der Kopf aber ist schildförmig, vorn mit sechs Spitzen wie eine aufgehende strahlende Sonne. Und weil er nach dem Rücktritt des Nils so unbemerkt erscheint und plötzlich da ist und sich schnell vermehrt, so gab dies zu der Meinung den Anstoß, daß er ohne Fortpflanzung entstehe und ein Keim der unbegrenzten ewigen Schöpfermacht in ihm lebe. Unzählig wurde der Pillendreher, wie man ihn auch genannt hat, in Stein und gebrannter Erde wiedergegeben für Amulette, Schmuck- oder Siegelsteine, mit einem Loch in der Länge der Käfer, um sie auf Schnüre aufziehen zu können. Auf der glatten Unterseite pflegen die Skarabäen mit hieroglyphischen Namen von Göttern und besonders verehrten Königen, seltener von Privatleuten, oft mit kurzen religiösen Inschriften oder mit heiligen Symbolen versehen zu sein. Ganz selten finden sich sogar kurze historische Texte. Diese Nachbildungen des Pillenkäfers sind meist etwa 10 bis 15 mm lang, es finden sich aber auch größere bis zu 7 und sogar 10 cm Länge. Weiter erblicken wir als Motiv in den Schmucksachen das heilige Auge, in altherkömmlicher Weise darüber die Brauen, unten seltsam stilisierte Anhängsel, die ursprünglich wohl

die das Auge umgebenden Falten andeuteten: das Auge des Horus war Quell des Guten. Wir finden zahllos wiederholt das Petschaft in den Fängen des Greifen, das Symbol des verjüngten Daseins, und den Nilschlüssel, ein oben mit einem Öhr versehenes Antoniuskreuz (Henkelkreuz); ferner gewahren wir Götter und heilige Tiere, Apis, Geier, Sperber, Sphinx, Löwe und Fische, daneben die Uräusschlange, die stolz sich blähende Giftschlange, die die ägyptischen Könige als Symbol ihrer Würde an der Krone trugen, das Sinnbild der Göttin, die den Sonnengott gegen seine Feinde verteidigte. Das Pflanzenreich liefert vorzugsweise den Lotus, der in vielen Variationen auftritt. Reizvoll sind die von glücklicher Künstlerhand wunderschön stilisierten zierlichen Fliegen und Blättchen, die als Berlocken etwa an das Halsband gehören.

Für den Mann war der Ring die bedeutungsvollste Schmucksache. Ein Zeichen hoher Kulturentwicklung — niedriger stehende Völker haben ihn nicht, bei Homer ist er nicht erwähnt. Hier aber und am Ganges gehört er zu den Beständen der ältesten Fundstätten, nicht sowohl eine Zierde als das Sinnbild der Macht und Würde. Ursprünglich war es wohl die Absicht ein Siegel als alter ego stets zur Hand zu haben, die den Gedanken an einen Ring eingab. Die älteste be-

kannte Form des Siegels ist im Nillande wie auch in Babylonien der Zylinder, der an einer Schnur oder Kette getragen und, wollte man ihn verwenden, über den noch feuchten Ton gerollt wurde. Etwa vom Anfange des mittleren Reichs an wird es Sitte, dem Siegelstein die Form eines Käfers zu geben, der an der flachen unteren Seite die eingravierten Ornamente, Namen oder glückverheißende Schriftzeichen trägt: Titel, das Zeichen der Vereinigung beider Länder Ober- und Unterägypten, Auge, das Zeichen für Leben, Dauer, Genuß, gut, frisch, Gold, auch Gottesnamen, Anrufungen und Gebete, an die Sonnenbarke, aus der der Sonnengott die Welt regiert, und andere. Man nimmt nicht geradezu kostbare Steine, auch Glas, seltener und erst später Fayence. Weiterhin begnügt man sich auch damit, daß man wenigstens in seinen Umrissen den Skarabäus nachbildet, die sogenannten Skarabäoïde mit einer flachen und einer gewölbten Seite; die verschiedensten und reichsten Verzierungen und Umänderungen treten dazu. Mit einem Golddraht legte man nun den Siegel an den Finger. Die Lötung, die jedenfalls nicht so früh in Gebrauch war, fehlt in der ältesten Zeit. Der Stein wurde also in metallene Fingerringe drehbar gefaßt und dann so getragen, daß die Schriftseite nach innen gekehrt war, die gewölbte nach außen lag, so daß das Ganze steigbügel-

artig aussah; beim Siegeln selbst drehte man ihn herum. Die Arbeit ging folgendermaßen vor sich: der Mann nahm einen gedrungenen Golddraht, schlug ihn spindelförmig zurecht, die schmächtigeren Enden flachte er ab und legte sie an den Stein; durch kleine Schlitze dieser abgeplatteten Spitzen und das Loch des der Länge nach durchbohrten Käfersteins schob man ein Drähtchen, und dessen Enden wand man schneckenförmig um den Reif, so daß der Stein festsaß. Nachmals wurde der Ring mehr rund angefertigt, man sah auch von dem Steine ab, dafür wurde der Ring selbst an der betreffenden Stelle verdickt und für eine Inschrift abgeplattet, und von bestechender Eleganz ist das, was sonsthin nach dieser Richtung alles unternommen wurde.

Die Ägyptierin war in ähnlicher Weise stolz auf ihr Kollier, es war ihr Schmuck par excellence, das armseligste Landmädchen mochte ihn nicht entbehren. Diese Halsketten weisen zumeist als Anhängsel eine reichhaltige Summe von Amuletten auf, die seit der lybischen Zeit ins Übertriebene wuchs: Perlen aus Elfenbein und Silbergold und allerlei andere Sächelchen. Die Schnur selbst bestand aus aufgereihten kleinen Perlen, Röhrchen und Zylinderchen aus Karneol, Lapislazuli, grünem Feldspat, Korallen, Muscheln, teils war sie ungelenk in Stückchen von

glasiertem Stein oder Ton gehalten. Auch Armbänder wurden aus solchen Gewinden in mannigfaltigen Mustern geformt. Dazu trug man manschettenförmige goldene Bracelets, die aus zwei Halbkreisplatten bestanden, die mit Scharnieren zu schließen waren. Den Schmuck vervollständigte beim Weibe ein reicher Kopfputz aus Gold, der in einen Geier auslief. Ohrschmuck tritt seit der Mitte des zweiten Jahrtausends auf; bei den vielerlei hellenischen Zügen erscheint die Vermutung nicht unberechtigt, daß er erst in den späteren Jahren ein weiten Kreisen üblicher Gegenstand wurde. Originell sind dabei die Hänger, die aus Kugeln zu kleinen Pyramiden zusammengesetzt sind. Spangen und Vorstecknadeln hatte man nicht. Als eigenartige Zierde trug man große Brusttafeln aus echtem Metall, die glänzend und reich ausgestattet waren.

Eine feste Anlage in großen Zügen ohne Kleinliches und ein sicheres Stilgefühl zeichnet das ägyptische Kunsthandwerk in den besten Tagen des Reichs aus; als hernach griechische Einflüsse rege wurden, nach Alexanders Auftreten das Hellenentum die Mode für den ganzen westlichen Orient angab, da ließ man die guten alten Formen liegen, der ländliche Liebhaber nur pflegte sie, und so verknöcherten sie und fristeten ein abgelebtes und entwicklungsunfähiges

Dasein, die Triebkräfte waren versiegt, und die originelle Kunst schwand dahin. Der Städter aber war, wenn der Nationalstolz seine Tage hatte, zufrieden mit ungenügenden geschmacklosen Nachbildungen der klassischen Zeit.

Die Euphratländer.

Allerlei individuelle Züge rufen hier Gedanken an das Nilland wach. Wenn auch die Kunst der Euphratländer jenem an Wert nicht gleichkommt. Was uns von den Assyriern, die dann wohl auch ihre späteren Eroberer beeinflußt haben, an bildnerischen Darstellungen in Reliefs und Statuen an Tempeln und Palästen erhalten ist, zeigt eine reiche Abwechslung von Schmucksachen, Kopf-, Ohren- und Halsgeschmeide, Armringe an Oberarm und Handgelenk. Der König besonders trägt, wo er auftritt, auffallend und umfassend Zieraten an seinem Ornat. Von den Schmuckstücken selbst ist fast nichts vorhanden. Sie mögen von verschiedenem Werte gewesen sein je nach Stellung und Vermögen der Leute. Hohlformen, die man gefunden hat, beweisen, daß man im Gießen und Prägen von Ziersachen geübt war. Der Siegelring tritt auf, mit äußerst kunstvoll bearbeiteten Steinen; das Ohrgehänge, meist nach den plastischen Werken bekannt, ist einfach und seltsam massig; die Armbänder

gehn vielfach nicht um den ganzen Arm, sondern sind offen, und an den offenen Enden gewahren wir eine Art von rüdem Tierkopf.

Bekannt sind wohl am meisten jedem aus den Museen die bei den alten Assyriern, Babyloniern und Persern üblichen kleinen Steinzylinder aus orientalischen Halbedelsteinen, Onyx, Sardonyx, Jaspis, Achat und Lapis, mit eingravierten Inschriften oder Figuren, besonders zum Siegeln benutzt, dann aber auch als Amulette getragen. Die Größe der bei den Ausgrabungen in Ninive, Persepolis und anderswo gefundenen Stücke wechselt zwischen 1,5 bis 10 cm. Die eingravierte Schrift ist meist Keilschrift, doch finden sich auch phönizische und aramäische Schriftzeichen, die Figuren haben entweder symbolische oder mythologische Bedeutung. Mitunter ist die eine Hälfte mit Figuren geziert, die andere freigelassen, auf dieser sollte die Namensbezeichnung des Besitzers in Keilschrift angebracht werden. Die Gravierungen sind natürlich umgekehrt, damit sie im Abdrucke richtig erscheinen. Zum Siegeln waren die Zylindergemmen mit einer Handhabe versehen, so daß sie, um ihre Achse sich drehend, in Wachs oder weichen Ton abgerollt werden konnten und dann der Abdruck in einem Viereck zur Geltung kam. Berühmte Stücke dieser Art sind der Siegelstein des Darius I., der des

Muschîsch-Ninib, der in der assyrischen Stadt Tarbis gefunden wurde, der des Ur-Ba'u von Ur aus der Zeit von 3000 v. Chr., und des Dungi von Ur, aus Nippur.

Eine Bedeutung für die nachfolgende Zeit haben die Erzeugnisse dieser Kultur nicht gehabt.

Phönizien und seine Dependenzen.

Hierher sind zu rechnen Syrien und die Inseln der Levante, außerdem greift westwärts die Kultur nach Sardinien über: je nach der Interessensphäre und der Nähe wird sie von Euphrat und Nil oder von Hellas beeinflußt.

Die Phönizier darf ich nicht übergehn, wenn ich nicht einem kunstsinnigen Volke unrecht tun will. Zwar meist für das Ausland, nach dessen Neigung und Liebhaberei, um Geld ins Haus zu schaffen, müht sich hier die fleißige Hand, aber Nachdenken und Scharfblick sind nicht zu bestreiten, und die ingeniösen Leute gebieten über all und jede Kunstfertigkeit. Alles nehmen sie für ihre Kunstindustrie zu Hülfe: Edles und Geringeres, was sie auf ihren Handelszügen zu Gesicht bekamen; und um jeden zufrieden zu stellen, um der Kundschaft willen, um auch die Börse unbemittelter Käufer zum Öffnen zu bringen, haben sie jenes billige goldbelegte Schmuckgerät hergestellt,

das wir bei den Ausgrabungen so häufig finden — ich erwähne daneben leichte Säckelchen aus Glas oder die hohlen Halsbänder aus Gold, deren Höhlung sie mit Schwefel füllten. In Filigran und Körnchenarbeit haben sie aber durchaus Eigenes geleistet, und die Folgezeit ist bei ihnen in die Schule gegangen. Die Modelle für jede Art von Schmuck sind Legion. Prächtiger Schläfenschmuck, Ohrgehänge in sonderbaren Formen, wie sie seitdem nicht wieder aufgetreten sind — dann die eigenartigen zum Haarschmuck gehörenden hohlen offenen Reifen und Schneckengänge. Für Hals, Arm und Finger hat man eigene Gedanken nicht entwickelt, einfach nach bereits Vorhandenem sich gerichtet und dies nur vielleicht vervollkommnet. Neu ist die nach Art unserer Sicherheitsnadel eingerichtete verzierte Heftel.

Weniger mit eigenen selbständigen Gedanken operierend, sondern alle anderen Kulturen in sich aufnehmend, nach den Formen aller Welt sich richtend und aller Ideen sich aneignend, weist die phönizische Kunst ein Gemengsel der Kunstformen aller Herren Länder auf, wie wir es selten finden: da ist kein eineinheitliches Ziel—immerhin gab dieses pêle-mêle stets und überall, wo diese Kaufleute von Tyrus und Sidon auftauchten, und allen Ortschaften, die sie besuchten, neue Impulse in Stil und Ausführung: was

die Phönizier von überallher sich aneigneten, das trugen sie auch überall wieder hin.

Troja und die kleinasiatischen Länder.

Viel ist aus Kleinasien nicht zu erwähnen, und was uns bekannt ist, steht auf keiner hohen Stufe. Im Louvre haben wir aus Lydien einige gute Arbeiten. Troja hat uns Schliemann wieder näher gerückt. Mehrere Stadtschichten liegen hier übereinander. In eine Tiefe bis zu 16 m hat der unermüdliche Forscher uns Blicke geöffnet, und neben Gefäßen, Geräten, Waffen hat er auch Schmucksachen mehrerer Kulturepochen zu Tage gefördert. Schliemann nahm sieben Städte an, doch kann man eigentlich nur vier Perioden klar und bestimmt auseinanderhalten. Die zweite Stadt, von der noch imposante Ringmauern und ein grandioser Palastbau übrig sind, lieferte zahlreichere Funde. Fast durchweg reines Gold: in Legierungen konnte auch jene Zeit Sachen von solcher Feinheit nicht arbeiten. Bemerkenswert sind die Steine, die nicht gefaßt oder eingelegt vorkommen — Haarnadeln mit ganz fein aufgelöteten Ornamenten — Ohrringe von ungemein zarten Granulierungen: es sind feine Löcher eingepunzt und minutiös Goldgränchen eingelötet. Heftschmuck ist nicht da, die hohlen Haarreifen sind wie in der punischen Welt

anzutreffen. Von den vielen Fundstücken des großen Goldschatzes, die jetzt im Völkermuseum in Berlin ausliegen, und unter denen ein wunderschöner Stirnschmuck die hervorragendste Stelle einnimmt und alle Aufmerksamkeit auf sich zieht, weisen einige direkte Beziehungen zu dem mycenischen Kulturkreise auf. Wahrscheinlich in einer Holzkiste oder in einer Nische der Burgmauer war der Schatz aufbewahrt worden. Es sind Gefäße aus Gold, Elektron oder Silber. Zwei Diademe, das eben genannte große aus 90 Ketten, 12271 Ringen, 4066 Blättern, 16 Anhängern bestehend. Dazu 1 Stirnband, 4 Ohrgehänge, 56 Ohr- und Lockenringe, Hals- und Armschnüre, Goldnadeln, Silberbarren, Perlen aus Karneol. Von Ursprünglichkeit und Selbständigem ist wohl nicht gerade viel zu reden. Eine eigentliche Kunstform sucht man vergebens. Übrigens dürfte nach Dörpfelds Forschungen die sechste Schicht dem homerischen Ilion entsprechen.

II. Das Abendland in der klassischen Zeit.

Während das Morgenland mehr auf Prunk sah, regierte im alten Abendlande der Gedanke der reinen Schönheit. Die prächtigen Ziermittel des Orients verwendet man nicht und sieht vielmehr nur auf plastische Wirkungen durch beste künstlerische Ausführung edler

Vorlagen in feinstem Material: die eigentlich klassische Zeit liebt lediglich das Gold. Die Verbindungen mit dem Orient, die nachmals durch den Alexanderzug und die Kriegsfahrten der Römer angeknüpft wurden, haben erst später Schmelzwerk und Edelstein eingeführt, so daß die jüngere Zeit von dem echten Klassizismus so gründlich abweicht, als ob sie eine ganz andere Kultur wäre. Die Tracht, deren Anmut sich in den schön geschwungenen Linien eines freien vollen Faltenwurfes zeigt, ließ zudem übermäßigen Schmuck eigentlich gar nicht zu. Unmäßig viel ist deshalb allerdings auch nicht auf uns gekommen, gediegen und einfach ist das, was wir aus den Ausgrabungen haben; großartige dekorative Pracht ist selten darunter.

Die Tage von Mycenä.

Das „goldreiche Mycenä" der Ilias, ein reicher und blühender Königssitz, war anscheinend der Mittelpunkt einer eigenartigen Kultur, die bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. hineinreicht und sich über das ganze östliche Mittelmeergebiet erstreckt. Die sog. Kuppelgräber, die man früher für Schatzhäuser ansah, dann die Schachtgräber, bargen, als sie durchforscht wurden, einen erstaunlichen Reichtum an Goldschmuck, Waffen, Gerätschaften, Vasen, Reliefstelen. Über Herkunft und Träger der

von Schliemann zuerst wieder ans Licht gezogenen Kultur sind die Meinungen geteilt: ob Griechen, ob Nichtgriechen, ist die Frage. Auf alle Fälle spielt hier noch der Orient mit seinem Einflusse herein. Natürlich — dort war eine Kultur der Jahrtausende, das Mittelmeer aber hatten die hurtigen Handelsschiffe der Tyrier und Sidonier mehr zu einem phönizischen Binnensee gemacht und prägten den umliegenden Ländern die Kulturideen des Morgenlandes auf. Was ist es denn anders als das Bewußtsein dieser Wahrheit, das sich in manchem Zuge der Sage niedergeschlagen hat: der Raub der Europa, der Tochter eines phönizischen Königs, die Zeus nach Kreta entführte; daß gesagt wird, Kadmus in Theben entstamme einem phönizischen Fürstenhause, daß der König Danaus von Argos aus Ägypten, Pelops endlich aus Lydien gekommen sein soll — was ist es anders als poetische Einkleidung der Tatsache, daß die älteste griechische Zivilisation in Asien Anknüpfungspunkte hatte. — — Von den fremden Elementen haben wir sicher mehr einheimische zu scheiden. Was wir aber als Produkte einheimischer Kunst annehmen dürfen, spricht dafür, daß das Volk erfahren in aller Metalltechnik war: man versteht sich auf Drahtziehen, Löten, Hämmern, man geht vom ältesten Kupfer zur Bronze über, indem man es mit Zinn mischt, das allerdings nur durch Handels-

leute erlangt worden sein kann. Vorhanden sind Gürtel, Knöpfe, Haarnadeln, Diademe, diese namentlich von außerordentlich feiner und reicher Arbeit, Armspangen, Ohrgehänge aus Gold und Bronze. Beliebt waren sonderbare Goldplättchen zum Aufheften auf das Gewand, kreis- und sternförmig, mit Spiralen und Strahlenlinien ornamentiert, auch stilisierte Blätter mit Rippen und Adern oder Tierbilder darstellend. Die Dekorationselemente für die Oberflächen sind im übrigen: Knöpfe, Buckel, konzentrische Kreise, Spiralen, Rosetten und reizvolle Spiele bewegter Wellenlinien; dazu treten Motive aus Pflanzen- und Tierreich, alles in naturalistischer Auffassung: oft unbeholfen, mit dem einzigen Bestreben, natürlich zu erscheinen (ein realer Blick zeichnet diese Bildner aus) — und doch ist überall echter Metallstil gewahrt: Blätter und Knospen, Schmetterlinge, sodann der Tintenfisch mit spiralförmig gerollten Armen und Seesternarten — sehr bezeichnend für den Zusammenhang dieser Völker mit dem Meere. Das Meiste aus flach getriebenem Goldblech — alles Metall: Email u. dgl. mangelt. Meeresanwohner müssen also nach dem Dargestellten die Verfertiger dieses Schmuckes gewesen sein. Und auch wenn man deshalb nicht auf griechische Urheber dieser Funde schließen zu dürfen glaubt, so nimmt man doch wenigstens seefahrende Nationen an:

man meint etwa den Karern diese Kunstschätze zu verdanken. Ihnen gegenüber stehn nun aber andere, bei denen einheimische Fabrikation durchaus zweifelhaft erscheint. Eine hohe Kunstvollendung spricht aus ihnen: diese Dolchklingen mit eingelegter Arbeit in verschiedenfarbigem Gold, die Goldringe mit vertieft in die Platte eingelegter Zeichnung (aus dem vierten Grabe von Mycenä). Doch fehlen auch die Analogieen im Orient, und eine Brücke zu diesem hin ist nicht so leicht herzustellen. Die Kluft zwischen diesen Kunstwerken und den zuerst genannten ist aber jedenfalls groß. Dazu gewahren wir Motive von ausländischem Getier und einer Flora, die in Griechenland sicher nicht zu finden war: Löwe, Palme, Lotus; ohne eigene Anschauung aber wäre es unmöglich gewesen die Bilder so meisterhaft in fließender Zeichnung auszuführen. Mischlinge dürften die sog. Inselsteine sein, Gemmen aus härterem oder weicherem Stein mit altertümlichen figürlichen Darstellungen, natürlichen oder heraldisch stilisierten Tieren, Menschen und phantastischen Wesen, wie sie die asiatische Mythologie kennt. Eine reiche Menge davon ist auf uns gekommen. Den Namen führen sie nach ihrem Auftreten auf den griechischen Inseln, Rhodus, Kreta, Melus u. a. Sie sind fast sämtlich durchbohrt, und man nimmt an, daß sie, an Schnüren aufgereiht, als Amulette um den Hals

getragen wurden. — So ist alles fremdartig hier, roh, unklassisch, und doch interessant und schön. Diese Kultur steht nur zu unverbunden da, abseits vom eigentlich Griechischen.

Hellas.

Wie die Kunst der hellenischen Schmuckwaren entwicklungsweise fortgeschritten ist, wie sie die orientalischen Gedanken abstieß oder sich einverleibte, wer weiß das. Was uns vorliegt, erlaubt solche Schlüsse nicht. In den ersten Abschnitten der geschichtlichen Zeit bis zu den Perserkriegen hin ist wenig Gold vorhanden und demgemäß auch knapp für Schmuck etwas übrig. Dies wurde erst anders mit dem selbstbewußten Aufblühen des Hellenentums durch glückliche Kriege und Handelsverbindungen. Die Pflanzstädte in Kleinasien, am Pontus und westwärts in Süditalien weisen in dieser Beziehung bedeutendere Bestände an Schmuck auf, waren sie doch reicher, und die innige Nähe mit der stolzen Pracht der umwohnenden Barbaren wirkte auf sie ein. Aus Hellas selbst haben wir nicht viel Schmuckgegenstände in unsern Museen. Es existieren mehrere Halsbänder, artig und geschmackvoll; dann Armreifen, entweder in getriebener Arbeit, unbiegsam und schwer ausgeführt, oder sie bestehn aus einzelnen Teilen, die von Scharnieren zusammengehalten

werden: vornehmere Männer trugen die Armreifen nicht. Das beiden Geschlechtern gemeinsame Spangenwerk bietet weiter nichts Anziehendes. Bei den Ringen wurden rundweg die Siegel- und Skarabäenarten des Nillandes rezipiert: für den Stein tritt ein Flachstück von Gold ein, in das Schrift oder Zeichnung eingraviert wird. Originell ist die Beigabe von Leichenkränzen ins Grab hinein, etwa aus papierzartem Golde genau nach der Natur ausgeführt ein großer Olivenzweig. Ein schönes Beispiel dieser Art zeigt der in Armento in Unteritalien gefundene ganz naturalistische Totenkranz, der sich jetzt in München befindet.

Immer sind die tektonischen Glieder in den Erzeugnissen des Kunstgewerbes so gestaltet, daß sie im höchsten Maße zur Aufnahme des Ornamentes geeignet waren; aber dieses greift so wenig in den konstruktiven Organismus ein, daß es ganz weggelassen werden könnte, ohne ihn zu beeinträchtigen.

Bei der lebhaften Phantasie des Hellenen ist eine reichhaltige Auswahl der dekorativen Muster selbstverständlich. Immerhin treten sie nicht so üppig auf wie sonstwo. Strichverzierung und geometrische Figuren wie in Troja und Mycenä sind nicht mehr benutzt. Motive aus der Handwerkshütte, Vasen, in vollrunder und halberhabener Gestalt, gegossen und getrieben, sind vorhanden, aber in gewählter

Anzahl. Flora und Fauna werden nicht so ausgiebig herangezogen wie bei den Nilleuten, und wenn es geschieht, oft in kühnster Stilisierung. In den aus dem Pflanzenreich entwickelten Ornamenten kopieren die Griechen nicht einfach die Natur, ahmen sie auch nicht einmal allgemeiner nach, sondern verfahren genial mit stilisierten Formen, aber hierin doch immer wieder nach den Bildungsgesetzen der Natur, die sie in feinster Beobachtung erkannt haben: sie schaffen selbst gewissermaßen wie die Kraft, die alles organische Wachstum hervorgebracht hat. Eine Ornamentik, die nie übertroffen werden kann.

Gern aber wählt man solche Figuren für die Ornamente, die auf den Zweck des betreffenden Gegenstandes Bezug nehmen, dazu wie eine Art Gebrauchsbestimmung passen, es gewissermaßen kommentieren, so daß das kunstgewerbliche Erzeugnis sich durch seine ornamentalen Zutaten selbst erklärt. Die Haarnadeln aus Gold, Elfenbein oder Bronze tragen auf diese Weise oft kleine Figürchen und zwar eine nackte Venus, die mit dem Ordnen ihres Haares beschäftigt ist, oder der ein Amor den Spiegel vorhält, oder dergleichen.

Man richtet sich dabei in allem lediglich nach der Art des Materials, wie dies es von Natur zuläßt oder gebietet: geradegezogener Draht und gewundene

Spiren, Plättchen, ovale Gestalten und runde Kügelchen, besonders der birnenförmige Tropfen sind dem echten Griechischen eigentümlich. Email, in den bekannten beiden Abstufungen von blau, und Filigran ist da, gegen Steine verhält man sich abweisend, sie sind dem hellenischen Geschmack nicht nobel, bedeuten ihm eine geringere Entwicklungsstufe.

Daneben ist es aber das Verdienst der Griechen, erkannt zu haben, wie außerordentlich gut sich das Silber zur Anfertigung von künstlerisch geschmücktem Geschirr und Gerät eignet, weil es hart ist, scharfe Formen gibt und edelsten Metallglanz hat. Schon im 5. Jahrhundert wurde mit Silbersachen großer Luxus getrieben, und das steigerte sich fortwährend, besonders nach Alexanders Tagen. Die Technik war fast ausschließlich getriebene Arbeit mit feiner Ziselierung. Besonders in der Krim sind Silbersachen von herrlichster Arbeit gefunden worden.

Beim künstlerischen Schmuck so des Hauses wie des einzelnen Menschen brachte im Altertum die Mode nicht denselben Wechsel hervor wie bei uns. Nachdem die Griechen die ebenmäßig erstrebte Höhe erreicht hatten, änderte sich der Stil bei ihnen nur innerhalb seiner selbst und schritt vom Strengen zum Leichten oder zum Reichen und Prächtigen vor. Auch die Römer sogar gingen später über diese Grenze nicht

hinaus, nur daß sie der Feinheit des griechischen Empfindens nicht überall zu folgen vermochten. Das ganze antike Kunstgewerbe enthält künstlerische Anregungen für alle Zeiten, niemals aber ist eine so vollkommene Deckung zwischen dem Zweck des betreffenden Gegenstandes und dem künstlerischen Ausdruck dafür erzielt worden, niemals wieder hat künstlerischer Geist alles so vollkommen und bis in die kleinsten Einzelheiten und unbedeutendsten Dinge durchdrungen. Und wenn er auch, wie er ja von vielen Zufälligkeiten abhängig ist, nicht überall in jeder Beziehung unbehindert in Erscheinung treten sollte, so fühlt man doch selbst hier heraus, daß alle antiken Kunsthandwerker ein gut Teil davon besaßen, und nur selten machen sie sich einer Geschmacklosigkeit schuldig.

Die griechischen Kolonien auf der Krim.

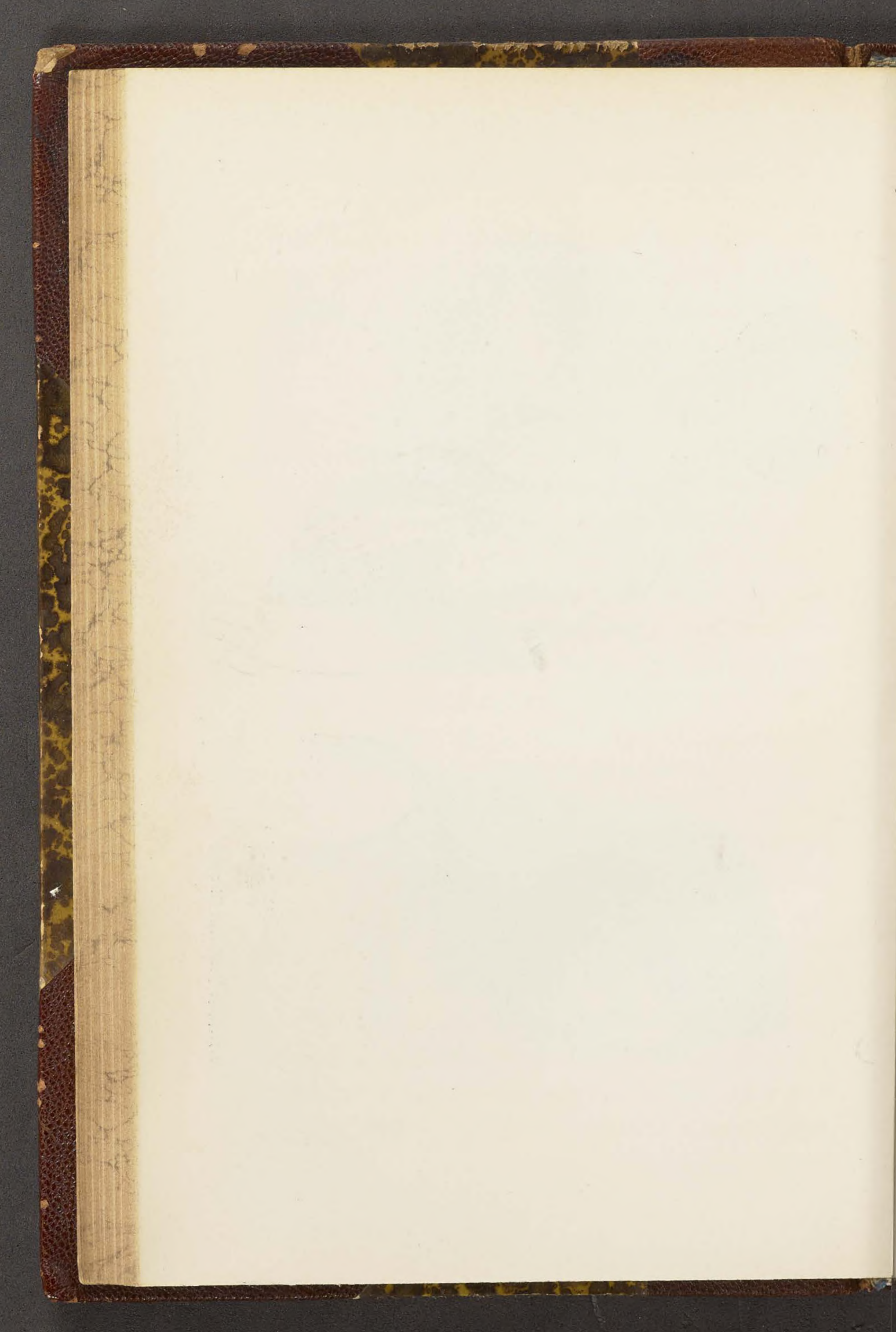
Das wie kaum ein anderes reich ausgestattete Museum der kaiserlichen Eremitage in Petersburg beherbergt unter anderm eine überaus große Zahl von kostbarsten altgriechischen Schmuckstücken, wie sie selten so vollzählig wieder angetroffen wird. Sie entstammen der Krim, der Chersonesus Taurica der Alten. Dort legten am Kimmerischen Bosporus, der Meeresstraße von Feodosia, im sechsten vorchristlichen Jahrhundert

milesische Kolonisten die Stadt Ponticapaeum an, das jetzige Kertsch. Die Ansiedlung hatte eine herrliche Blütezeit und wurde späterhin die Hauptstadt des Bosporanischen Reiches des Mithridates und des Pharnaces. Die Gegend von Kertsch und die Landzunge gegenüber, die Halbinsel Taman, wo die Kolonie Phanagoria gegründet war, ist für Ausgrabungen sehr ergiebig. Die häufigen Grabhügel, Kurgane genannt (nach dem türkischen Korgan, Festung, eine Bezeichnung für die Hügel- oder Kegelgräber von verschiedener Größe, wie sie von Sibirien bis über die Propontis hinaus vorkommen) bergen im Innern in großen Steinsetzungen oder Holzgerüsten Skelette, die teilweise reich mit Beigaben ausgestattet sind, Bronze, Silber und Gold. Wenn auch durch Raubgräberei unendlich viel zerstört worden ist, so liefern die gruppenweise über die ganze Gegend zerstreuten Totengrüfte doch eine reiche Ausbeute. Besonders in den Hügeln der Umgebung von Kertsch Kul oba (Aschenhügel) und Altyn oba (Goldhügel) hat man Grabkammern mit Sarkophagen aus Zypressenholz, Skeletten und wertvollen Antiquitäten aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. eröffnet. Den von Schönheit erfüllten Funden voll ruhiger Pracht ist schwer etwas anderes zur Seite zu stellen. Zwar das genuine Griechentum ist es nicht, das hier zu uns redet. Die Schmucksachen



Griechische Priesterin (Kertsch).

Römerin.



haben sich nicht ganz von fremden Einwirkungen rein erhalten. Und das mußte so kommen: wie oft mag sich der szythische Adel dergleichen Gegenstände haben anfertigen heißen. Eine Bestimmung des Fremden und des Echtgriechischen an diesen Funden ist aber unschwer zu treffen. Vom Halsreif z. B. wissen wir, daß es nicht griechische Art war ihn zu tragen; ein wundervolles Männerarmband mit Sphinxen gehört ebenfalls hierher, wurde auch in der Tat im Kul oba bei der Leiche eines Barbarenfürsten entdeckt. Dazu die pyramidenförmig aufgesummten Kügelchen, das Steinwerk, das sonst allerdings hochinteressant ist, die Gemmen mit Intaglio, Zellentechnik an den Ohrgehängen. Wenn auf einem Halsreif eine Herde der Steppe dargestellt ist, ein anderer offener Halsring in szythischen Reitern endet, oder, wie gesagt, Sphinxe erscheinen, so deutet das auf fremde Art. Im übrigen haben wir hier prächtige griechische Arbeiten vor uns. Da sind die großartigen Prachtstücke der sog. großen Blisnitza, die die Gebeine einer Priesterin der Demeter barg. Der Schmuck, den dies Mädchen trug, ist überaus kostbar und strotzend von künstlerischer Kraft. Er tritt in doppelter Ausstattung auf, für das Staatskleid und das Wochenkostüm. Auf das Halsband mit der Herde ist schon hingewiesen worden. Ein Kopfputz, die sog. Stlengis, ist freundlich gelockter

Frisur nachgebildet. Dazu treten Ohrgehänge, die an das Kopfdiadem zu hängen waren und dem Ohre auflagen: z. B. eine kreisrunde goldene Scheibe, um der Dauerhaftigkeit willen innen gegipst, die Darstellung zeigt die Meeresgöttin, die Achills Waffen bringt; die prächtigen Troddelbehänge daran, aus Ketten und Eicheln, sind spezifisch den Hellenen eigen — zwei Halsbänder, ein Armband aus massigem Golddraht, mit zwiefachen Windungen, endend in Löwinnen, die gegeneinander anspringen, wundervoll dargestellt — Ringe, Knöpfe, Gewandplättchen und Besatzschmuck, alles meisterhaft behandelt. Der Ohrputz der griechischen Zeit ist überhaupt besonders kunstvoll. Die Plättchen sind mit so kleinen und zierlichen Darstellungen ausgestattet, daß es die Bewunderung jedes Beschauers erregen muß; die Hängestücke daran aber sind oft solchen Wesen nachgebildet, die man sich wirklich in der Schwebe vorstellen kann: Amor, von den Frauen gern verwendet, oder auch Vögelchen.

Die westlichen Kolonien Griechenlands.

Auf eine ganz eigene Stufe stellen sich die Funde in Süditalien, dem alten Großgriechenland, die wir im Louvre vorfinden. Das zeugt alles von einer überraschenden Phantasie und ist in feinster Manier gear=

beitet. Daß man mehr nach Ägypten hinüberschielt und echte und aus Glasfluß imitierte Edelsteine zu Hülfe nimmt, ist bei der geographischen Lage der Gegenden erklärlich. Einen freundlichen Eindruck macht der Ohrschmuck. Das Füllhorn der Phönizier, der Halbmond der Ägyptier und Kleinasiaten kehren hier wieder und sind hier weitergebildet; an schmalem schlankem Reifen sind zierlich gearbeitete Vögel angesetzt, Taube, Adler, Schwan, Pfau, oder eine weibliche Sphinx: oft tritt über den Kopf des Tieres ein in Gold gefaßter Stein; an einem andern Stück hängen Körbchen oder Früchte lang herab. Das Halsband zeigt, daß man die Gleichförmigkeit des sonst einseitig verwendeten Goldes durch schillernde Beigaben aufheben will: Schmelz- und Steinwerk wird dazu genommen, in üppiger, zuweilen allerdings auch überflüssiger Fülle. Wir gewahren an einem Stücke Fisch, Eidechse, Mäuschen, Gesichtsmaske u. s. w. nachgebildet, dazu Ringel, Plättchen, Kugelklümpchen, an einem andern wieder Muscheln, Pinuszapfen, Eicheln, gehörnte Masken, alles nebeneinander herlaufend. Dem Ring wird besonders Sorgfalt gewidmet, und seine Form wird sinnreich weitergebildet. Er ist in breiter Ausführung schlangenförmig oder gewunden und läuft nach den beiden Seiten hin in Kopf und Schwanz des Gifttieres aus. Wenn ein Stein hinzutritt, so setzt er auf die

Schiene des Rings vermittels überleitender Löwenköpfe und Löwenpranken auf.

Die Etrusker.

Über die Etrusker sind sich die Gelehrten noch sehr im unklaren und wissen nicht viel mit ihnen anzufangen. Woher sie kamen, was sie ließen und taten, darüber verlautet nichts Bestimmtes. Es steht nicht fest, welcher Völkerfamilie sie angehörten, für ihre Sprache haben wir noch keinen Anschluß irgendwo gefunden. Selbst der Name Etrusci ist unklaren Ursprungs. Tyrrhener nannten die Fremden, rasnes (Herren) nannte sich selbst das Volk, das im zweiten Jahrtausend das ursprünglich von Ligurern bewohnte Gebiet in Besitz nahm. Nach dem einen wäre es ein Zweig des Alpenvolkes der Rhäter gewesen, aus einer Inschrift ließe sich andrerseits eine sprachliche Verwandtschaft mit den Pelasgern des ägäischen Meeres ableiten. Die Bezeichnung Tusci ist eine Umbildung aus Tyrrheni, aus Tuscia aber wurde später Toscana.

Vom 8.—6. Jahrhundert ist der Höhepunkt der Machtentfaltung der Etrusker, in Rom auch saß ein etruskisches Königsgeschlecht, die Tarquinier. Für dieselbe Zeit haben wir die Blüte der etruskischen Kunst anzusetzen. Was davor liegt, wird nach der Hauptfundstätte als Villanovakultur bezeichnet. Die Bronze

tritt da bereits häufiger auf und kunstfertiger als in der noch weiter zurückliegenden Urzeit der Terramaren, die Heftnadeln und Lockenhalter stimmen mit Griechischem überein, und das läßt schon für das Jahr 1000 auf einen Verkehr schließen. Ja, das ganze älteste italische Kunsthandwerk hat viel Berührungspunkte mit den ältesten Zeiten von Griechenland. Und wie alle indogermanischen Völker haben auch diese alten Italiker zuerst allenthalben den geometrischen Stil und zwar mit Ornamenten, Tier- und Menschenfiguren angewendet.

Bei aller Abhängigkeit von der Fremde zeigte diese ganze Vorblüte bis 800 hin aber doch einen eigenartigen Charakter: ein starker Sinn für Praktisches tritt hervor und Schwere und Anmutlosigkeit in den Formen. Die Naturbeobachtung, für die diese Leute entschieden Begabung hatten, verstanden sie nicht auszunutzen und zu verarbeiten, in platter nüchterner Weise sind allerlei Einzelheiten der Natur zusammenhanglos, ohne ein einheitliches Ganzes zu bilden, nachgeahmt, und das mit einem Ungeschick, das oft komisch genug wirken muß. Bronze und Glasflüsse — die Spirale erscheint geradezu auffallend. Dicke Bronzedrähte, mit glücklichem Griff zu Ketten, Hefteln und Halsbändern zusammengebogen — gelötet wird nicht.

Diese ältesten Sachen stehn vereinzelt da. Die neuen Sitten und viel regere Handelsbeziehungen machten, daß die alte Kultur verschwand. Die etruskischen Handelsschiffe verkehrten in den entferntesten Gegenden des Mittelmeers und brachten von dort die Kunsterzeugnisse mit, und die einheimischen Kunsthandwerker lehnten sich je nach Gefallen an sie an, ohne daß sie zwar auch jetzt aus den Elementen allen einen sicherfesten einheitlichen Stil hätten schaffen können. Aber zahlreiche fremde Einflüsse sind es, die sich seit dem 8. Jahrhundert geltend machen, solche aus Ägypten, aus Asien, aus Hellas. Ein Zusammenhang des Alten mit dieser historischen Epoche ist dennoch wahrscheinlich. Hier wie dort wird das Metall mit eingetriebenen Zirkeln und Pünktchen geschmückt, in durchaus gleicher Weise, wenn auch dort in gröberer und hier in besserer Art. Wie wir aber überzuleiten haben, dafür mangelt es uns an Einsicht. Die Totenstädte geben nur insofern Anhaltspunkte, als die bessere Zeit die Toten nicht mehr verbrannte, sondern begrub. Chiusi in der Provinz Siena, das Clusium des Altertums, eine der 12 etruskischen Republiken, als Residenz Porsennas und als Anlaß zum ersten gallischen Kriege zu geschichtlicher Berühmtheit gelangt, ist besonders durch diese etruskischen Gräber bemerkenswert, die sich in seiner Umgebung finden.

Die älteren davon, Tomba a ziro genannt, sind in der Form brunnenartiger Gelasse, die jüngeren, vom 5. bis 3. Jahrhundert, als Grabkammern angelegt und häufig mit Wandgemälden geschmückt. Hervor ragt unter ihnen die sog. Tomba della scimia durch die Darstellung von Kampfspielen. Solche Grabkammern mit ihrem reichen Inhalt sind eine wertvolle und fast die einzige Quelle für die Kenntnis der etruskischen Kunst überhaupt. Der Einfluß orientalischer Muster nun ist in den Schmuckformen zu erkennen, den Rosetten, Lotosblumen, den Darstellungen von Sphinxen und Greifen. Dazu noch nähere Beziehungen zu Griechenland als früher. Von dem etruskischen Kunsthandwerk weist aber jedes größere Museum Beläge auf. Die in großer Zahl namentlich in den ältern Gräbern gefundenen Altertümer genau von Clusium, darunter auch die schwarzen mit Relieffiguren verzierten Tongefäße, die sog. Buccherovasen, und die Käfersteine, befinden sich zumeist im Museo Etrusco in Chiusi, andere in Palermo und in Florenz.

Das Beste hat auch diese Zeit gewiß noch in Bronze geleistet. Die Etrusker genossen im ganzen Altertum den höchsten Ruhm eben auf dem Gebiete der Bronzearbeit. Ihre Bronzewaren gingen durch die ganze Welt, ihre Gräber waren verschwenderisch damit ausgestattet; als die Römer 267 v. Chr. Volsinii

eroberten, nahmen sie z. B. nicht weniger als 2000 Bronzestatuen mit weg. Auch in der Renaissancekunst hat ja keine Landschaft Italiens sich durch prächtige Bronzesachen so ausgezeichnet wie Toskana und seine Hauptstadt Florenz. Die älteste Bronzetechnik der Etrusker war getriebene Arbeit, und diese blieb immer die herrschende. Das strenge und spröde Material der Bronze paßte vorzüglich zu den festen archaischen Formen, über die die Etrusker eigentlich nie hinausgekommen sind, und für die sie augenscheinlich auch eine besondere Vorliebe hatten. Die formale Härte nicht minder der toskanischen Malerei etwa und Plastik des 15. Jahrhunderts erinnerten später aufs neue daran. Außerordentlich fein wirken aber jene Bronzegegenstände, die mit Silber eingelegt sind, schon durch den Kontrast in der Farbe der beiden Materialien, aber auch durch den Gegensatz der eleganten Formen des Silbers auf dem gröbern Untergrund der Bronze.

Auch in der Bearbeitung des Goldes aber zeichnete sich diese Zeit aus. Ihr Goldschmuck gehört zu den schönsten des Altertums. Technisch stehn die Arbeiten sehr hoch, stilistisch sind sie von fremden Mustern abhängig.

Das Gold schwang sich damals auch in Italien zur Herrschaft empor, Glaspasten und Bernstein

wurden daneben gebraucht. Auch hier gibt es massiven sauber ausgeführten Schmuck für die Lebenden und den besondern minderwertigen, dünnen leichthin angefertigten, der den Gestorbenen mitgegeben wurde. Da ist zuvörderst der Kopfschmuck, den beide Geschlechter trugen, die zierlichen Lockenhügel werden von Nadeln und regelrechten Gestellen aus Bronze und Golddraht gestützt und geschmückt. Der Stirnreif war mit Palmetten, Lorbeer und Myrte, Traube und Olive, Bohne, Efeu und anderen Blumen und Blattwerk geziert, deren Sinn uns nicht mehr klar ist. An ein dünnes Goldblechband waren die einzelnen Teile angeheftet, mit dem Streifen so zart und lose verbunden, daß sie beständig beben mußten. Vieles davon ist so zart, daß es gewiß von vornherein nur für die Grabkammer angefertigt worden sein kann, aber es ist nicht auszuschließen, daß trotz ihrer Leichtigkeit auch Gegenstände für Lebende unter diesen Funden sind. Ferner ist Schläfenbehang und Ohrschmuck auf uns gekommen. In allen Formen und Dimensionen, oft, wenn auch nicht überall, mit Kleinigkeiten wie gespickt. Als Anhänger treten Köpfe, Faun und Meduse, Löwen, Schwäne, Perlen, Kugeln und Kannen dazu, auch Eicheln und Oliven. Oft sind diese Stücke aus Doppelteilen zusammengelötet, so daß sie sich wie massive Arbeit ausnahmen. Die Amphora besonders ist ein etruskisches

Ziermittel. Daneben Pyramidchen, die Spitze nach unten gekehrt. Ein Halsband trugen Männer und Frauen, alt und jung. Es waren Ketten, auch von mehreren Ordnungen, vielleicht mit Reihen von Steinen. Ich denke an eine Halskette aus einem Grabe von Vulci. Sie besteht aus kleinen Röhrchen von brauner Glaspaste, die mit Goldreifen und Filigran verziert sind. Die Gehänge daran haben in der Mitte schildförmige Glaspasten, von denen je eine um die andere Bandachat nachahmt, die goldene Fassung aller aber zeigt Perlen und altertümliche Frauenköpfe und Silensmasken. An den Enden sind goldgefaßte Glaskugeln und nackte geflügelte Frauen in Halbfiguren. Als Amulettbehälter finden wir an den Halsbändern gern eine scheibenartige Kapsel, bulla genannt, die nicht selten mit hübschen Szenen in getriebener Arbeit versehen ist: mehrfach sind Gehäuse dieser Art fortgesetzt nebeneinander aufgereiht. Hübsch sind die oft regelrecht wechselweise darauf sich wiederholenden Bilder, so hier Krieger, dort Mädchen, mannigfache Goldmischungen geben dabei einen freundlichen Farbenreiz. Es ist geradezu die Art dieser Kunst, solche Glieder durch breitgezogene Haken an der Kette zu befestigen. In der bulla aber lag der Zauberschutz. Man nahm dazu Platten von verschiedenen Formen und Stoffen, mit rätsel-

haften Zeichen oder Sprüchen, dann allerlei Substanzen anderer Art, und schloß sie nach altitalischer Weise in diese kleinen Kapseln, die man dann an einer Schnur am Halse trug. Überall legte ferner jedermann das Armband an, in allen Gestalten, am linken und am rechten Arm, oben an der Schulter, am Unterarm, an der Handwurzel, offen, geschlossen, aus Metall und Nichtmetall, fest und starr oder aus einzelnen Gliedern bestehend, die Gelenke zusammenhielten. Ein prachtliebendes Völkchen. Ringe ebenso trug man an allen Fingern. Die archaischen stehn in der Kunst für sich da: vollständig aus Gold in einem Stück gearbeitet, haben sie weit ausholend oben einen Aufsatz mit eingravierten Szenen assyrischer Art. Das Nilland hat nicht minder die Ringform beeinflußt. Auch in Etrurien findet man Skarabäen, z. T. als wertvolle Gemmen, meist aus Karneol, mit verschiedenen Darstellungen, zuweilen auch mit ägyptisierenden Symbolen, die auf die Heimat der Sitte hinweisen. Die Heftel aber dürfte vielleicht hier bei den Etruskern erfunden worden sein. Die Nadel liegt in gestreckter Hülse, der Bogen und diese Nadelrast sind nun mit Blumen, Löwen, Sphinxen belegt.

Groß ist die Liebhaberei für Filigran. Es gehört ja doch überhaupt zu den ältesten Formen der Edelschmiedekunst. Es war Ägypten und Phönizien bekannt,

und es wird hier von den Etruskern mit bewunderungswürdiger Meisterschaft ausgeübt. Dies Filigran wurde auf einer Unterlage und frei verwendet und zu Ketten gebraucht. Daneben habe ich Granulierungen zu erwähnen: aus fast mikroskopisch kleinen Flußgoldstäubchen wurden allerlei Darstellungen auf das Metall gebracht: dies sah dann matt und weichlich aus und fühlte sich rauh an. Das Wie dieser Technik ist noch nicht aufgeklärt; ähnliches wird noch in unserer Zeit dort in jener Gegend fabriziert. In ihren Tagen sind die Etrusker darin nirgends überboten worden.

Im übrigen ist der Ausdruck etruskische Kunst nicht zu eng zu begrenzen. Diese Kunstübung umfaßte damals ganz Italien, nach der Hauptfundstätte allerdings wird immer mit Recht dieses Zeitalter das etruskische genannt werden.

Rom.

In der großen Völkerschmelze Roms nahm man alles an, was die Vorzeit auch auf diesem Gebiet als Errungenschaften hinterlassen hatte; aber wie das Monstrum, das man römisches Weltreich nennt, durch seine Gier nach Allmacht den Todeskeim von Anbeginn her in sich trug, so riß es auch die Schmuckkunst in den Verfall mit hinein. Wennschon die Schmuckstücke Roms die Aufmerksamkeit auf sich ziehen — immer

mehr kam man doch von der edeln Klassizität ab, und man ging ebenso zu dem von der Antike ursprünglich für barbarisch gehaltenen Steinschmuck über, den das östliche Asien liefern mußte.

Die Römer folgten technisch zumeist den Spuren der Etrusker und nahmen sich stilistisch hauptsächlich die Griechen zum Vorbild. Die Ornamente drängen sich nur in der römischen Kunst — und dies ist ein auffälliger Unterschied zu dem oben schon geschilderten griechischen Stil — selbständig hervor, soweit, daß sie sogar oft die konstruktiven Gedanken vernichten. Die Verzierungen stehn mit der Oberfläche nicht mehr in natürlichem Einklang, sondern sind ihr lose angeheftet. Tier- und Menschenköpfe, ja ganze Figuren springen in Hochrelief oder fast ganz frei nicht nur an Ecken, sondern auch in den Flächen unmotiviert vor, die ganze Dekoration bewegt sich mit Vorliebe in sehr hohem Relief, während die Griechen immer nur bescheidene Flachreliefs oder Bemalung verwendeten. Auch mit Silber trieb Rom großen Luxus. Ältere griechische Arbeiten wurden in Rom mit kolossalen Preisen bezahlt und auch kopiert. Hier ist eine direkte Fortsetzung und Nachahmung griechischer Formen mühelos zu erkennen.

Ich nenne Haarreifen und Nadeln, oft hohl, um Wohlgerüche hineinzutun, und allerlei Heftschmuck

wie in der Etruskerzeit. Das Ohr leistet sich nichts Besonderes, Erwähnung verdienen die Krotalien, bei denen mehrere echte oder imitierte Perlen herabhingen: dieser Perlenbehang schlug bei jeder Bewegung mit einem Ton zusammen. Das weibliche Geschlecht liebte natürlich die Armspangen, in aller möglichen Zahl und Ausführung und mit allerlei Namen: das spathalium war eine Art Kettenband am Handgelenk zu tragen, mit Anhängern; ganz oben an den Oberarm kam der spinther, ein elastisches Bandgewinde; die rechte Handwurzel zierte ein zarter einfacher Ring, dextrale oder dextrocherium (von dextra und χειρ Hand). Der Fingerring ferner, nach den verschiedensten schon erwähnten Mustern ausgeführt, wurde zuweilen so dick und wulstig plump geliebt und so allzuviel mit Zieraten überladen, daß er geradezu komisch, halb unfein, bald abstoßend wirken mußte. Da hatte man solche aus mehreren mit geschnittenen Steinen geschmückten Reifen, die sich nach hinten zu vereinigten, bis zum geschmacklosesten Übermaß. Es gab offene in Reptilköpfe auslaufende, andere mit durchbrochener Schiene, wieder andere, die als Putz eine Münze zeigten und dadurch wenigstens zeitlich bestimmt werden können. Man gab sich Ringe zur Verlobung, als Freundschaftszeichen, in mancherlei Façons. Alles war von einer Verschwendung und voll

Sonderbarkeiten, daß man nicht mehr das wahre schlichte Altertum vor sich hatte. Übermaß aber ist stets der Anfang vom Ende.

Byzanz.

Als im Jahre 395 die beiden Teile des alten römischen Reiches endgültig auseinanderfielen, da entwickelte sich in der östlichen Hälfte eine ganz selbständige eigenartige byzantinische Kunst. Orientalische, besonders persische Einflüsse zeigen sich deutlich in Stoffen, Technik, Formengebung und Ausführung. Steine und Email, für die die klassische Antike nicht so sehr schwärmte, treten darin reichlich auf, namentlich erscheint eine ausgezeichnete Zellentechnik; wundervolle Farbenkomposition und Pracht zeigt das Email, auch verdient es unser Lob, wie man Steine einzusetzen und anzubringen versteht, wenn hier auch der Schliff nicht gelingt und das spezifisch Vornehme deshalb abgeht. Ebenso bietet das Filigran Eleganz, Stil und Fertigkeit. Dazu getriebene und gravierte Arbeit und Niello.

Das durch und durch kirchliche Wesen von Byzanz ist bekannt: Kirche und Staat griffen überall ineinander über, das ganze Leben war von der Kirche bestimmt. So erscheint als Schmuck hier zuerst das Kreuz, darunter Prachtstücke aus Emails, den kost-

barsten Edelsteinen und Perlen. Von den Ringen im Gegenteil ist nicht viel zu sagen, von einigem Originellen abgesehen. Im übrigen waren die Byzantiner eben mehr für Kostümschmuck eingenommen, von Körperschmuck ist nicht gerade viel vorhanden. Und überall ungekünstelte Prachtliebe, die alles was an Schmuckarten da war, kühn und dreist sich aneignete, wenn darin auch nicht stets mit Geschmack, so doch manchen Liebreiz und gefälliges Wesen offenbarend. Das Ansehen, das der byzantinische Kunsthandwerker allenthalben genoß, war groß, und er wurde das Vorbild für den ganzen Occident. Diese Leute von Byzanz überlieferten denn einigermaßen die Traditionen der antiken Welt des Ostens und des Westens dem Mittelalter. Jedermann griff darnach, was Byzanz an Kunstschmuck schuf. So kommt es, daß auch die byzantinischen Erzeugnisse weit über Europa zerstreut gefunden werden, bis mitten nach Deutschland hinein. Daß Rußland bei seiner geographischen Nähe besonders reich an solchen Funden ist, dürfte einleuchtend sein.

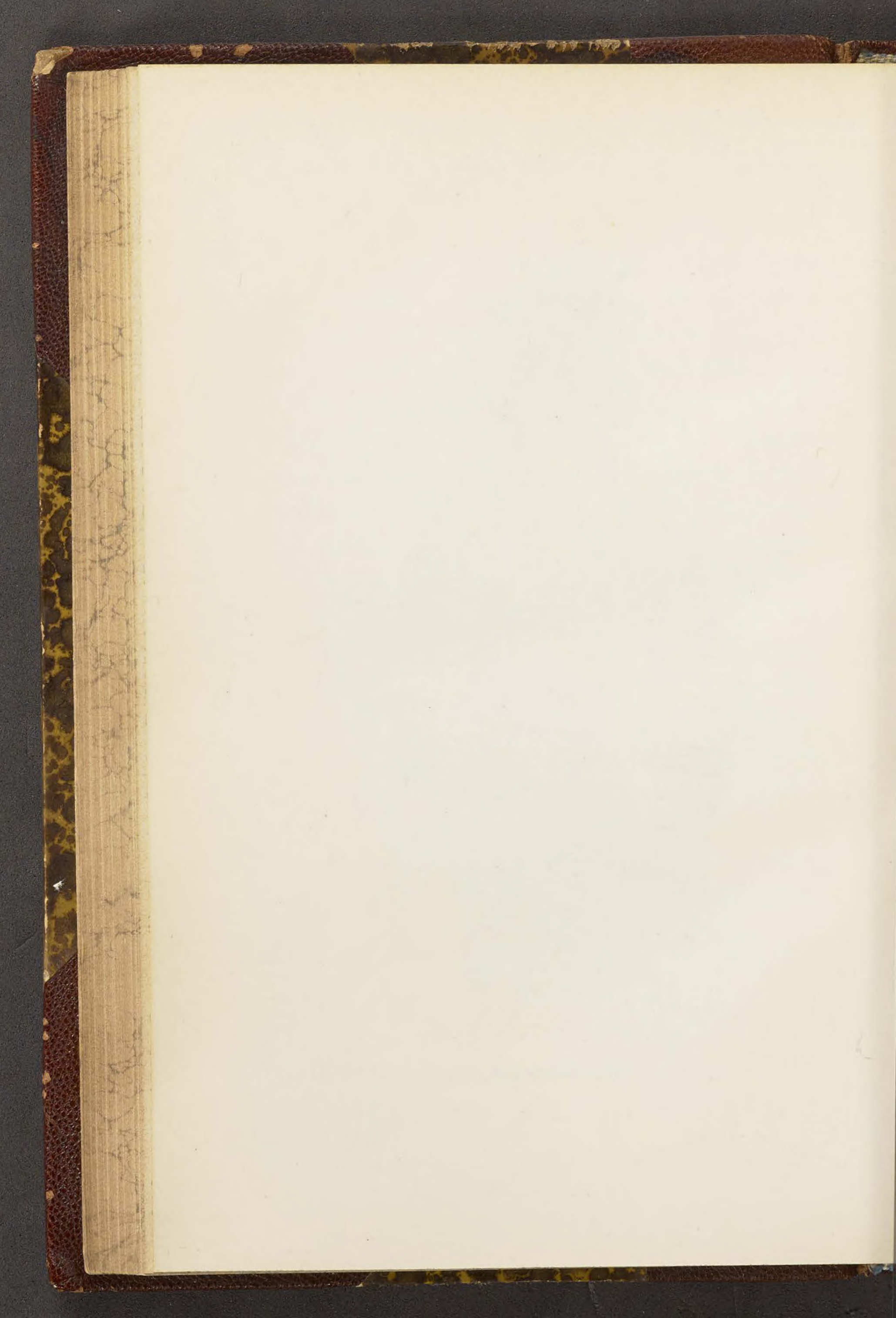
III. Ende der klassischen Zeit. Übergang zum Mittelalter.

Die Völkerwanderung.

Wie Brandung auf Brandung kommt und über den Ufersand herstürmt, so ergossen sich die Fluten der



Byzantinische Prinzessin.



fremden Völker über die greisensiechen Lande Europas. In unruhvoller Hast gejagt und andere fortscheuchend, um dann bald selbst wieder vertrieben zu werden, so durchmaßen sie den Erdteil nach allen Richtungen hin, und Jahrhunderte vergingen, ehe wieder feste Seßhaftigkeit eintrat. Die Kunstideen auch wirbeln durcheinander. Die Ausbeute der Gräber ist groß, aber wohin, in welches Fach der Nationen das Einzelne zu legen sei, ist schwierig zu entscheiden. Wir widmen uns vorerst einigen Schmuckstücken aus Barbarenhand.

Da sind mehrere Gruppen zu bemerken. In Westsibirien kamen im 18. Jahrhundert bemerkenswerte Funde zu Tage. Sie sind sicher einheimisch, im Lande gefertigt: sibirisches Getier ist darauf zu erkennen. Massiv Gold sind einige Schmuckfigürchen, Hirsch und Hinde, zum Aufnähen gemacht. Dabei imponiert jedem die außerordentlich scharfe Naturbeobachtung. Dann tritt eine große Aigrette in Gold und Zellentechnik besonders hervor: einen chimärischen Vogel darstellend, der in seinen Fängen einen Steinbock hält. Aus den Zellen sind jetzt die Steine ausgebrochen, sie bargen wohl einst Granaten und Karneol. Daneben bemerken wir Zargen in Goldblech mit Überbleibseln von Türkisen.

Ebenso sind im Kaukasus Funde gemacht worden: vielleicht von einem Volke herrührend, das dem An-

sturme der Hunnen weichend sich in das Gebirge flüchtete. Die Sachen stehn auf niedrigerer Stufe. Die Bronze wiegt vor. Besonders besticht eine interessante Tierornamentik, da ist z. B. allerlei Gehörn in Metall wiedergegeben.

Was von Asien nach Europa übersetzte, mußte notgedrungen durch unser heutiges Rußland ziehn. Daß auch dort viel Funde sind, ist deshalb selbstverständlich. Solange man zu kurzer Rast sich niederließ, und bis eine andere Gruppe weiterdrängte, hat man seine Art den Landeserzeugnissen aufzuprägen versucht. Was wir aus jenen Tagen haben, sind gewichtdicke Stücke von kräftigem und starkem Genre, grob gemacht: neben Draht- und Kugelsachen Zellenarbeiten — diese besonders treten nämlich jetzt immer mehr und mehr ihren Weg durch Europa an. Unter dem Ohrschmuck finden wir schon damals die Urformen des schildartigen Gehängs, das als Kolt in Altrußland bald gang und gäbe wurde. Im allgemeinen sind, je mehr die Völker weiterschreiten, natürlich stilistische Variationen in den Schmucksachen zu erkennen. Die Zieraten aus dem Tierreich gehn unmerklich allmählich in Linienverzierungen über, so daß am Schlusse der Entwicklung nur der Kenner noch entscheiden kann, welcher Urform aus der Natur dieses und jenes Ornament eigentlich sein Dasein verdankt.

Die Nordländer Europas.

Unbeleckt von der Kultur war die Bronzezeit im hohen Norden unsers Erdteils von breiterer Dauer und unverfälschterer Geltung. Auch der Schmuck zeigt deshalb hier einen ganz ausnehmend eigenartigen Typus. Man rechnet auf die Bronzezeit für Nordeuropa die tausend Jahre vor unserer Ära. Vieles und Schönes hat uns die Epoche an Schmuckstücken hinterlassen. Die Ornamente sind zierliche Rundungen und eckige Muster, vom Stichel eingegraben, was nicht ohne geschickte Hand möglich war; die freien Enden der Stücke rollen sich in Schnecken- und Spiralwindungen auf. Verzierung mit Linienwerk, das sich oft wurmartig verschlingt und mit Fratzen durchzogen ist, ist allen nordischen Stämmen gemeinsam. Das Meiste ist Gußarbeit, erst im Ausgange des Zeitalters kommt Hammerarbeit auf. Gelötet wird nicht, man kennt nur Befestigen durch Stifte, die an einem Ende breitgeklopft werden: mit solchen Nieten werden dann die Stücke zusammengesetzt und ebenso ausgebessert, oder es wird Bronze über die Bruchstelle gegossen, wenn auch sehr ungeschickt. Daneben Inkrustation mit Bernstein oder einer dunkelbraunen Harzart, die zu der hellen glänzenden Bronze einen ansprechenden Gegensatz bildet. Vergolden ist unbe-

kannt, mit Goldplättchen belegte Sachen kommen allerdings vor. Man findet nicht bloß Bronzeschwertgriffe, sondern auch große Bronzefibeln damit verziert. Alles in allem scheinen die Gegenstände, getragen, plump wie sie eben sind, der Haarschmuck, das dicke Armband in Spiralscheiben auslaufend, das massige Fibelstück u. s. w. mehr Schutz als Putz zu sein. Woher die Kunst überhaupt dorthin kam? Ob es Kelten von Asien her waren oder die Phönizier, die hier maßgebend wirkten? Denn selbst Behang echt asiatischer Art erscheint unter den Funden.

Im Anschluß an die Bronze haben wir für Skandinavien die Eisenzeit auf die tausend Jahre nach der Erscheinung des Heils anzusetzen, als die klassischen Völker sie allerdings längst überwunden hatten. Das Eisen erscheint bekanntlich im Boden nur vererzt, weil es oxydiert; gediegenes Eisen kann offenbar nur aus großen Tiefen der Erde stammen und tritt hier und da in basaltischen Gesteinen auf. Somit zeugt es stets von einer gewissen Kultur, wenn der Mensch dahin gekommen ist, es sich verschaffen zu können. Mit Gold und Silber schmückt sich auch der wilde Insulaner und die Rothaut des Urwaldes; aber die Erze zu verarbeiten und aus den Oxyden das gediegene Metall darzustellen — dort fängt die menschliche Zivilisation an. Heutzutage greift gewiß

kein Körper tiefer und gewaltiger überall ein als das Eisen. Die Eisenindustrie ist zu einer wahren Macht im Leben der Völker geworden. Das Eisen bildet mit der Kohle die Basis unsers industriellen Lebens. Nun ist zwar dennoch die Eisengewinnung einer der einfachsten metallurgischen Prozesse, Naturvölker, sobald sie einen etwas höheren Standpunkt einnehmen wollen, stellen seit undenklichen Zeiten mit den primitivsten Hülfsmitteln, und durch das Verfahren der Rennarbeit, ein vorzügliches Schmiedeeisen her; dennoch wurde es vor alters in geringem Maße verwendet, und was daraus verfertigt wurde, konnte sich bei seiner Eigenschaft zu rosten bis auf unsere Zeit nicht herüber retten. Aber je weiter man eben nach Norden vordringt, desto später werden Eisengeräte in Gebrauch genommen, und während die von Graf Gozzadini 1853 in etruskischen Gräbern bei Bologna vorgefundenen eisernen Celte und Speerspitzen aus dem 9. und 10. vorchristlichen Jahrhundert stammen, so müssen wir für die Länder des Nordens ein ganzes Millennium weitergehn, ehe wir auf eiserne Gerätschaften stoßen. Im übrigen kann der für die dritte und letzte der großen Kulturperioden der Urgeschichte besonders bei den nordischen Gelehrten übliche, etwas vage Kunstausdruck Eisenzeit für die skandinavischen Länder gewissenhafter gelten, da wir hier gerade die

einzelnen Kulturperioden, und besonders die beiden letzten, Bronze- und Eisenzeit, viel genauer unterscheiden können als im mittleren und südlichen Europa. Woher kam Eisen in diese Landstriche? Die nach Norden schauenden Teile des römischen Reichs mögen es vermittelt haben, oder germanische Stämme, die sich hierher wandten: Geldstücke und Kunsterzeugnisse, die man fand, sprechen für recht rege Beziehungen mit der Zivilisation, mögen sie auch durch Zwischenglieder erst vermittelt worden sein. Drei Zeitabschnitte sind für die gesamte nordische Eisenzeit innezuhalten. Die ersten fünfthalb Jahrhunderte bilden die ältere Eisenzeit. Zum Schmuck nimmt man hier Gold oder Bronze. Dabei sind Berührungen mit römischen Erzeugnissen und eine gewisse Übereinstimmung mit denen der gallogermanischen Rasse des Kontinents und in Britannien zu merken. Die mittlere Zeit reicht bis ins achte Jahrhundert hinein. Rom, mit seiner auf die Spitze getriebenen Macht gebrochen darniederliegend — seine Luxusstücke ebenso wie seine anderen Wertsachen zerstoben z. T. in alle Welt, und auch seine Ideen wurden allenthalben hingetragen. Der Untergang der alten Kultur bewirkte also hier im Norden die Erzeugung wichtiger Schmucksachen in vollem Gold, aus Silber und der alten Mischung Silbergold, oder die Stücke wurden wenigstens damit belegt und mit

Glaspasten und Edelsteinen, Granaten und Karneol verziert. Wir haben Spangen, Nadeln, Halsringe und Brustschmuck, Fingerreife, klumpig, aber doch interessant, dazu allerlei Anhänger. Es sind stämmige und robuste Gegenstände, in den Ornamentformen wiegt eine hübsche Verzierung mit seltsamen Figuren in gebrochenen Linien und vielfachen Bandverschlingungen vor, Blättergruppen um einen Kreis herum und Kügelchen, ob auch ohne Abwechslung immer wieder aufgetragen; auch üppig ausgebildeten architektonischen Formen neigt man zu, wo es angeht, so etwa bei Nadeln: da gewahren wir Zierleisten und im Winkel vor- und zurückspringende Teilchen. Nett und originell sind die Goldbrakteaten, die diese Tage in Skandinavien hinterlassen haben; sie sind gewiß hier im Lande entstanden, denn sonstwo zeigen sie sich nicht so häufig. Es sind Zieraten in der Form von Geldstückchen, sie zeigen phantastische Gestalten, rohe mythologische Szenen, daneben nach einem wenn auch vagen Gesetz verflochtene Gebilde, meist mit Runeninschriften. Goldperlen und Glasstücke liegen häufig dabei, sie mögen mit den Ziermünzen zusammen zu Halsschmuck verwendet worden sein. Daß auch echte italische und byzantinische Goldmünzen vorkommen und als Anhängsel in Gebrauch waren, bald ohne Begleitung, bald in größeren Schmuckstücken, ist nicht sonderbar.

Von 800—1000 etwa erstreckt sich die jüngere Eisenzeit oder das Wikingerzeitalter. Durch Räuberei und Handel bereicherten die Seefahrer ihren Besitz, und auch dem Morgenland wurde daheim ein mächtiger Einfluß gewährt, und es öffneten sich ihm die Werkstätten der Schmuckkünstler. Das Evangelium schlug dann die ganze nordische Kultur nieder.

In diese Zeit gehört der Goldfund von der Insel Hiddensöe bei Rügen, der im Anfang der letzten siebziger Jahre allmählich aufgefunden wurde und nun im Provinzialmuseum von Stralsund liegt. Der große Halsring besteht aus Drähten, die kunstvoll ineinandergeflochten sind. Dazu eine goldene Fibel von bestrickender Anmut. Und ein kostbarer und kunstreicher Brustschmuck von vierzehn Stücken, durchweg hohl, die zarten Goldbleche fest zusammengeschweißt; die Stücke sind so gearbeitet, daß an einer Röhre, die zum Aufziehen des Gliedes benutzt werden soll, ein Kreuz hängt, und dessen drei Arme haben jeder wieder Kreuzform, Bandverschlingungen aber zieren die Glieder: in getriebener Arbeit, oder Filigrandrähte und Goldkörner sind aufgesetzt. Der Schmuck ist in das Jahr 1000 zu legen.

Die Gallier.

Die Schmucksachen der Gallier sind überaus kostbar und von bedeutendem Metallwerte gewesen; es

wurden schon aus dem Beginne der Metallzeit Halsringe aus Gold von 600 g und mehr Gewicht gefunden. Hatte man doch sogar Waffen, Äxte und Celte (Beile) aus massivem Golde. Raubzüge brachten das Metall ins Land; auch die Gewässer dort sollen in alter Zeit Gold geführt haben. Gleichzeitig war das Email früh in Gebrauch. Die älteren Funde stehn natürlich auf einer geringern Stufe, Linienornamente werden verwendet, hübsch ausgedacht und dem vorhandenen Platze gemäß. Aus der Natur nimmt man Motive nur spärlich. Eine um den Hals getragene Schmuckkette war eine spezifische Zierde der Gallier, vornehmlich wurde sie von den freien Männern angelegt, sie war aus Bronze und von primitiver Art. Ebenso von Bronze sind die aufgefundenen Armbänder, offen oder verbunden, aus Drahtgeflechten oder getriebener Arbeit, sie trug Mann und Weib in mehreren Stücken. Noch sind ansprechende Exemplare von Nadeln auf uns gekommen. Die Heftspangen, unsere echte rechte Broschenform, haben eine Spiralscheibe, die über die Nadel sich hinlegt.

In der Römerzeit baute man auf diesen Ideen weiter. Die Bronze tritt goldbelegt und emailliert auf. Es erscheinen dabei Viereck und Kreis, Kreuz, Trifolium, Rosette, Schuppenornamente, auch die Fauna muß Gebilde zur Ausschmückung liefern. Alles ist

einfach, aber geschmackvoll. Den Steinschmuck, der sich in dieser Periode breitmacht, hat man wohl aus dem Osten übernommen: es war ja die Zeit, daß der Einfluß des Orients durch das ganze römische Reich hin hochkam. Nett sind u. a. auch ein Halsband mit goldenen Fliegen als Anhängseln, im Museum St. Germain, eines mit gepreßten Schuppen, im Museum St. Pierre in Lyon aufbewahrt, dazu die Schlüsselringe, die, aus Bronze gefertigt, ein Schlüsselchen neben dem Siegelstein trugen und wohl den Zweck hatten, Geheimtruhen zu sichern. Die Heftnadel, an der ein hübsches Email hervortritt, wird mehr und mehr mit unserer Brosche identisch.

Die germanischen Völker. Merowingerzeit. Westgoten und Langobarden.

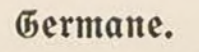
Einfaches Erz gab meist den Stoff für den Schmuck unserer Altvordern her. Ob die germanischen Putzstücke hierzulande hergestellt oder von außerhalb importiert wurden, ist noch nicht zu entscheiden. Bestimmte charakteristische Einzelheiten sind nicht da, Rundungen und gebrochene Linien, Schneckenwindungen als Verzierung treten auf wie auch anderwärts. Erzstäbe, zu Ringen gedreht, wurden für das Haar benutzt, doch müssen diese scharfkantigen und geknöpfelten massiven Ringe auch als Armschmuck getragen worden



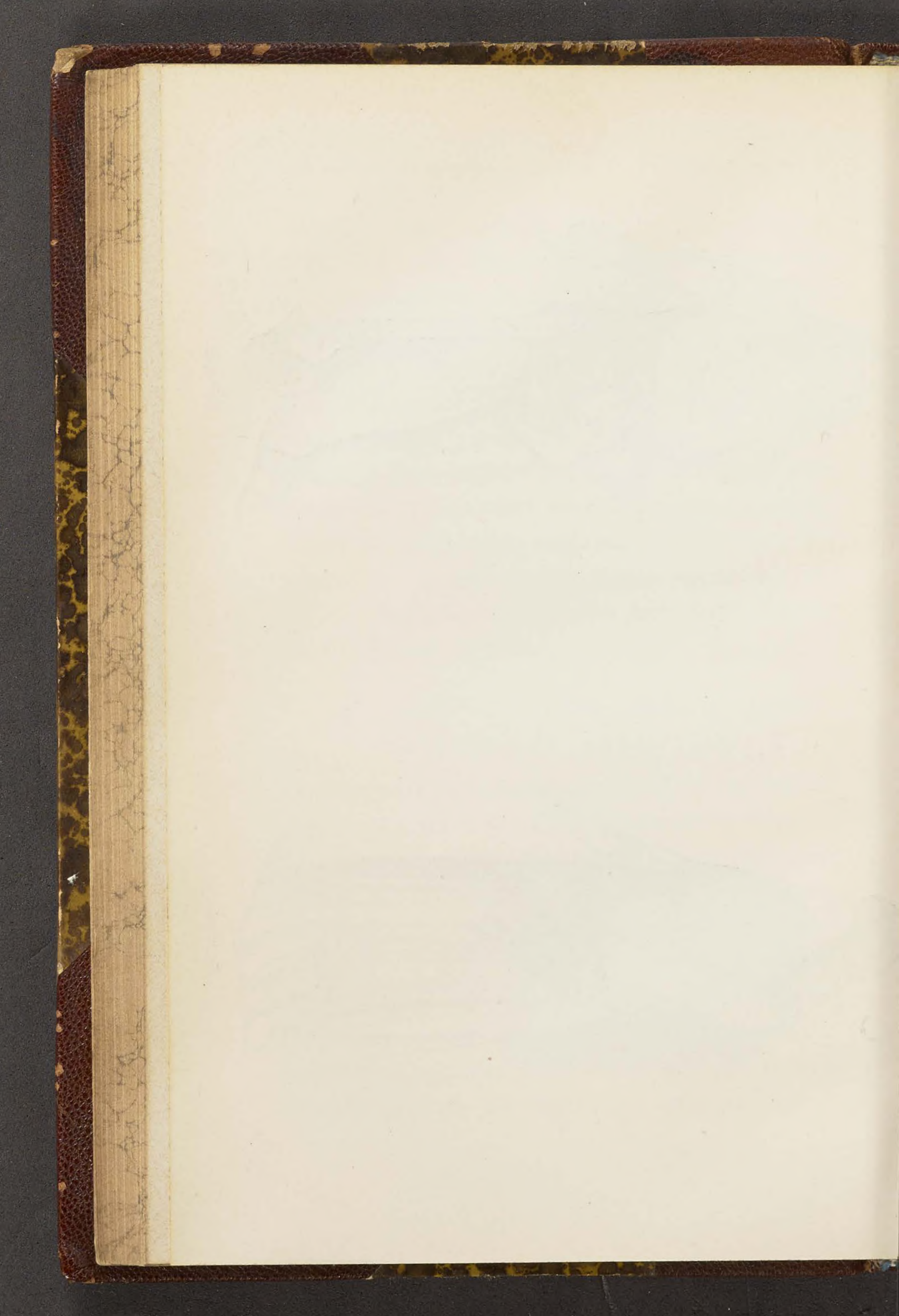
Germanin.



Germane.



III



sein, ebenso wie solche aus Glas angelegt wurden. Daneben sind acceptable Vorsteckspangen auf uns gekommen.

Die germanischen Völker, die die alte Kultur stürzten, wurden dann unversehens die Kunstschüler der Antike. Römische Art prägt sich in den germanischen Schmucksachen aus, die wir in den eroberten Ländern vorfinden. Allerlei, auch Kostümschmuck. Zwar nordische Ideen sind nicht zu verkennen. Die Formen sind aber zumeist römisch, wenn auch mit einem dem Norden eigenen Geschmack durchgeführt. Man ist der Zellenarbeit hold, Email fand keine Pflege, stirbt vorläufig aus. Interessante Vorstecknadeln sind gefunden worden, Gold mit Steinen und Glas und Filigran, die Verzierung mit minutiöser Kunstfertigkeit bis ins kleinste ausgearbeitet: diese Fülle an Einzelheiten aber ist echt nordisch. Im allgemeinen sind eigene Gedanken selten, man lehnt sich stramm an die Römer an. Etwas mehr Eigenheiten gerade des Nordens haben die silbernen Spangen an sich, die vergoldet und nielliert sind. Da gewahrt man die uns schon von den vorigen Seiten bekannte Spiralscheibe. Leuchtendes Feuer und bestechender Wechsel der Farben überall. Die Darstellungen sind von Filigran hergestellt oder scharf eingeschnitten; kleine Kupferballen, ursprünglich oder vergoldet, treten dazu:

Köpfe stehn an einem Ende der Spange, Granaten und Glasmasse bilden da die Augen.

Daß aber die Schmuckkunst in jenen unruhigen Tagen bald Schritt für Schritt zurückgehn mußte, ist leicht einzusehen. So nimmt es nicht Wunder, daß in der nun folgenden Merowingerzeit die alten reichen Ideen dahinschwinden. Lediglich Linearverzierung überall, nur hier und da Drachen und anderes phantastisches Getier, oder auf der Agraffenscheibe ein roher Kopf. Die Edelmetalle haben in den Wirren der Jahrhunderte abgenommen, Minderwertiges tritt statt ihrer auf. Viel haben diese Tage nicht hinterlassen. Arm- und Halsschmuck ist selten, die Frau trägt hochgeschlossene Kleider, die jenem nicht günstig sind. Klobig dicke Ringe mit geschmacklos hohem Aufsatz sind gern gesehen. Die längliche kunstvolle Heftel, etwa mit Granaten inkrustiert und reich mit Zierformen beladen, gibt immer mehr der Broschenart nach und weicht der schildförmigen Agraffe. Dazu wurden nette Haarnadeln gefunden. Steine, vorzugsweise Granaten und Amethyste, und buntes Glas stehn allenthalben auf den Schmuckstücken hoch hervor, dazwischen werden zur Ausfüllung Verzierungen von Filigran angebracht. Nach Art der Byzantiner muß man damals, um den fehlenden Körperschmuck wett zu machen, Steine, Perlen und Gold auf die Kleider aufgesetzt

haben, die Männer trugen kleine niedliche Reliquienbehältnisse auf der Brust. Die ganze Technik verrät sonst ein sonderbares Durcheinander von Gewandtheit und Ungeschick, und Kunstfertigkeit gewahren wir bei allem rohen Geschmack.

Das Schmuckkreuz bürgerte sich verhältnismäßig rasch bei den Langobarden ein, die früh dem Evangelium zuneigten; es wird aufs Kleid geheftet oder den Prunkdiademen angehängt, die als Weihgeschenke für Kirchen auftreten. So bewahrt der Domschatz der Basilika des h. Johannes in Monza, deren Gründung der Königin Theudelinde beigelegt wird — restauriert von Marco da Campione um 1400 — ein solches 235 mm hohes, kostbares und zierlich mit Perlenreihen besetztes Diademkreuz, das Agilulf (um 600) angehört. Nicht minder tritt weiterhin das Schmuckkreuz bei den Westgoten Spaniens auf. In dem Funde, der um 1860 in der Gegend von Toledo (bei La fuente de Guerrazar) gemacht wurde, befindet sich neben einem andern, wegen seines architektonischen Charakters bedeutsamen Kreuze auch ein solches von der Krone des Rekkeswinth (um 650), des großen gotischen Gesetzgebers. Diese Krone, ein breiter mit Saphiren und Perlen gezierter Goldreif, an dem die Buchstaben des Namens an Goldkettchen hangen, ist ein Hauptstück der Goldschmiedekunst jener Zeit des Übergangs.

Das Mittelalter.

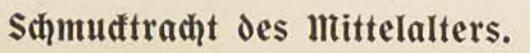
I. Der romanische Stil.

Das frühe Mittelalter ist kein leichtes Feld für einen Forscher auf unserm Gebiete. Die Gräber gewähren keine Blicke in den Schmuck des Zeitalters, nur etwa bei den Ruhestätten einiger Kirchenfürsten war es der Fall; daneben wurden, namentlich bei Mainz, vielfach vereinzelte Funde gemacht. Aus Büchern und Bildern ist auch nicht viel zu schöpfen. Doch dürfte ein großer Luxus von jener Zeit getrieben worden sein. Verzeichnisse aus alten Tagen führen unglaubliche Werte auf, die von Familien, die sich das leisten konnten, für Schmuck verwendet wurden. Solcher Familienschmuck galt gewissermaßen als Vermögensfonds, der statt der Zinsen die Freude des Gebrauchs brachte, und wenn Not am Mann war, leicht die Besitzer wechseln, allemal und ohne Umschweife verkauft werden konnte: da mag denn auch manches alte Zierstück wieder auf den Hämmerblock oder zum Einschmelzen gewandert sein.

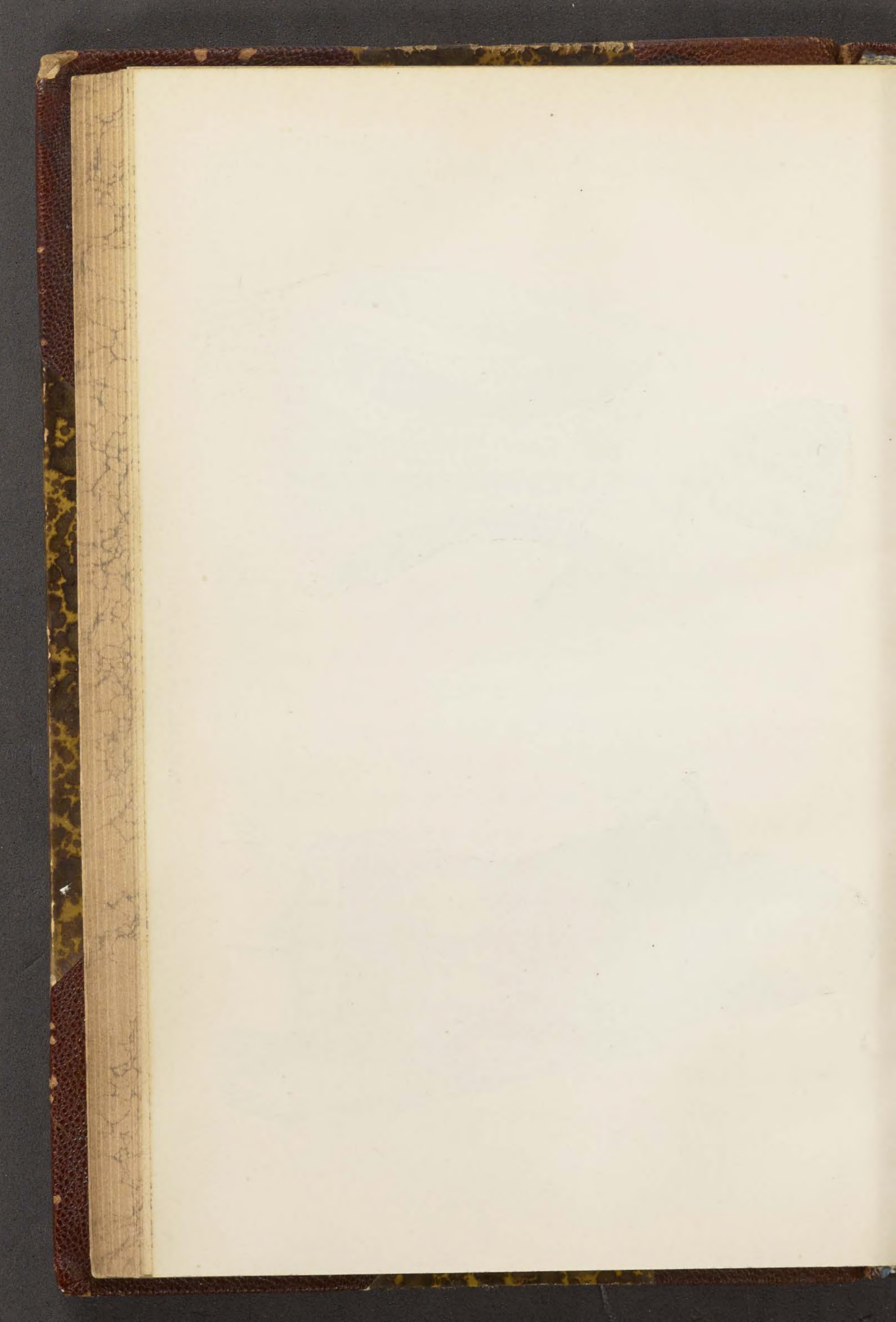
Überall im Kulturleben war damals Byzanz allen Völkern voran, seine Geltung und Autorität waren unbegrenzt. Nach seinem Muster und Vorbild trug man sich auch. So wurde der Zierputz zumeist auf Kostüm und Borten aufgeheftet. Lauter kleine







Schmucktracht des Mittelalters.



Kästchen wurden dazu gearbeitet, mit Steinen gefüllt, mit Ösen zum Aufnähen versehen. Nur Diadem, Kette und Ring erscheinen als wirklicher Körperschmuck, Ohr, Hals und Arm bleiben schmucklos. Anhänger kommen nur insofern vor, als Weiheschächtelchen und Kreuze gern getragen werden, nur allerdings oft vom Kleid überdeckt. Byzantinische Geschmeidepracht bekundet sich in Steinen, Filigran, Email. Da glänzten Amethyst, Chalcedon, Diamant, Granat, Hyazinth, Opal, Rubin, Saphir, Smaragd, Topas. Oben rund geschliffen, innen mit glatter Fläche, vermögen sie samt und sonders gleichwohl keine bedeutende Wirkung zu erzielen; erst später wird das besser, als man anfängt, sie in Tafelform zu schneiden.

Hervorzuheben ist vor allem als ein Schmuck, dem man jede Aufmerksamkeit zuwendet, in dieser Zeit die Schließe oder Kleideragraffe. Die antike Schnallenform wird fast ganz aufgegeben und eine zentrale Zeichnung tritt dafür ein. Von maßloser Größe sind diese Schmuckagraffen. Einige solche Prunkstücke ziemt es verdientermaßen zu erwähnen. Da ist eine Adlerfibel aus der Ottonenzeit um 1000, im Museum in Mainz: ein flacher durchbrochener Filigranring, in der Rundung ein heraldisch geformter Aar aus Email, für den Kopf des Tieres ist dem Ring

ein eigener Drahtbügel aufgesetzt: ein Stück von „klarer bewußter Komposition und vollendeter Beherrschung der Emailtechnik.“ Dann der sog. „Schaffhauser Onyx“, der im Archiv des Kantons Schaffhausen aufbewahrt wird: eine wundervolle antike Gemme in kostbarer entzückender mittelalterlicher Fassung von Edelsteinen, zwischen denen Adler und Löwen drohen, gab hier eine grandiose Schließe von 153 mm Höhe her. Solche alte Gemmen wurden häufig von den Karolingern bis hinab ins 13. Jahrhundert zu Schmucksachen genommen. Es ist ein pomphaftes Zeitalter, und die Kreuzzüge und der Orient, den man anschwärmte, gaben immer neue Anregungen. Bald beginnt man auch wieder an Halsbändern und Schulterketten Gefallen zu finden, die auf die Brust herabfielen, daran Reliquiarien und Medaillons saßen, alles mehr allerdings Zeichen des Ranges.

Mit 1200 aber ungefähr beginnt eine Übergangszeit, eine Rückbildung hebt an zu ruhig einfacher vornehmer Feinheit, eine maßvolle Richtung setzt ein, Neigung zeigt sich allenthalben zu schlichter Gediegenheit. Allerdings nur nicht bei kirchlichen Würdenträgern, hier entfaltet man fast mehr noch Prunk denn je, man geht dazu über, Stola, Kasula, Handschuhe, Mütze, Schuhe mit Perlen, Gold und Stickerei, mit Steinen und Email zu belegen.

Dabei verwendet man für den priesterlichen Schmuck namentlich gern das champlevierte Email, dessen Blütezeit in eben das 12. und 13. Säkulum fällt. Diese Technik unterscheidet sich vom Zellenschmelz, dem émail cloisonné, wie es besonders im Orient üblich ist, dadurch, daß die Vertiefungen zur Aufnahme der Schmelzmasse durch den Grabstichel aus der dickern Metallplatte herausgegraben werden, daher der Name Grubenschmelz; die Hauptstätten der Fabrikation waren Köln, dann Trier und andere Orte des Rheinlandes. Unter gemischtem Email (émail mixte) versteht man dabei die in diesem frühmittelalterlichen rheinischen Grubenschmelz vorkommende Erscheinung, daß solche ausgehobenen, champlevierten Gruben von größerer Ausdehnung wieder durch eingesetzte Drahtzellen geteilt wurden. Mit Limoges wird kurzweg das bezeichnet, was diese Stadt ebenfalls damals anfing an Emailsachen in einer eigenartigen Technik hervorzubringen. Es handelt sich hier um Malemail. Auf einer einfarbigen Unterlage als Malgrund wird mit dem Marderpinsel gearbeitet. Und zwar nimmt das ausschließlich auf Kupfer angewendete Limogesemail dunkeln, schwarzen, braunen, auch wohl blauen Grund und führt seine Darstellungen darauf nur in abschattiertem Weiß und Gold aus, was Grisaillemanier heißt, oder es wird über einer

besondern weißen Grundierung, die reliefartig dicken Farbenauftrag gestattet, in mehreren Farben gemalt — während bekanntlich heute allgemein die Emailmalerei auf weißem Grund gebräuchlich ist, worauf ohne weiteres mit den verschiedensten Farben gemalt wird, vom technischen Standpunkt aus die einfachste und müheloseste Arbeitsweise. Die Arbeiten in Limogesemail sind unbedingt schwieriger zu behandeln als gewöhnliches Malemail. Gut ausgeführt aber machen sie einen sehr vornehmen Eindruck.

Man hat zu allen Zeiten im Ornament pflanzliche Elemente verwendet, und es wäre gar nicht so fernliegend, wenn einmal jemand aus dem Vergleich der Ornamente mit den Originalen aus der Botanik heraus eine Monographie schreiben wollte. Lange Zeit, während der Herrschaft des romanischen Stils fast ausschließlich, wurde zu dem Akanthusblatt gegriffen, und erst im 12. Jahrhundert fangen die Künstler an, einheimische Pflanzen nachzubilden und zum Teil zu stilisieren. Zu den ältesten in dieser Weise übertragenen Pflanzengebilden gehören die Blätter des Aronsstabes, der Seerose, der Schwertlilie, des Pfeilkrautes und der Farren, auch das Platanenblatt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts tritt dann, vielleicht auch wegen der symbolischen Bedeutung, das Rebenblatt dazu, es treten auch so

ziemlich alle Blattformen allmählich auf, Blumen mit Ausnahme von Rosen, Veilchen und Hahnenfuß aber nur selten. Im 14. Jahrhundert, mit der Umgestaltung des Stils, wählen die Künstler mehr Baumblätter. Das 15. Jahrhundert aber bringt den Verfall der Gotik und des Pflanzenornaments überhaupt.

II. Die Gotik.

Die besonnene ruhige Schlichtheit hielt nur nicht lange an. Die Verzierung und Monumentales liebende gotische Periode weckte wieder Sinn für prächtige Geschmeide. Am französischen Hofe stieg der Schmuck ins ungemessene. Als bald für eine kurze Spanne Burgund den Ton in Tracht und Sitte angab, wurde das nicht besser, sondern noch viel umfassender.

Man legte weiterhin aufs Kostüm Metall und Steine auf, allerlei verstreute Teilchen, die man nach Möglichkeit plastisch herauszuarbeiten strebte, indem man getriebene und gegossene Art bevorzugte. Sehr zu statten kam auch all der Prachtliebe das Faßemail (en ronde bosse), bei dem Freifigürchen oder montierte bezw. freimodellierte Schmuckteile mit Schmelz überzogen werden. Der Diamant wird besonders gern gewählt und verständnisvoll verwendet, wobei man ihm allerdings immer noch nicht bedeutendere Glanz-

kraft zu geben weiß. Filigran tritt weniger auf, dafür ist niellierte Arbeit eher zu finden.

Betrachten wir zuerst den Schmuck für das Haupt. Die Damen jener Zeit geben viel auf ihn — Schmuck über Schmuck — bis auf das Haarnetz mit Steinen, Perlen und Gold übersäet. Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war die Schapel oder das Schappelin die gebräuchliche Kopfzierde der Frau, aber auch zum Teil mit der Männerwelt: im allgemeinen ein schmaler Streifen von gewirkter Borte oder Metall (Gold oder vergoldetes Silber) — der Stirnreifen mit kleinen blumenförmigen Rosetten oder kronenartigen Zinken, mit Edelsteinen und Perlen besetzt; auch Perlenschnüre, natürliche oder künstliche Blumenkränze treten als Schapel auf. Ein anderes Zierstück des Hauptes ferner ist die Hutagraffe, entweder um die Hutfeder zu halten, oder sie wurde für sich vorn oder an der Seite der Kopfbedeckung aufgenäht. Das Stück stellt ziemlich oft Heilige dar und gab damit seine Bedeutung an, wies auf ein religiöses Vorhaben oder eine religiöse Sinnesrichtung hin, etwa daß es ein Pilgersmann ist, der sie trägt, oder könnte als Amulett aufgefaßt werden.

Neben der Ehrenkette aus Gold, mit Anhängern, einem Medaillon oder andern Zieraten, wie sie für die Männer schon länger üblich war, gewinnt allmäh-

lich das Halsband der Frauenwelt wieder Bedeutung; es sind Perlenketten oder dünne in mannigfachen Formen geflochtene Schnuren aus Golddraht, sie legen sich als einfache Kette hoch um den Hals, dann aber auch in mehrfacher Reihe fallen sie auf Schulter und Brust hernieder und tragen Anhänger, ein Kreuz oder, je weiter wir nach der Renaissance hinüber vorschreiten, andere Halsschmuckstücke von jedenfalls interessantesten und liebenswürdigen Motiven, alles reich in Form und Material: da ist ein Riechbüchschen in Form eines Buches, oder ein Schild mit religiösen Zeichen, mit einem Engelskopf darüber, ein pfeildurchbohrtes Herz, Blätterschmuck u. a. Mit dem Wohlstand der Städter bürgerten sich in der Spätzeit der Gotik die Schützenketten ein, deren die städtischen Sammlungen noch heute eine erkleckliche Zahl aufzuweisen haben. Die Kette ist schwer, wuchtig, pompös, die Kettenglieder elegant und kunstvoll behandelt oder aus einfach geriestem breiten Blech zusammengebogen: daran hängt ein Schild, das das Bild des Schutzheiligen ziert, dazu symbolische Stücke, Armbrust, Pfeil, der Vogel der Schützenwiese.

Der religiösen Sphäre gehören die Agnus dei an, so nannte man eine Kapsel, die von der Osterkerze ein Wachsscheibchen barg, auf das ein Lamm geprägt war. Die Dingerchen waren dem Zweck ent-

sprechend durchweg hübsch ausgestattet, mit biblischen Motiven oder Inschriften versehen, silbervergoldet mit Email und Perlmutter.

Außer dem eigentlichen Leibgurt existierte der lose unter die Hüfte, späterhin oft bis zu den Knieen hinabhangende Prachtgürtel, z. T. aus massiven einzelnen Stücken sich zusammensetzend, die unter sich durch Gelenke zusammengehalten wurden. Es ist der Dupsing oder Duchsing, der nicht mehr fest um die Taille, die „Krenke" gelegt ist; reich mit Glöckchen und Schellenwerk verziert hängt er tief hinunter. Er war jedoch durchaus nicht nur eine hübsche Zierde, sondern diente vor allem dazu, die im späteren Mittelalter wieder sehr beliebte Gürteltasche und ein Schlüsselbund zu tragen. Außerdem wurde noch das unentbehrliche Riechfläschchen, ein zierliches Nähbesteck, der Fächer und nicht selten ein Miniaturdolch am Gürtel befestigt, denn die Frauen jener Tage waren, wie zeitgenössische Schriftsteller murrend berichten, „freysamb, heftig und oft den Männern ungehorsamb." Der Kunstfertigkeit der Goldschmiede erwuchs aus diesen Gürteln, Gürtelketten, Schnallen, Glocken und Schellen reicher und willkommener Anlaß zu selbstschöpferischer Betätigung. Bei den Männern sieht man mehr auf kompakte Formen, und der Gürtel weist buckelförmige Beschläge und große,

aber doch hübsche Schlösser auf, der Frauengürtel ließ gern ein kunstreich geformtes Glied frei unterm Schlosse lang herabhangen: auf Samt Gold und Edelstein in freundlichster und ansprechendster Weise ausgegossen.

Statt der Fürspange, des Fürspans, der Gewandnadel des 12. Jahrhunderts, die den Mantel vorn auf der Brust zusammenhielt, tritt später eine gewichtigere Art der Mantelschließe ein: sie schließt entweder ebenfalls oben am Hals, oder das Gewand bleibt hier offen und wird dann über der Brust mit zwei Agraffen geschlossen, die selbst ineinander greifen oder, vorn unter den Schultern befestigt, durch eine verbindende Schnur ihren Zweck erfüllen: Tasseln hießen diese oft in regelrechter Schildform gestalteten Schmuckplatten. Es sind viele solcher Agraffen erhalten: einige einfacher Art, andere vornehme Prachtstücke, wie z. B. ein silbervergoldeter Adlerschmuck in heraldischer Auffassung, mit einer immer wiederkehrenden Halbmondumrahmung, den Cluny aufbewahrt, so gar nicht schablonenhaft, durchaus reizvoll, originell — ich erinnere, daß der Bergvogel uns schon in früherer Zeit oft bei den ausgezeichnetsten Schaustücken entgegengetreten ist!

Die meisten der uns vorliegenden Agraffen sind für Kleriker bestimmt, bei denen diese Stücke für Chor-

mantel und die andere Amtskleidung in häufigem Gebrauche gewesen sein müssen. Die offenbare Einwirkung des Gotischen ist bei den späteren Werken sofort zu erkennen: man wird an Siegel jener Zeit erinnert: so wie bei diesen tritt eine umrahmende und bekrönende Architektur auf. Sonst zeigen sie symbolische Zeichen und Heilige, Engel und heraldischen Apparat. Wir sehen die Verkündigung, die Anbetung der Könige, die Kreuzigung; ein anderes wertvolles Schmuckwerk hat im Mittelstück die Geißelung Jesu in Elfenbeinschnitzerei, gefaßt in Blätter und allerlei Geranke in matter Arbeit auf glänzendem Grunde, die Adern der Blätter tief mit dem Stichel bezeichnet oder durch Lötung zart aufgelegt, das Blattwerk ist auf diese Weise originell und frischer gestaltet. So sind diese Schließen in großartiger Weise ausgebildet worden als Zubehör des Bischofsmantels und treten als Monile oder Halskleinod und als Pektorale, als Brustschmuck, auch sonst, wo man sie gebrauchen kann, an dem Pluvialgewand und anderswo auf.

Von Kreuzesschmuck ist hervorzuheben das 12 cm hohe Brust- und Siegeskreuz des heiligen Ulrich von Augsburg, im dortigen Ulrichskloster, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, das ein kleineres umschließt, das sich auf die Hunnenschlacht auf dem Lechfelde beziehen soll, die Arme enden kleeblattförmig, Ro-

setten von Diamanten stehn darauf, ein Rubin in der Mitte.

Eine besondere Pflege widmet die Epoche dem Ring. Er wird fast stets als bedeutungsvolles Sinnbild aufgefaßt und getragen, wir haben Siegelringe und Ringe als Amtszeichen und solche, die Ehe oder Freundschaft bekennen sollen. Byzanz und die alte Germanenzeit beeinflussen den Ringstil in der ersten Periode: ich verweise auf den Lorscher Ring im Museum von Darmstadt, deutsche Arbeit, gegen 1000: das Schmuckstück hat ein eigenes literarisches Werk gezeitigt. Die Schiene erweitert sich nach oben zu einer Fläche, und durch Filigranarbeit auf dieser vorbereitet steht ein Aufsatzgefüge da von pyramidenförmig sich aufbauenden Kegelchen. Die folgende Zeit hat silberne, goldene, bronzene oder kupferne und vergoldete Ringe in großer Auswahl der Formen hinterlassen — der Reif schmal, später entschieden immer an Breite zunehmend, außen ringsherum graviert oder durchbrochen und mit mannigfachen Verzierungen geschmückt, oben eine größere Zierscheibe tragend oder einen eigenartigen Aufsatz, der sehr hoch bei den gotischen Ringen ist, zuweilen eine gewisse Gruppierung von Steinen. Daß Hochedelsteine dabei nicht in den erhaltenen Stücken vorkommen, könnte Kopfschütteln erregen; die Zeit hatte darin zwar einen bedeutenden Besitz; und wir

müssen annehmen, daß sie einst vorhanden und nur später anderswohin gelangt sind und verbraucht wurden.

Zur Investitur des Bischofs gehörte die Belehnung mit Ring und Stab als Abzeichen der Amtswürde. Ein hübsches Muster eines solchen zeremoniellen Ringes aus der Frühzeit birgt der Mainzer Domschatz. Der Reif ist auffallend schmal, doch von großer Öffnung, um über den behandschuhten Finger gezogen zu werden, wie der Ritus es will; die Aufsatzscheibe ist unverhältnismäßig groß, ein flachgewölbter Rubin sitzt in einfacher Metallfassung. Der gotische Geschmack arbeitet später die Schiene selbst wulstiger, daß der Ring absonderlich und auch unbequem zu tragen wird, mag auch für Verzierungen in großem Umfange mehr Raum gewonnen worden sein. Wo auf dem Bischofsringe Wappen zu sehen sind, wie das häufig der Fall ist, da haben wir nicht das Wappen dessen vor uns, der den Ring trug, sondern des Papstes, der ihn verlieh. Auch abgesehen von den Siegelringen erscheinen Inschriften gegen Ende des Zeitalters, sie laufen außen um den ganzen Ring: durch Feilarbeit, wie sie damals recht beliebt war, wird, um Flächen hierfür zu gewinnen, die Außenseite mit Kanten abgeschrägt. Erwähnenswert ist unter den Inschriftenringen der berühmte

Ring des Frangipani, um 1500, im Besitze des Professors Thode in Heidelberg (dieser Kunsthistoriker hat ihm auch eine eigene Monographie gewidmet.) Er entstammt dem Ende der gotischen Zeit und gehörte einem Grafen Frangipani, der als General des Kaisers im Süden war, als aus der fernen Heimat seine Gattin ihm das Kleinod ihrer ehelichen Treue sandte. Das gewölbte Äußere ist schmucklos vornehm: zwei Schrägzeilen wechseln fünfmal miteinander ab, die eine ein Linienornament enthaltend, die andere den Spruch myt wyl-len dyn eygen. Noch nenne ich als Motiv die ineinandergelegten Hände bei Verlobungsringen und verweise auf die eigenartigen jüdischen Eheringe dieser Zeit: man merkt den Einfluß des Morgenlandes, außen setzt ein Haus oder eine dachförmige Haube auf, innen liest man einen Satz aus dem Talmud oder irgend ein Segenswort.

Die Renaissancezeit.

Renaissance und Humanismus gehören untrennbar zusammen. Wollte der eine die Wiedererweckung der alten griechisch-römischen Bildung, so wollte die andere das Gleiche für die Kunst. Diese Bestrebungen bezeichnen den Beginn der neuen modernen Welt

gegenüber der antiken und der mittelalterlichen. Das antikisierende Streben äußert sich in Einfachheit der Zeichnung, Schönheit und Klarheit der Verhältnisse, und eine echte reine Formensprache wird gewonnen. Fern von jedweder sklavischen Nachahmung, ist alles dabei durchaus neu und selbständig behandelt. Mit großartiger Schöpferkraft bildet man die Antike zum schönheitsvollen Ausdruck der Stimmungen und Bedürfnisse der eigenen Gegenwart und Wirklichkeit um.

Die Renaissancekunst währt von der Mitte des 15. bis zum Anfange des 17. Säkulums. Man unterscheidet das Quattrocento als Frührenaissance, das Cinquecento, die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Hochrenaissance, was dahinter liegt ist die Spätrenaissance, die vom Barockstil des Anfanges des 17. Jahrhunderts begrenzt wird.

Von Italien wandert mit der Macht der neuen Bildung und Denkweise die Renaissance durch ganz Europa, eine tiefe Umbildung in den Ländern besonders hervorbringend, wo die Gotik mehr als in Italien das ganze Leben durchdrungen hatte; wo dabei die nachklingende Gotik alte Rechte nicht aufgeben mochte und sich behauptete, erscheinen eigentümliche Stilmischungen von reizvoller Wirkung. So ist der deutschen Renaissance ein besonderer Charakter aufgeprägt, so zeigt der Stil von Franz I. in Frank-

reich seine Besonderheiten, nicht minder der Queen Elizabeth Style in England.

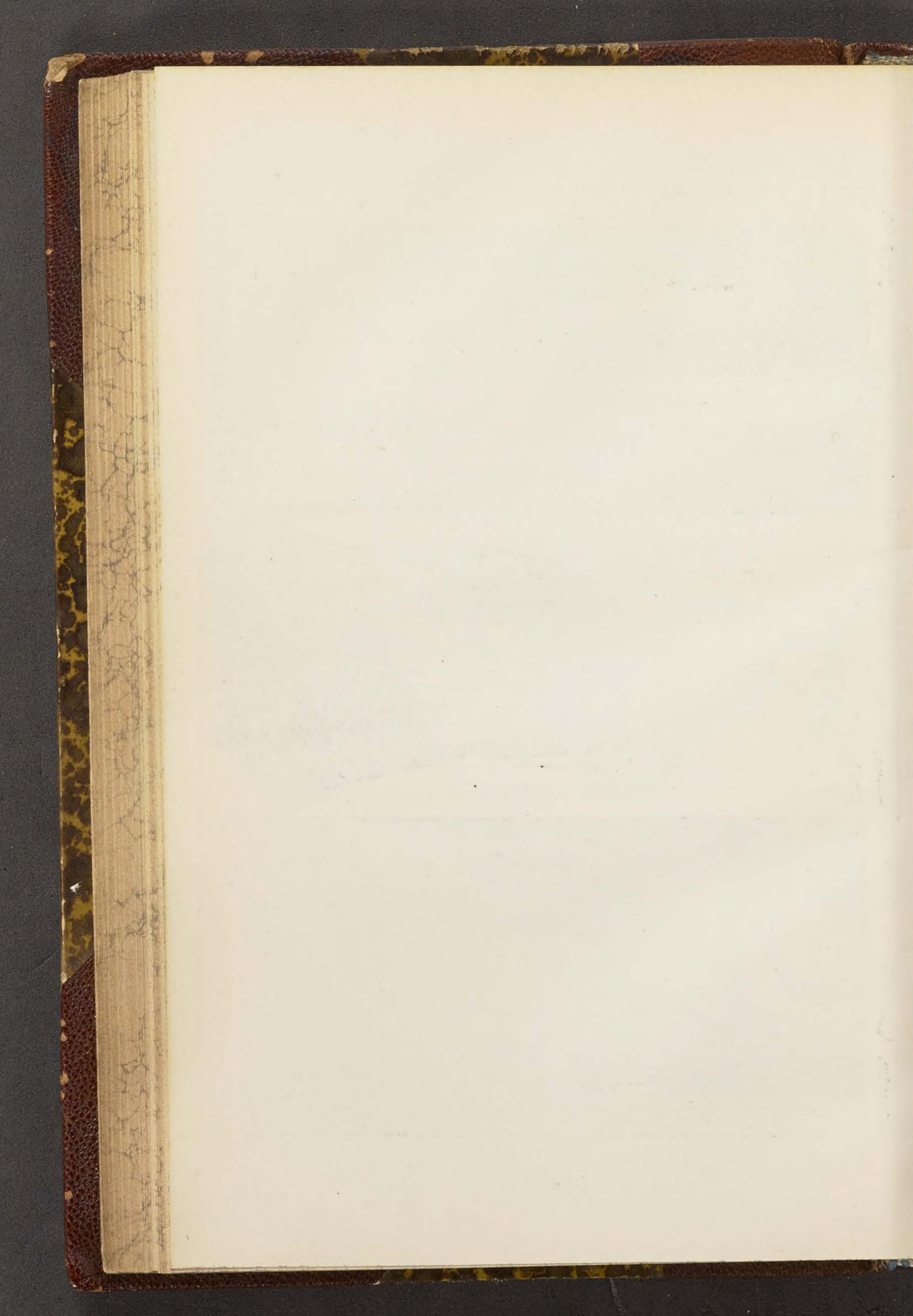
I. Allgemeines.

Hatte das späte Mittelalter für Gold und Silber geschwärmt, bevorzugte nachmals das Barock einseitig Juwelenpracht, so tritt die Renaissance mit allem, was an Technik und Formen zu Gebote steht, auf den Plan, künstlerisch so vielseitig wie möglich, mit Farbenreichtum und stark plastischer Arbeit. Das 16. Jahrhundert, die Blüte der Renaissance, ist, was Ausdehnung und Reichtum betrifft, auch eine Zeit der Höhe für die Schmuckkunst. Und im Schmuck erkennt man gerade damals wie sonst selten die volle Art der Zeit, in ihm prägt sich deren ganzes reiches Wesen und Denken aus. Allenthalben merkt man die allgemeine Erhebung und Ausbreitung der Kunst überhaupt, die Menge edeln Metalls, die durch die Entdeckungen nach Europa kam. Schmuck und Tracht hangen außerdem kaum so innig zusammen wie in der Renaissance, die majestätische und doch reizend-liebliche Gewandung gab prächtig Anhalt in jedem möglichen Verhältnis allenthalben Schmuck auszubreiten, ohne zu bestimmten Äußerungen zu zwingen. Schmuck ist hier der Höhepunkt der Kleidung, nicht ihr Sklave

wie bei uns, wo er nur aufzutreten hat, um eine gewisse Arbeit für die Robe zu verrichten.

Woher schöpfen wir nun unsre Kenntnis? Von wirklich ursprünglichen Sachen ist nicht viel übrig, Privatbesitz, Museen und Schatzgewölbe weisen, wenn auch bedeutende, so doch nicht allzu reichliche Zeugnisse der Goldschmiedekunst jener Tage auf: was damals war, wird später in anderer Weise verarbeitet worden sein, wie es neue Mode und andere Neigung, der Wechsel in ästhetischem Gefühl und Wohlgefallen bedingte. Fundstätten für jene Zeit sind vor allem fürstliche Grabkammern. Aus der Fürstengruft im alten Dom in Berlin wurden seinerzeit, als Gefahr vorlag, daß sie dem nassen Element zum Opfer fallen könnten, eine Summe von bedeutenden Kleinodien und Juwelen gehoben, die sich jetzt in einigen Kästchen gesammelt im hohenzollerschen Kronschatz befinden. Nicht minder enthält die Schatzkammer des bayrischen Königshauses erlesene Stücke. Andrerseits haben mehrere alte katholische Kirchen Schmucksachen, wenn auch vielleicht umgearbeitet, in Verwahrung; denn, wie immer, wurden auch damals die Münster und Klöster der Christenheit von angesehenen und mildtätigen Familien mit Prunksachen reichlich bedacht, um die heiligen Geräte oder Statuen damit zu zieren. Zudem geben aber auch Bilder und Gemälde treu


Spanien.
Deutsch-
land.
Frankreich.
Schmucktrachten
der Renaissance



und mit feiner Beobachtung des Schmucktypus den Putz der Zeit wieder und zeigen, wie wir uns den Schmuck überhaupt auf der Kleidung zu denken haben. Und die Meister Italiens und Deutschlands, die die Randleisten der Breviere und Gebetbücher mit Miniaturen ausmalten, verwerteten liebend gern Motive aus der Schmuckkunst zu ihren ornamentalen Verzierungen. Die berühmtesten Genies aber, ein Dürer und Holbein, erachteten es, in der Blüte ihres Schaffens, nicht für würdelos, Entwürfe zu kunstgewerblichen Zwecken und also auch für Schmucksachen mit allem Geschmack ihres Wissens und Empfindens ausgehn zu lassen; Meister der Goldschmiedetechnik gaben selbst ebenfalls Zeichnungen und Abrisse ihrer Intentionen heraus; zwar sind diese Vorlagen nicht so in die Wirklichkeit umgesetzt worden, aber sie zeigen doch noch uns heute, was man damals für Ideen gehabt hat, und wir haben an den alten Blättern Mustersachen für alle Zeiten.

II. Die Motive im Schmuck der Renaissance.

Was für Motive aber sind es, die man verwendet? Abbildungen von Menschen und Tieren hatten bereits die letzten Zeiten der Gotik, besonders für Kirchensachen wieder in Gebrauch genommen. Und so geschieht es weiterhin auch hier in verstärktem

Maße. Wir finden Fürstenporträts verwendet, auch Darstellungen beliebter Situationen, wie den Aufbruch zur Jagd. Die Geschichte der Kirche liefert ihre Heiligen und Bischöfe, und biblische Männer und Frauen treten auf. Aber dicht daneben findet man Freude an einem Feld, das an diesem Orte gar nicht zum nationalen und religiösen paßt, an der Geschichte und Sage der alten Römer und Griechen. Krieger und antike Helden gewahren wir mehrfach. Auch aus der alten Mythologie werden einzelne Figuren gewählt, Amor, Liebesengelchen, Diana mit der Mondsichel, Harpyien und Sirenen, Centaur, und allerlei Seechimären, Schlangenweiber und Fischschwanzmänner, und Seerosse; oder Gruppendarstellungen sind vorhanden, Leda mit dem Schwan, der Wagen des Sonnengottes mit den vier über die Wolken dahinstampfenden Rossen, das Urteil des Paris. Es ist hier wie auf andern Gebieten jener Zeit, auch in der Poesie tritt ja ein solches Gemengsel von Mythologischem und Christlichem fürderhin in einer Art und Weise vor unsere Augen, daß es nach unsern Begriffen jegliche Einheit der Ideen durchaus vermissen läßt.

Auffallend ist dabei, daß das Nackte mit großer Vorliebe und Gewandtheit dargestellt wird; während bis dahin die Modetracht oder eine faltenreiche keusche Bekleidung bei den für die Schmucksachen verwen-

deten Figuren üblich gewesen war, so tritt jetzt mit einemmale der volle weibliche nackte Körper ohne Vorbereitung in die Schmuckkunst ein. Der Einblick und die Nachahmung der Antike wirken hier ihr Teil. Dazu kommt nun weiter, mit Glück und Geschick behandelt, eine reiche Symbolik: die Mildtätigkeit, Weisheit und Stärke, Sieg, Gerechtigkeit, oder Länder und Völker werden in weiblichen Figuren dargestellt. Das Tierreich wird ebenso zu allegorischen Bildern herangezogen, da ist der Hahn mit dem Merkurstab, der Pelikan mit seinen Jungen, Einhorn, Hirsch, Papagei, Kamel, Schwan, Strauß, Adler und Löwe, diese beiden zumeist stilisiert. Auch Wappenbilder und ritterliche Embleme, Monogramme und einzelne Buchstaben erscheinen in den Schmucksachen verwendet. Wir treffen auf Blattgesichter — echte Pflanzendarstellungen sind nicht leicht zu entdecken, für das umrahmende Blattwerk erscheint die Kartusche, die Randverzierung in Form einer halbaufgewickelten Rolle.

III. Die einzelnen Schmuckgegenstände.

Die Renaissance liebt große und umfassende Sachen, komplizierte Muster — Zartes und Niedliches ist ihr keineswegs bekannt. Mit gewissem Rechte bedient man sich dabei architektonischer Aufbaue, um

dem Ganzen Halt und Hintergrund zu geben. In technischer Beziehung werden alle Kunstgriffe glücklich gehandhabt. Die freien Figuren werden gegossen und nachher mit der Hand weiter bearbeitet. Getrieben ist meist der Rahmen. Und überall eine stolze Emailpracht mit wunderbar zarten Tönen, durchsichtig und duff, bei erhabenen und glatten Arbeiten gleichmäßig ansprechend und geschickt verwendet. Das Schmuckwerk wird dabei so fast ganz mit Email belegt, daß nur Nebendinge, bei den Figuren das Haar, Kleiderborten, Waffen, und auch sonst nur kleine Ausschnitte in echtem Gold erscheinen und dann um so bestechender wirken. Der flache Avers ist dagegen nielliert oder in Grubenemail gehalten. Der Schliff des Steines betrachtet dessen natürliche Form, oder es wird besonders gern viereckig geschliffen; die Steine liegen einer Unterlage auf, aber auch unbelegte Steine kommen vor. Beliebt sind Achat, Onyx, Jaspis, Lapislazuli, Bergkristall. Die Fassung ist so umfangreich, daß sie mehr Platz nimmt als der Stein selbst, diese Rahmen werden dann auf das Minutiöseste verziert. In allem gilt als zusammenfassendes Urteil für die Renaissance: reich, farbig, plastisch. In allen Formen haben wir vollendete Arbeiten vor uns. Allenthalben die vornehmste Wirkung.

Für den Herrenschmuck ist des jüngeren Holbein

Heinrich VIII. ein charakteristisches Beispiel. Fürs erste liebt man den runden Schmuck am Hut, mit Figürchen verziert, wobei Steine mitsprechen. Wird er an der Seite des Baretts angebracht, so hängt bisweilen ein langer Zierbehang von ihm herab. Die Kette, als Amtszeichen auftretend — das wird ersichtlich, indem in den Kettengliedern Köpfe und Wappen in Kranzgeflechten geführt werden — und durch das zunehmende Ordenswesen begünstigt, ist nicht um den Hals getragen zu denken, sondern sie liegt breit unten auf den Schultern auf und fällt tief auf Brust und Rücken herab; zuweilen sind diese Ketten nur halb, das Rückenstück fehlt, und sie gehn, an der Schulter befestigt, nur über die Brust entlang: überladen oft mit zierlichen Kleinoden, die wieder ihrerseits Anhänger halten. Für den Halskragen, die modischen Puffärmel, ja den Besatz vorn den Rock hinunter hat man in luxuriösester verschwenderischer Weise doppelt und dreifach Schmuckgarnituren aus Metall und Steinen. Auf Ringe sieht man mit wahrer Leidenschaft, an alle fünf Finger steckt man sie, auch der Daumen kam nicht zu kurz dabei, ja jedes Fingerglied, wie die Bilder lehren, bekam seinen Ring. Da man aber nicht ohne Handschuhe auftrat, so wurden sie über diesen getragen, oder sie sahen durch einen Schlitz aus ihnen

hervor. Phantasieringe mit einem Schild mit heraldischen Zeichen, mit einem geschnittenen Kopf, etwa einem Negerkopf aus Achat, einer Maske oder einer andern Figur: einem silbernen Hirsch auf ziseliertem Eisen, einem Mädchenleib aus Korallen geschnitten, sind gar nicht selten. Wo Steine sind, da werden die Steinfassungen sinnreich und originell gearbeitet, da sind Adlerklauen, oder auch menschliche Gestalten, die den Körper zurückbiegend, mit den Händen von rückwärts den Stein fassen. Der Diamant, sehr beliebt, tritt in Tafelform auf oder in doppelter vierseitiger Pyramide, die mit den Grundflächen zusammenstoßen, und von denen die eine Pyramide über die Fassung hervorsteht — und der ganze Aufsatz richtet sich nach dieser Schliffform. Email ist aber auch bei den Ringen allenthalben verwendet. Daß in Frankreich an der Residenz am Ende des 16. Jahrhunderts die Herren von Geburt auch Ohrschmuck trugen, war eine Mode, die seinerzeit aus Spanien importiert war.

Was sich die Frauen damals an Putz anhängen, ist nicht zu sagen und kaum in ein System zu bringen, so reichhaltig ist der Schmuck an dem prachtliebenden Kostüm. In das Haar wird eine Agraffe gesteckt: das Bijou prangt über der Stirn, und eine Perle fällt von ihm tropfenartig herab, oder es wird in den Lockenwellen über dem Ohr von einem über den Kopf

laufenden Perlenbande gehalten. Daneben gestattet die Sitte kunstreiche Gliederreife um das Haupt zu legen. Erscheint die Frau mit dem üblichen Barett oder der Kopfhaube, so ist diese Hauptbedeckung ebenfalls mit Kleinoden geschmückt, die festsitzen oder herabhangen können, oder eine Borte von Edelsteinen und Perlen legt sich um den Hut. Von Haarnetz ab, das damals für ein paar Jahrzehnte aufkam, und die Ärmel bis hinab zu allen Kleiderflächen, wo nur etwas anzubringen war, bis zum Rande des Rocks trachtete man überall Schmuck anzuheften; ganz entzückende Muster von Spangenwerk, selbständig und originell gedacht, Steine in Buckelformen und mit Metall gefaßt gewahren wir allenthalben. Da die Haare meist über die Schläfen gekämmt werden und sich über die Ohren legen, so kann hier allerdings weniger an Gehänge und dgl. gedacht werden; sobald das Ohr frei ist, nimmt man nur ein zierliches Schmückchen.

Ebenso wie der Kopfputz zeigt auch der des Halses kein einheitliches Bild, sondern ist so vielseitig und verschiedenartig, daß über Andeutungen hinauszugehn hier nicht möglich ist. Wir finden die einfache hoch und eng dem Hals anliegende Schmuckkette und sehen anderswo bei Bildern und Reliefstatuen reihenweis mehrere solcher Halsbänder, wahllos mannigfaltigster Komposition, enger und dann in immer weiteren Win-

dungen um Nacken und Schultern geworfen, dazu noch die Borten des runden oder eckigen Kleiderausschnitts mit Perlen und Steinchen besetzt: eine Überschwenglichkeit des Schmucks, die aber keineswegs geschmacklos aussieht. Die Patrizierinnen der hochblühenden deutschen Städte Frankfurt, Nürnberg, Augsburg traten an solennen Tagen die ganze Brust regelrecht mit Schmuckwerk umwunden und „verschnürt" auf — das noch mit silbernen Schnüren versehene Mieder deutscher Volkstrachten dürfte aus diesem Schmuck von damals abzuleiten sein. Das mehr für Zierlichkeit Sinn beweisende Italien brachte die Mode, ein graziöses Perlenbändchen auf den Oberkörper gleiten und in der Mitte vermittels einer Brosche hochraffen zu lassen. Die Schmuckbehänge, die für die Braut an ihrem Ehrentage gebräuchlich waren, enthalten mit Vorliebe heraldische Motive und Wappenbilder der in verwandtschaftliche Verhältnisse tretenden Familien. Die Anhänger des Halsschmucks sind aus den rosettenförmigen Reliquiarien entstanden zu denken, die man früher an Kettchen auf der bloßen Brust trug: zumeist barg das Gewand ja keusch das Amulett. Noch in der Zeit der Renaissance erscheint das Kreuz, ohne Korpus, vorn mit Steinen belegt, auf der Rückseite emailliert. Enkolpium hießen diese Brustkreuze damals. Dann schwindet bald die Be-

ziehung auf den Glauben und allgemein gehaltene Entwürfe treten auf.

Der Gürtel war von Leder oder Sammet, auch wohl von bunter golddurchwirkter Seide, mit Metallbeschlag und Steinbesatz. Eine verbreitete Sitte wollte, daß er rechts der Hüfte auflag, auf der anderen Seite aber herabglitt und das Schloß sich dann so auch seitlich befand; ein Kettenstück oder eine Perlenschnur hing hier frei herab, und daran war ein Gebrauchsgegenstand, ein Täschchen, ein mit Edelmasse besetztes Pelzwerk, oder sonst ein anderer Schmuckanhänger, etwa in Flaschenform als Parfümbehälter. Mit den Jahren verliert sich dieser Gürtel aber mehr und mehr in einfachem Taillenbesatz, der genau mit deren Rand verläuft: und da die Taillenlinie nach der Sitte der Zeit unten in der einen Winkel oder eine Kurve bildenden Schneppe endet, so sank dieser Besatz, sich eng anschließend und dieser Linie folgend, gleichfalls tief herab; ein Schmuckgegenstand hing dann auch hier nach unten. In der französischen enger anliegenden Tracht haben wir Schmuckbesatz auch von den Schultern über die Brust weg herunter und die Mitte des Kleides entlang aufgenäht, was bei dem stoffreichen weiten Gewand mit bauschigen Ärmeln der deutschen Frau allerdings weniger angebracht war.

An dem Kollier ebenso wie am Gürtel saßen also Anhänger. Und auf diese Anhänger hat sich damals der Schmuckkünstler am freudigsten geworfen, immer neue Ideen und Entwürfe sind zu entdecken. Umfangreiche Stücke treten in diesen Anhängern entgegen, in plastischer Umrahmung figurenreiche Anordnungen, mit Steinen aufs überschwenglichste verziert und dadurch über eine einfach naturalistische Darstellung weit hinweggerückt. Monogramm und Buchstaben enthaltende Schmucksachen — reichverzierte, künstlerisch komponierte Schiffsanhänger (wahre wundervolle Prachtkleinode) — allerlei Fabeltiere — Löwe und Adler, hier und da stilisiert, oft einen heraldischen Schild haltend: wir haben diese Stücke wahrscheinlich als Gunstbezeigungen in der Art der Orden von heute aufzufassen. Wir finden anderswo Darstellungen weiblicher Figuren, blühende Mädchengestalten in unverhüllter Nacktheit, von hohem schlanken Wuchs, wie es die Zeit hübsch fand. Andrerseits werden Barockperlen gern für Anhängeschmuck genommen und verarbeitet. Da hängt an einem Kettengeschlinge eine Chimäre: Perlmasse der schlanke vorgebeugte Mädchenleib, der eine Arm hängt in einem Kettenglied, der hochgekrümmte Schwanz goldemailliert, die Klauen hangen über die Balustrade weg, auf der das schöne Ungetüm ruht — alles mit Perlen,

Steinen und Metall besetzt, dazu sekundäre Perlenanhänger überall. Dort ist eine Mohrenbüste in Perlmasse und schwarzem Stein, der Turban weiß emailliert; in einer anderen Sammlung ein Sirenanhänger: die schöngewölbten Brüste wieder aus Perlmasse, der Leib und der Schwanz besetzt mit Tafelsteinen, Hängeperlen schließen auch hier nach unten hin ab. Anderswo ist jene trotzigdüstre Fürstenfigur gebildet, der Leib Perlmasse, die Glieder Achat, der Grund Blutjaspis, Gewand und Einfassung Gold. Ich gedenke ferner all der herrlichen Kameen, die die Renaissancezeit einfach und zierlicher, in ovale und rechteckige Rahmen faßte, und die die vielseitigste Verwendung fanden. Ein interessanter Anhänger ist im South-Kensington-Museum in London eine italienische Arbeit aus dem 16. Jahrhundert, ein Zahnstocher zum Anhängen: ein nacktes nur mit Arm- und Wadenband geschmücktes Mädchen ist dargestellt, und das eine Bein läuft in ein sichelförmig gekrümmtes langes Ende aus. Sehr prüde war die Zeit nicht.

Das Armband, das man über das Zeug anlegte, bietet nicht originelle Arbeiten. Das Gewerbemuseum in Nürnberg besitzt z. B. ein Armband aus jener Zeit, mit Rubinen und Email, das aus ganz gleichmäßigen Gliedern ohne geistreichere selbständige Gedanken sich

zusammensetzt. Die Ringe der Damen sind natürlich netter und eleganter als bei der Männerwelt.

Schwer ist es, nationale Richtungen in der Kunst dieser Zeit zu scheiden: die einzelnen Länder standen in so beständigem wechselseitigen Verkehr, daß sie einander notgedrungen beeinflußten. Schmuckfroh war das ganze Zeitalter. Wo die erhaltenen Schmuckstücke nicht durchaus sicher für Ort und Zeit beglaubigt sind, ist es schwer, sie für irgend ein Land zu reklamieren. Italien geht wie immer auch diese Jahre in der Kunst voran und bleibt an der Spitze, an Eleganz und Zierlichkeit unübertroffen. Daß Cellini und andere Südländer nach Frankreich hinüberpilgerten, brachte eine gewisse Abhängigkeit dieses Landes von Italien zuwege. Deutschland folgte erst später nach, entwickelte dann aber eigene Gedanken, Energie und phantasievollen Kunstsinn, daß Anregungen von dieser Seite für Frankreich und England nicht ausbleiben konnten. Holbein zumal hat auf England in deutlicher Weise eingewirkt.

Eine besondere Betrachtung erfordern dennoch Spanien und Ungarn. Der hoheitvolle Prunk ist es nicht, den wir bei den Romanen der westlichen Halbinsel vermissen, der Sinn dafür ist dem Spanier angeboren; aber das Freundlich-Nette, die seltsame und doch anmutige Einbildungskraft fehlen. Der Spanier

ist zwar an sich schwerfälliger als der Italiener, sodann konnte man sich aber auch nicht leicht von den maurischen Kunstformen freimachen. So mangelt denn geradezu, wenn man sich der Art der Renaissance anschließt, jede Selbständigkeit und fest umgrenzte Eigenheit, man folgte den andern Ländern und wußte doch die maurischen Traditionen nicht abzustreifen, und heute noch hat der dortige bäuerliche Schmuck diesen Mischtypus beibehalten. Hervorzuheben allerdings als Spezialität sind die hübschen Schleifenbroschen (lazos), an denen Saphire prangten.

Durchweg fast von Deutschland ist in seinem Schmuck Ungarn abhängig. Eigenartiges bieten zwar die an die Volkstracht sich anschließenden nationalen Schmucksachen, die sich viel mit Filigran befassen: Die im Feststaat auftretenden Magnaten tragen, Männer wie Frauen, kostbare Barett- und Mantelagraffen, Gürtel, Prunkknöpfe von eigenartigem Dessin; Ohr-, Hals- und Armschmuck sehen wir daneben beim weiblichen Geschlechte. Der wunderliche Brustschmuck der Landleute, die üblichen Haarstecker mit den großen runden verzierten Köpfen und die boglar, ein Schmuck, der in mannigfaltig verschiedener Art verwendet wird, bieten nicht minder einige bemerkenswerte künstlerische Details.

IV. Vorlagenstiche für Kunstschmuck.

Wir können nicht dabei stehn bleiben, die erhaltenen wirklichen Schmucksachen zu ordnen und zu betrachten, es gilt auch die Entwürfe zu studieren, die die sog. Kleinmeister in Fülle in jener Zeit ausgesandt haben als Muster und Beispiel ihrer Zunftgenossen — Kleinmeister wird diese Gruppe deutscher Künstler genannt im Hinblick darauf, daß sie, mehr oder weniger unter Dürers Einfluß, Blätter von ziemlich kleinem Format außerordentlich fein in Kupfer stachen: phantasiereiche und geschmackvolle Erfindungen sehen wir bei ihnen allenthalben, und sie haben bedeutenden Einfluß gerade auf das Kunstgewerbe gewonnen. Die nachdenkliche Natur, die rege Einbildungskraft namentlich des Deutschen fand nicht Genüge bei der Werkstatt, es drängte ihn die Gedanken weiter schweifen zu lassen, ohne beschränkt zu sein: und das geschah in diesen Vorlageheften. Was wir da haben, ist kaum je in die Wirklichkeit umgesetzt worden, sondern Wunsch geblieben. Manches mag ja allerdings auch Zeichnung nach einem bereits bestehenden Schmuckwerke sein. Neben Deutschland haben uns Frankreich und die Niederlande ähnliche Bilderwerke geschenkt.

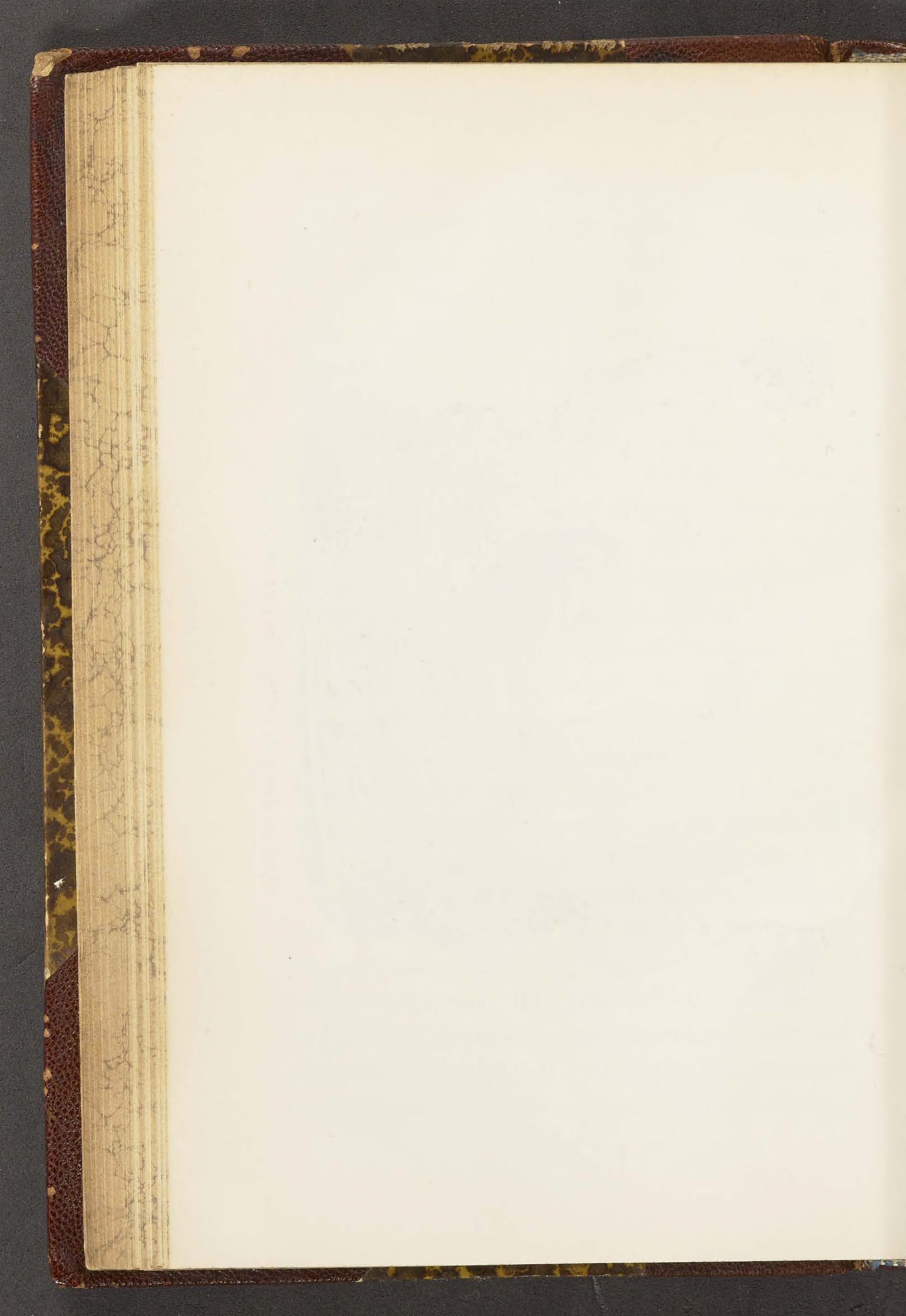
Italienische Schmuckkünstler.
Benvenuto Cellini.

Für Italien ist es Pflicht, eines merkwürdigen Mannes genauer zu gedenken, der weniger durch Bild als durch geschriebenes Wort nachhaltig auf die Schmuckkunst eingewirkt hat. Ich meine Benvenuto Cellini, den italienischen Goldschmied, Bildhauer und Bauingenieur in einer Person. Er wurde am 3. November 1500 in Florenz als Sohn eines Architekten geboren und starb in seiner Geburtsstadt am 13. Februar 1571. Vom Vater für die Musik bestimmt, brachte er von früh auf der Plastik mehr Interesse entgegen: mit dreizehn Jahren kam er zu dem Goldschmied Michelangelo di Viviano, dann zu Marciano, aber seine Kampfhahnnatur, sein händelsüchtiger Eigensinn und sein Strebertum, dazu ein Hang zu ungeregeltem Leben trieben ihn von Ort zu Ort, bis er sich 1523 in Rom niederließ. Hier wurde Klemens VII. auf ihn aufmerksam und nahm sich des musikalischen Goldschmiedes an. Cellini zeigte damals seine staunenswerte Vielseitigkeit, er schnitt Stahlstempel, verfertigte getriebene Sachen, übte sich in Emaillieren und Tauschieren, auch in der Nachahmung fremdartiger, besonders der reich mit Gold und Steinen besetzten orientalischen Waffen versuchte

er sich mit Glück. Als 1527 die Kriegsunruhen in Rom ausbrachen, tauschte der Meister den Künstler gegen den Kriegsmann ein und widmete sich der Verteidigung seiner neuen Heimat: wie er prahlerisch berichtet, will er dabei den Herzog von Bourbon, auf dessen Befehl die Stadt geplündert wurde, durch eine Büchsenkugel und den Prinzen von Oranien durch einen Kanonenschuß, den er selbst abfeuerte, getroffen haben. Das Antikenkabinett in Wien bewahrt zwei Arbeiten von seiner Hand aus jener Zeit: einen Kameo Leda mit dem Schwan, in Metall und Steine gefaßt, und einen Ring aus Stahl und Gold, wie sie nach Benvenutos Versicherung damals gang und gäbe gewesen wären: der Ring trägt einen Achat, dessen Fassung und die Innenseite ist Gold, das andere Stahl. Der genannte Kameo zumal ist ein hübsches Stück: die weichen Linien des Körpers und seine Hautfalten, der Wurf des Gewandes — der lüstern sich nähernde Schwan, dahinter eine Gebäudestruktur —. Der an unstätes Abenteurerleben gewöhnte Mann hielt es aber auch hier nicht lange aus, Florenz, Mantua, dann wieder Rom beherbergten ihn in der nächsten Zeit abwechselnd in ihren Mauern; unrechterweise eines Totschlags bezichtigt, entwich er weiterhin nach Neapel, endlich fand er wieder bei Klemens eine gnädige Freistatt. Unter dessen Nachfolger



Salzfaß des Benvenuto Cellini. Kaiserl. Schatzkammer in Wien.



Paul IV. war er als Stempelschneider an der Münze beschäftigt. In der Tat diesmal des Mordes an einem Mailänder Rivalen schuldig, kam er auf der Flucht abermals nach Florenz und trat in die Dienste des Herzogs Alexander Medici. Eine Amnestie des Papstes zog ihn nach Rom zurück, dann ging er nach Frankreich an den Hof Franz I. Aber Krankheit und ein seelisches Leiden warfen ihn hier nieder, es führte ihn wieder heimwärts an den Tiberstrand. Unter der Anklage, Edelmetall aus dem päpstlichen Schatze entwendet zu haben, wurde er zu lebenslänglicher Haft in der Engelsburg verurteilt, aber dem Kardinal Ippolito d'Este gelang es, ihm nach zwei Jahren die Freiheit zu verschaffen. Das berühmte Salzfaß, das Benvenuto für Franz I. in Gold ausführte, und auf das heute die kaiserliche Schatzkammer in Wien stolz ist, soll auf Betreiben dieses seines Gönners entstanden sein. Es ist so recht ein Muster für des Meisters Vorzüge und Fehler, zeigt es uns doch den geschickten Techniker, der aber manieriert ist in Form und Gedanken und, wie in seinem großen Erzwerke, auf dem Wege zum Barockstil sich befindet. Von 1540 ab war der Meister nochmals am französischen Hofe beschäftigt: der Louvre enthält aus dieser Zeit ein Kolossalrelief in Bronze, die sog. Nymphe von Fontainebleau, eine nackte Frauengestalt, von allerlei

Waldwild umgeben — das einzige Werk, das sicher für diese Jahre nachzuweisen ist. Die Intriguen seiner Gegner — nach seinen Angaben soll die Geliebte des Monarchen, die Herzogin von Etampes, ihm feindselig gesinnt gewesen sein — entfernten ihn aber wiederum aus der Gunst des Königs, und er verweilte nun fürderhin in Florenz bei Cosimo I. Hier arbeitete er in Erz — man denke an die berühmte Statue des Perseus mit dem Medusenhaupt (in der Loggia de' Lanzi in Florenz) — auch in Marmor, und verwendete sein reiches Genie in dem Krieg gegen die Sienesen als Festungsingenieur zur Sicherung der Stadt vor dem Feinde. Zurückgezogen dahinlebend, verbrachte er die letzten Jahre seines Erdenwallens, er trat sogar in den geistlichen Stand, weil er dort den nie gefundenen Seelenfrieden erhoffte — bald verließ ihn der unruhige Mann wieder, um, ein Sechzigjähriger, zu heiraten.

Die Werke in Gold und Silber aus seiner Hand haben sich nicht auf uns zu retten vermocht, das kostbare Edelmetall wurde wohl bald anderweitig gebraucht; was ihm bislang zugeschrieben wurde, ist als unecht erkannt worden. Kräftig ausgeprägt tritt uns der Geist des Mannes in der Autobiographie entgegen, die in zahlreichen Ausgaben und Übersetzungen erschienen ist; die Originalhandschrift ruht in der

Laurentiana in Florenz — bekannt ist Goethes Übersetzung, die 1803 entstand. Die joviale Natürlichkeit, mit der Cellini ungezwungen von seinen Vorzügen und Schwächen redet, die lebhafte ungekünstelte Sprache machen das Buch anziehend, überall tritt aber auch die ungemessene Prahlsucht hervor, nach der an allem, was passiert, er und wieder er den Hauptanteil hat. Berühmt sind die Due trattati dell' oreficeria e della scoltura 1568, die mit großer Klarheit und Anschaulichkeit eine Technologie der Goldschmiedekunst geben und beim Wiederaufleben des Kunstgewerbes vor fünfzig Jahren noch Führerdienste leisten konnten.

Cellini galt lange Zeit unbestritten für den ersten Künstler seines Faches, den König der Goldschmiede. Zu seinem Ruf hat ihn mehr die eigene Ruhmredigkeit in seiner Lebensbeschreibung verholfen als seine Werke. Sein Ruhm war so groß, daß man lange alles Gute von Schmuckarbeiten des 16. und selbst des 17. Jahrhunderts, für das nicht irgend ein Autor fest beglaubigt war, selbst deutsches Goldwerk, ihm zuschrieb. Inzwischen ist dieser sein Ruhm arg in die Brüche gegangen. Die Kunstforschung hat Deutsche und Italiener unterscheiden gelernt. Die Kunstkritik ist der Tradition überlegen geworden. Als unzweifelhaft echt sind nur die paar angeführten Stücke erwiesen.

Dennoch war Cellini einer der ersten Schmuckkünstler der Renaissance; zeitgenössische Schriften erkennen ihn rückhaltlos als solchen an, und die hatten doch ein klareres Urteil über ihn als wir, die wir arm an wirklichen Originalarbeiten von ihm sind: jene Zeit hatte ebenso seine Fachgenossen vor Augen und konnte Vergleiche anstellen. Ich denke an einen Meister wie Antonio Pollajuolo, geboren 1429 in Florenz, 1498 in Rom gestorben. Auch er war ein vielseitiger Mann, nicht nur Goldschmied, sondern auch der Malerei zugewandt, daneben als Bildhauer und Architekt tätig: von seinen plastischen Schöpfungen sind die Grabdenkmäler Sixtus IV. und Innocenz VIII. in der Peterskirche weit bekannt, auch interessante Kupferstiche werden ihm zugeschrieben, und er wird als Verfertiger von Niellen genannt; die Erfindung des Reliefemails wird auf ihn zurückgeführt. Mit seinem Bruder meistenteils zusammenarbeitend, pflegte er in all seinen Werken einen harten und strengen Stil, die sorgfältige Ausführung seiner Arbeiten ehrt ihn. Neben ihm nenne ich Maso Finiguerra — eigentlich Tommaso di F. — der in Florenz um die Mitte des 15. Jahrhunderts blühte, ein Schüler von Lorenzo Ghiberti. Auch als Aquarellzeichner und Nielleur hat er sich einen Namen gemacht. Es ist der Meister, dem die Erfindung der

Kupferstechkunst zugeschrieben wird, weil er seine Niellоplatten von Silber zuerst mit schwarzer Farbe ausgefüllt und statt der sonst gebräuchlichen Schwefelabdrücke solche von Papier genommen habe: doch sind schon vor ihm Abdrücke von Niellen so gemacht worden. Ich verweise auf Caradosso (Ambrogio Foppa), einen der berühmtesten Medailleure der Renaissance, † 1527, als Goldschmied und Bildhauer angesehen, so daß er für Lodovico Moro arbeiten mußte und von auswärtigen Fürsten begehrt wurde.

Die bedeutendsten Künstler des Zeitalters beschäftigten sich damit, Vorlageblätter für kunstgewerbliche Zwecke zu bieten. Filippo Brunellesco, geb. 1377, gest. 15. April 1446 in Florenz, der Schöpfer der gewaltigen Domkuppel in Florenz, des Vorläufers für die Peterskirche von Rom, der Erbauer des Palazzo Pitti, der so nachdrücklich für den florentinischen Palastbau musterhaft werden sollte, der Mann, der die bis dahin so sehr vernachlässigte Perspektive auf feste Regeln gründete, der eigentliche Begründer der Renaissancebaukunst, der erste große Baumeister Italiens, der die gotische Formensprache durch die der Renaissance ersetzt hat: er hat, ehe er sich der Baukunst zuwandte, zuerst das Goldschmiedehandwerk erlernt, wurde 1404 als Meister in die Goldschmiede-

zunft aufgenommen und ist später erst zu dem Studium der Mathematik und zur Bildhauerei, dann zur Baukunst übergesprungen. Aus der Goldschmiedewerkstatt hervorgegangen oder mit ihr sonstwie in Verbindung stehend, das gilt für die größten Meister dieser Zeit: selbst für den herrlichen Olympier Michelangelo.

Deutsche Vorlageblätter.
Dürer und Holbein d. J.

Von den deutschen Kunstheroen gehört zuerst Albrecht Dürer hierher (1471—1528), der Sohn eines geschickten Goldschmiedes; in des Vaters Werkstätte erfuhr er von Kindheit auf seine Ausbildung in der Goldkunst und hat dann für unser Fach hervorragendes geleistet: er hat selbst das Handwerk praktisch geübt, Entwürfe haben wir nicht viel von ihm. Überall zeigte er auch hier seinen freundlichen und erfinderischen Geist, eine fröhliche Naturanschauung, alles ist und bleibt doch bei ihm lebensvoll, anschaulich, korrekt und wahr. Ein sehr hübsches Zeugnis dafür legt ein Rosenkranzanhänger ab: der Ritter mit dem Drachen. Mehrfach tritt in seinen Stücken ein häufig variiertes Motiv für Anhänger zu Jagdpfeifen auf: ein wilder Hahn oder ein Flügelroß hängt mit den Federn am Ring, eine Röhre geht unter dem

Leib des Tieres durch oder der Hahn steht selbst darauf, am Schwanz ist eine Öffnung zum Hineinblasen, eine Art Mundstück, während am Kopf die Gestalten eine Kugel mit einem Loch halten, die den Ton erzeugt.

Neben Dürer tritt der jüngere Holbein (1497 bis 1543). In Augsburg vom Vater und Burgkmair gebildet, entfaltete er neben allem Schaffen auf dem Gebiete des Gemäldes eine ausgedehnte Tätigkeit als Zeichner, fertigte Vorbilder für Glasmaler, Gold- und Waffenschmiede. Wir erinnern uns, wie er weiterhin sein Arbeitszelt in England aufschlug und hier sein Einfluß stark und mächtig wurde. Von Erasmus empfohlen, verweilte er von 1526 ab auf dem Inselreich, von Thomas More herzlich aufgenommen; 1528 kehrte er nach dem Festland zurück, ging aber nach nur vierjähriger Pause 1532 abermals hinüber und kam jetzt in die höfischen Kreise hinein. 1536 zum Peintre du Roi erhoben, fertigte er im Auftrage Heinrichs VIII. auch zahlreiche Entwürfe für kunstindustrielle Arbeiten, in denen er sein Stilgefühl und eine reiche Phantasie, dazu eine unnachahmliche Grazie glänzend bewährte und mustergültige, noch heute nachahmungswerte Beispiele für das Kunsthandwerk hinterließ. Anerkennung und Bestellungen wurden ihm immer mehr zu teil. — Fi-

guren verwendet er fast gar nicht, sondern lediglich ornamentale Motive, aber diese mit jugendkühnem Geschick, mit Liebenswürdigkeit und Pracht ausgestattet. Selbst in den undankbaren Bänderverschlingungen wird er nicht ennuyant: nichts Lästiges, Trockenes, Gesuchtes, sondern alles ungesucht, fesselfrei, luxuriös und doch artig und geschmackvoll, so vielseitig wie möglich. Perlentropfen hangen jedesmal herab. Die Steine fügt er so selbstverständlich ein, daß man sich sagen muß: so und nicht anders, nichts davon entbehren und nichts zusetzen! Alles verständlich, einleuchtend, lichtvoll, wohlgeordnet, ganz entgegen den verworrenen schwülstigen gekünstelten Sachen der andern — schlicht und doch bedeutend: etwas ungemein Zartes liegt in diesen köstlichen Entwürfen. Die zahlreichen Handzeichnungen liegen im Britischen Museum und im Museum in Basel, sie zeigen unerschöpfliche Phantasie und bewundernswürdige Feinheit der Formengebung: Der nordische Realismus in seiner Vollendung findet sich bei Holbein mit einem großen Sinn für ideale Schönheit verbunden. Dabei weiß er stets die natürliche Beschaffenheit des Stoffes zu beurteilen und danach seine Pläne einzurichten. Aus einer vielseitigen Tätigkeit rief ihn der Tod durch die Pest im Herbste 1543 ab.

Die deutschen Kleinmeister.

Ihm dürfte Aldegrever am meisten nahe kommen. Heinrich Alde Grave (sein Name ist eigentlich Trippenmaker), 1502 wahrscheinlich in Paderborn geboren, später Bürger in Soest und hier um 1560, jedenfalls nach 1555 gestorben, ahmte — Gemälde sind wenig von ihm vorhanden — Albrecht Dürer im Kupferstiche nach und hat etwa 300 Stiche über das Alte und das Neue Testament in zusammenhangender Folge und mit Vorliebe auf den menschlichen Inhalt eingehend, Mythologisches, Portraits hinterlassen, technisch vorzüglich, künstlerisch nicht in gleichem Maße geschmackvoll. Von dauerndem Wert sind die im Stil der Renaissance gehaltenen Ornamentstiche, eben Vorlagen für Schmuck und ähnliches, von denen 41 Stück in Lichtdruck erst kürzlich (München 1876) von Obernetter neu in Faksimile ediert wurden. Statt des klaren und in seiner Schlichtheit großen Holbein haben wir hier üppige Fülle, aber die goldenfrische Jugend der Renaissance spricht daraus hervor. Namentlich das feigenblattähnliche Akanthusblatt, wegen seines schönen großen buchtig gespaltenen Wuchses schon im Altertum so beliebt und gern verwendet, und für die deutsche Renaissance ein so

treffendes Zeichen, hat keiner so klar und hübsch dargestellt wie er.

Der eigentliche Praktiker findet zwar bei Aldegrever nicht seine Rechnung: gelassen bekommt er es fertig, pure gegossene und getriebene Arbeit ohne Stein und Email vorzuschreiben; wenn der Juwelier ein charakteristisches Glanzwerk leisten will, so wird er eher zu dem greifen, was Hans Brosamer († 1554 in Erfurt), der Kunstweise der Kleinmeister sich anschließend, in seinem Kunstbüchlein bietet. Brosamer ging aus der Schule des Lukas Kranach hervor, hat sich aber auch nach Aldegrever und Burgkmair gebildet. Gemälde von ihm sind selten, verschiedene Kupferstiche sind vorhanden, meistenteils aber hat er Muster für Goldschmiede und andere Kunsthandwerker entworfen. Er ist etwas nüchtern und trocken, aber bei aller schlichten Wahrheit welch treffliche Charakteristik. Er liebt zentral gruppierte Steine, besonders gern ovale. Seine Schöpfungen sind festumgrenzt, von ruhiger Art, ein derber Humor prägt sich oft in den Motiven aus. So in einem zu der Gruppe der schon erwähnten Pfeifchen gehörigen Stück: da sitzt eine die zierliche Trompete blasende Gestalt — die Arme sind Blätter und Ranken, der Helm nicht minder — mit den feisten Hinterbacken keck auf dem Mundstück.

Ein eleganter Formenzug ist Virgil Solis eigen (geb. 1514 in Nürnberg, gest. dort am 1. August 1562). Geistvoll und überaus fruchtbar, phantasiereich und lebensprühend, wird er nur häufig etwas manieriert. Er hat mit das Beste auf unserm Gebiete geliefert, indem er den Geist der Nürnberger Kunst der Kleinmeister noch weiter fortpflegte. Sein Stecherzeichen ist ein V, in dessen rechten Arm ein S eingesetzt ist. Die Zahl seiner Kupferstiche und Holzschnitte ist fast 700, er behandelt biblische und profane Geschichte, das tägliche Leben, Mythologisches, Allegorisches, Porträt, Jagd- und Tierstück; dabei gibt er dann auch Ornamentvorlagen für Goldschmiede, zuweilen benutzt er andere Vorgänger. Das anmutige Laubwerk der Frührenaissance geht bei ihm klar und bestimmt zum Rollwerk der Hochrenaissance über, dazu kommen maureske Ornamente und ans Absonderliche streifende Figuren. Elegante Sachen von unendlicher Mannigfaltigkeit und prächtigster Ausarbeitung ins minutiöseste hinein.

Zu den von Solis oft benutzten Kunstgenossen zählt Wenzel Jamnitzer, auch Jamitzer und Gamiczer geschrieben. Er erblickte 1508 in Wien die Welt, mit seinem Bruder und künftigen Mitarbeiter Albrecht kam er früh nach Nürnberg, wurde 1534 Meister, 1556 Genannter des großen Rats, späterhin

Mitglied des kleinen Rats; als Hofgoldschmied hat er vier Kaisern gedient, Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II.; er starb am 15. Dezember 1585 in Nürnberg: dort ist er auf dem St. Johannisfriedhof begraben, sein Grab wird durch ein von Jost Amman entworfenes Epitaph aus Bronze bezeichnet. Er versuchte den gotischen Traditionen mit den Formen der Renaissance aufzuhelfen und der Kunst allenthalben neue Kräfte einzuflößen. Sein Stil ist allgemein der der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Ornamente bewegen sich in der Richtung der Hochrenaissance. Eine reiche Verwendung von Figuren, Tieren und zierlichsten Nachbildungen von Gräsern und Blumen, echt nach der Natur komponiert. In allen Arten der Technik war er bewandert — er hatte sich auch mit Architektur, Mathematik, mit Mechanik eingehend beschäftigt. Beglaubigt ist von ihm allerdings nicht viel. Darunter sind aber zu erwähnen ein Schmuckkästchen im Grünen Gewölbe in Dresden und eines mit den Taten des Herkules in der bayrischen Schatzkammer in München; auch kleinere Sachen von ihm sind noch im Nationalmuseum und in der Reichen Kammer in München vorhanden. Seine Marke ist ein Löwenkopf und daneben zuweilen ein W. Eine Anzahl von Entwürfen, die von mehreren Kupferstechern des 16. Jahrhunderts reproduziert

wurden, wird ihm beigelegt. Originalzeichnungen sind in mehreren Städten. Von den unter seinem Namen umlaufenden Sachen vergleiche man ein Blatt im Kupferstichkabinett in München: sonderbare Figuren: ein Mädchen, dessen Arme und Schenkel in Blattwerk auslaufen — Amor auf einem Blattpferd — bärtiger Mann und Weib, die unten wieder in Blattornamente ausgehn, einander umschlungen haltend, der Mann packt seiner Partnerin rechte Brust mit der Hand — ein aus Ornamenten aller Art herauswachsendes Mädchen mit Früchten auf dem Haupt. Der Name Jamnitzer wird noch durch Christoph vertreten, einen Verwandten (seinen Sohn?), ebenfalls Goldschmied und Kupferstecher († 1618); dessen Groteskenbuch enthält sehr bizarre aus Krebsen, Muscheln, Insekten gebildete Ornamentstiche.

Noch ein Name gehört hierher, der des Hans Mielich. Nach den Intentionen des Künstlers, der um 1550, am Hofe des Bayernherzogs lebend, in dessen Auftrag Vorlagen für Schmuckarbeiten geschaffen hatte, war eine Reihe von Prunkstücken gearbeitet worden, und diese mußte der Meister wiederum auf Pergament in kolorierten Darstellungen aufnehmen. Die Staatsbibliothek in München bewahrt die Blätter. Sie behandeln Broschen, Anhänger, auch Armbänder. Der Meister ist gewandt

in der Ausführung seiner Ideen und stets gedankenreich, seine Blätter haben Eleganz und prunkende koloristische Pracht, alle zeugen von eigener Auffassung des Mannes und, was viel wert ist, sie sind für die wirkliche Ausführung berechnet.

Etwas Neues bringt das Ende der 1500 in die Ornamentik hinein. Theodor de Bry († 1598), der von den Niederlanden nach Deutschland herüberkam und in Frankfurt a. M. seinen Wohnsitz aufschlug, hat eine vielfarbige bis in den kleinsten Winkel durchgeführte Flächenverzierung: er sucht, wo es irgend angeht, Verzierung anzubringen, loses Roll- und Bandwerk, darin allerlei Kinder der Flora, Tiergestalten und sonderlichste Figuren — mit unverwüstlicher Kraft hat die kundige Hand jeden kleinsten Raum bedacht. Hierher gehören ebenfalls Matthias Zündt und Erasmus Hornick, gewandt, aber nicht so durchweg erfinderisch wie die anderen.

Niederländische Kupferstecher.

In den Niederlanden selbst wirkte Hans Kollaert als Schmuckstecher († 1622). Seine Vorlageblätter bilden eine übergroße Masse. Sie behandeln einerseits große raumfüllende fabulös gestaltete Walfischanhänger. Wir sehen greuliche Seeungeheuer mit grätigen Flossen oder Krallen, mit Schuppen bedeckt,

und mit Flügeln, oder einen Fisch oder eine Chimärengestalt: Brust und Kopf eines Mädchens, ein langgezogener Hals, das andere Fischleib. Nackte Paare, starke Männer und schlanke Frauen fahren darauf einher, mit Rudern bewehrt, lebensvoll in allem dargestellt, oder auch junge Engel lenken das Tierschiff. Unten Steinwerk, Ornamente, Perlschmuck. Diese Verzierungen passen allerdings eigentlich in keinem Verhältnis zu den mächtigen Figuren darüber. Die Vorlagen für Juwelierarbeit muten uns außerordentlich an: leicht erfunden und vielgestaltig das Ornament; eine Naturnachahmung von Pflanzlichem aber macht sich breit, wie sie bisher nicht gelitten war, und die die Ideen der Renaissance aufheben mußte: Blumen und Früchte, Schmetterlinge mit Menschen- und Tierleibern und wirkliche Falter, Eichhörnchen, Schnecken, Seepferdchen, Knäbchen, Grotesken, alle in Äste auslaufend und fabelhafte Köpfe: welche drückende Fülle! Dazu treten noch Kollaerts für Graveurarbeit berechnete Blätter.

Französische Stiche für Schmucksachen.

Die Werke der Franzosen stehn gegen diese germanischen wuchtigen Entwürfe zurück. Immerhin aber die kleinliche bunte Motivanhäufung verstehn sie glücklich zu umgehn, ihre Vorlagen haben entschieden viel

durchsichtigere Ideen, sind großartig und doch klarer. Ich verweise auf Jacques Androuet, genannt Ducerceau, ein Glied der in mehreren Generationen berühmten Architektenfamilie. Geboren um 1510, gestorben nach 1584, hat er zahlreiche architektonische sowohl als auch kunstgewerbliche Entwürfe hinterlassen. Wir bewundern seine feste Strichführung, das Arbeiten mit klar zu überschauenden Flächen, die in lebendigster Bewegung des Augenblicks erfaßten Gestalten: mit hochangezogenen Schenkeln, stemmen sie sich rückwärts, das Steingefüge zu halten. Große Steine liebt er, aber spärlich, und die breite Fassung läßt sie noch größer erscheinen. Pierre Woeiriot, ein Lothringer, häuft mehr die Figuren, Früchte, Blumen, Masken, von denen er eine Menge um einen Stein gruppiert, ihn zu halten. Manches Hübsche zeigen seine vielfigurigen Entwürfe für Ringe. Daneben treten Etienne Delaune — seine Autorschaft an den unter seinem Namen umlaufenden Sachen wird von der Kunstkritik allerdings hart angefochten — und René Boyvin. Dieser hat in jeder Weise eigenartige und ganz charakteristische Sachen seiner Zeit geschenkt: alles umfangreich, das Nette und Kleinliche fehlt ganz, lediglich einfache große Muster. Die Figuren sind dabei außergewöhnlich geistreich und lebensvoll

gruppiert. Die in architektonischer Art aufgebauten Rahmen geben dem Ganzen etwas Apartes. Seine Ringe sind gleichfalls merkwürdig: bärtige Judenköpfe, Bambinos, Sphinxleiber und kindlich junge Mädchen halten den Stein.

Die Ausläufer der Renaissance.

I. Der Stil Louis XIV.

Ein neues Schönheitsgefühl, das aufkam, lenkte bald die Schmuckkunst in andere Bahnen. An Stelle der freundlichen Schönheit der Renaissance begann man Glanz und Nettigkeit zu lieben, für das gehörig abgetönte Farbendekor blitzende Pracht, für das kunstgerecht gearbeitete Edelmetall genau berechneten Steinschliff einzutauschen. Die Kunst, die man mehr und mehr erlernte, den Stein wirklich zu behandeln, ihm zum vollen Wert zu verhelfen, ihn zu blendendem Facettengeglitzer zu schleifen — der Brillant gab geradezu dieser Zeit ein charakteristisches und auffallendes Gepräge. Der Juwelier gönnt dieser Erfindung seine volle Aufmerksamkeit, lehnt immer mehr Verbindung und Einfluß der anderen Künste ab, macht sich daran, die Beziehungen zu ihnen

abzustreifen, der Schmuck geht seine eigenen selb-
ständigen Wege.

Eine Zeitlang laufen die beiden Geschmäcker, das
Alte und das sich nach und nach einbürgernde Neue,
noch nebeneinander her. Im übrigen wird Frankreich
für die neue Mode tonangebend. Das ganze Trachten-
wesen, als die Unterlage für den Schmuck, wird bald
ein anderes, gewinnt ein verändertes Aussehen. Die
Renaissance hatte schwere Brokatstoffe und Sammet
bevorzugt, jetzt liebte man broschierten, gemusterten
oder geblümten Damast, man schwärmte für Spitzen
und Bänder, und diese Veränderung in der Kleidung
übte selbstredend sowohl auf das Was als auch auf
das Wie des Schmucks eine entscheidende Bestim-
mung aus.

Und was brachten nicht die Zeitverhältnisse
alles für neue Blicke mit sich. 1665 hatte Chardin,
der Sohn eines Goldarbeiters, mit 21 Jahren seine
Reise nach Ostindien angetreten, um Diamanten zu
gewinnen, war von dort nach Persien als Hofjuwelier
des Schahs gegangen; nach seiner Rückkehr, wegen
seines Protestantismus verfolgt, wandte er sich wieder
nach Asien, um endlich mit reichen Sammlungen nach
Europa heimzukommen; er ließ sich in London nieder
und wurde von Karl II. zum Ritter geschlagen. Seine
wertvolle Reisebeschreibung stellt sich der seines be-

rühmteren Zeitgenossen, des Franzosen Tavernier, ebenbürtig zur Seite, der gleichfalls die Schätze ferner Länder durchforschend die Augen der Kulturvölker auf die Reichtümer der Fremde gelenkt hat. Die Reisen der Forscher erschlossen neue kommerzielle Beziehungen. Es war die Zeit, da die Minen von Golkonda in Indien, an der Südgrenze des Staates Haiderabad, sich öffneten, und allenthalben fuhren die Schiffe der Kaufleute hin übers Wasser und brachten neue Edelstoffe nach Hause, eine Fülle von Material lagerte auf dem Markte. Reiche Anregungen für die Technik des Steinschnitts waren die Folge, und man wurde zu dem echten, modernen Facettenschliff des Diamanten mit seinem Farbenbrechen und lichtsprühenden Strahlengefunkel geführt. Der Kardinal Mazarin, der großen Gefallen an Diamanten hatte, soll zuerst den Gedanken aufgestellt haben, der dann um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden in die Tat umgesetzt und zur Ausführung gebracht wurde: daß die Zahl der Seiten des geschliffenen Diamanten ein Vielfaches von 8 betragen müsse. Nach mannigfachen Versuchen kam man zu 16 Schleifflächen, und wenn auch alles nicht gleich vollkommen war, so war doch ein Fortschritt sicher zu verzeichnen. Demnächst schritt man alsbald zu 32 Facetten weiter. Der Gebrauch der Steine nahm

immer mehr zu. Der Stein überwog fast das ganze sonst gebrauchte Material; und da sich nicht jeder Echtes leisten konnte, sieht man sich, auch ein Zeichen der Zeit, nach Aushülfen um, minderwertige, billige Nachahmungen werden auf den Markt gebracht. Der Straß, nach seinem Erfinder benannt, liefert annehmbare Imitationen, die farblosen Similidiamanten ersetzen dem Unbemittelten den teuren Edelstein. Für die ebenfalls uneingeschränkt gebrauchte Perle aber kommen die venezianischen Glasperlen und die römischen Wachsperlen auf.

Was die zur Verwendung gelangenden Motive anbetrifft, so tritt die menschliche und die tierische Figur zurück, auch Heraldisches wagt sich wenig hervor: wir haben hier noch eine große schöne Adleragraffe im Louvre, weiß emailliert, das Wappentier mit Schwert und Reichsapfel in den Fängen, die Krone auf dem Haupt, die Brust schildgeschmückt; aber dergleichen Stücke sind selten. Dafür treten uns, was wir in der Zeit davor weniger fanden, pflanzliche Motive entgegen, der Natur getreu abgelauscht; gern werden sie, erhaben oder flacher gearbeitet, bei der Fassung von Gemmen gebraucht; das Email, wo es auftritt, ist in hervorragender Weise dargestellt. Wir bemerken es so auf einem sehr hübschen emaillierten Diadem (Augsburger Arbeit, um 1640) im k. k. Mu-

seum in Wien. Die Bärenklau treffen wir fast gar nicht an, lang ausgesponnene Schleifen und Bandformen werden, der Kleidermode folgend, mit entzückenden scharfsinnigen Einfällen vielverschlungen durchgeführt, sie sind ansprechend, auffallend, nein, bestechend besetzt. All dies war aber nur eine Art Herumtasten zu dem hin, was dem Zeitbilde seinen Charakter gab, den eigentlichen lediglich auf die Verwendung des Brillanten abzielenden Schmuckideen des 17. Jahrhunderts, wobei das Metall gegen den Stein in jeder Weise vollständig zurücksteht. Auch Rubine, Smaragde, Saphire kommen vor, der Diamant behauptet aber gegen alle endlich siegreich das Feld.

Die Steine ordnungsmäßig zusammenzufügen, dafür haben wir zeitlich frühe Versuche um 1600 bei Daniel Mignot, von dessen Vorlagen die Kupferstichsammlung im Kunstgewerbemuseum in Berlin Zeugnisse enthält: Es sind symmetrische Stücke, die Steine mechanisch aufgereiht. Seinen Gedanken folgt noch 50 Jahre nachher Paul Birkenhultz, wenn er sich auch schon nicht so gewissenhaft an peinliche, schablonenhafte Ordnung hält. Die Schmucksachen selbst, die auf uns gekommen sind, verwenden mit Vorliebe Silber, um die gern angebrachten winzigen Brillanten größer hervortreten zu lassen. In der

ersten Zeit nimmt man noch breite Umrahmungen des Steins, die mit großem Verständnis und viel Geschmack und Geschick ausgearbeitet sind. Zumeist haben wir recht umfangreiche Sachen vor uns, die aus mehreren Sonderstücken bestehn, zwischen denen verbindende Gliederchen vermittelten.

Daß man auf Blattornament nach Herzenslust Steine hinsäen konnte, machte das Erbsenschoten-ornament möglich. Der Ausdruck ist nicht ganz glück-lich gewählt, ist aber nun einmal nach französischem Vorgang üblich. Pierre Marchand im Anfang des 17. Jahrhunderts hat sich seiner zu Aigretten oder Schmucksträußen bedient, die er zierlich und mit leich-ter Hand entworfen hat. Wirklich vorhanden sind solche Stücke fast kaum; z. B. ist bei einer Kamee im Cabinet des antiques in Paris, die Ludwig XIII. dar-stellt, die Fassung in diesem Stil gearbeitet: da ist schwarzes, dunkelgrünes und weißes Email. Diese Schmuckteile waren doch schwer herzustellen und er-forderten bedeutende Fertigkeit und Übung; so ist es klar, daß solche Ornamente nicht massenhaft ver-wendet worden sind.

Der exakte Brillantschnitt wird bereits bei Gilles L'Égaré in Paris um 1650 als bestehend und geübt angenommen; daß kleinere Brillanten die größeren zierlich umgeben und in ihre Mitte nehmen,

ist bei ihm schon mit voller Absichtlichkeit eingebracht. Ihm steht der Deutsche Friedrich Jakob Morisson nahe, etwa ein halbes Jahrhundert später. Was er in seinen Entwürfen bringt, das sind Ohrhängerchen, Brustschmuck, Broschen, anhängbare Petschafte mit reich ausgestattetem Griff, mit Monogramm, und sonstige Anhänger. Er verwendet kleine flüchtige Falter, dann Aster, Tulpe, Maiglöckchen, Anemone u. s. w., aber nur um Steine anzubringen; manches Stück besteht fast lediglich aus einem Stein oder einem Perlentropfen.

Im Stoff und den verwendeten Motiven, aber auch in allem andern wird man einen auffallenden Unterschied zwischen den Schmuckgattungen der beiden Jahrhunderte 16 und 17 gewahren. Schon deswegen, weil das Metall nicht mehr so überwiegt, ist der Schmuck durchbrochener, weniger Gedrungenes, leichter. So ist auch die ganze Verwendung des Schmuckes anders. Scheinbar wahl- und planlos, ohne Absicht, legt man die Stücke dem Kleid auf, steckt sie als Affiquet ins Haar, ohne Symmetrie, ohne Gesetz und Ordnung flicht man Perlenschnüre in die geringelten Locken, bringt man an der einen Schulter nur oder am Brustausschnitt seitlich Agraffen und Bandschleifen in Gold und Steinen an. Von der Halskette mit dem Anhänger gehn fast die Spuren

weg, statt dessen wird die Perlenschnur durchgehends Sitte, die ein oder mehrere Male um den Hals sich legt, oder ein Anhängerchen wird an einem Sammetstreifen getragen. Das Ohrgehäng, worauf schon oben angespielt wurde, wird bei der veränderten Haartracht wieder beliebt, die besseren Stände tragen aber hier nur einen Brillanten oder eine Perle. Dazu tritt eine Perlenschnur am Arm, oder auch da ein Sammetband mit Gold belegt. Bei den Ringen finden wir einerseits Ausläufer der Renaissance vertreten, andererseits Dekoration mit Pflanzenmotiven, wie es dieses 17. Jahrhundert eben liebt. Die Schiene, soweit sie dafür Breite hat, ist bedeckt mit Ziselierarbeit. Es hält ja immer schwer, beim Ring neues anzubringen, da nicht viel Raum dazu da ist, um den Geist viel und große Gedanken ausführen zu lassen. Die Tarnoczysche Sammlung in Budapest weist hübsche Stücke in Ringen auch aus dieser Zeit auf. Da ist ein Exemplar mit ganz feiner, zierlicher Schiene: ein großer Aufsatz, in dessen Mitte ein Stein, dann eine zweite kleinere Gruppe um diesen herum und noch eine äußere Reihe darumher von Splittern gebildet; da finden wir silbervergoldete Reperceárbeit, wir sehen einen Herrenring mit eingesetzter Uhr, deutsche Arbeit, und andere Phantasieaufsätze: so ein flammendes Herz, aus Steinen ge-

bildet — aber auch noch viel Email treffen wir an: wir begegnen einem Ring, gegossen, emailliert, mit Intaglio einer Biene, einen andern, auf dessen Aufsatze ein Hund vor einem Rubinherzen steht, als Symbol der Liebe und Treue; daneben fällt ein Verlobungsring zum Auseinanderklappen auf, mit dem Spruch verziert: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden.

Entwürfe sind noch weiterhin zu merken von Nolin, Claude Rivard, Carlo Ciampoli. Die Schlangenmuster für Broschen sind hier besonders glücklich und verfehlen nicht des Eindrucks. Die vorgeschlagenen Ringe allerdings sind fast undenkbar: dies Blütenwerk mit Stengeln und Spitzen nach innen gebogen kann kein Mensch seinem Finger anlegen.

II. Barock, Rokoko und Stil Louis XVI.

Der italienische Renaissancestil begann sich im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der letzten Werke Michelangelos in den Barockstil aufzulösen, und im 17. und 18. Säkulum gelangt dieser in allen Ländern Europas zur Herrschaft: das Strenge wandelte sich zu dem Freien und Malerischen, Formlosen ab. Was das sonderbare Wort Barock bedeutet, ist durchaus nicht festzustellen, sein Ursprung ist dunkel. Mit roc (Felsen) hat es nichts zu tun, von dem Maler Baroccio

kommt es sicher nicht her. Man hat es mit dem lateinischen verruca zusammengebracht, das eine Warze, Höcker, Unregelmäßiges heißt: nach Roland de Virloys sollte es das Unregelmäßige, Ungereimt-seltsame, Launenhaft-wunderliche im Stil besagen. Nennt man doch auch im Portugiesischen barroco die unregelmäßig geformte Perle. Die durch den Geschmack und den Zeitgeist bestimmte Richtung der Renaissance, die man Barock nennt, äußert sich im Massigen, Kolossalen: das Schwere, Plumpe, Abgestumpfte, erweichte, gerundete, wulstige Formen — derb, stark ausladend, schwülstig — bauschige Kleider, das ist der Charakter des Barocks. Es schwelgt in Großartigkeit, Prachtentfaltung ist ihm eigen, kraftvolle monumentale Wirkung wird erreicht, aber Ruhe, Harmonie und wahrhaft schöne Verhältnisse sind nicht vorhanden, und die alte schlichte Anmut geht verloren. Im Gegenteil, es ist so recht der Ausdruck der ruhelosen Zeit.

Denn wie bald hatte dies schnelllebige Jahrhundert wieder einen neuen Kunststil als Fortbildung des Barocks gefunden: es geht in das Rokoko über. Auch hier der Name, die Bezeichnung der Art nicht genügend aufgeklärt, wenn auch offenkundig ist, was das aussagen soll: Rokoko. Das Wort erscheint zuerst im Nachtrag des Dictionnaire vom Jahre 1842.

Der Franzose nennt ja die Kunststile sonst einfach nach den Herrschern und redet von einem style Louis quatorze, Louis quinze, Louis seize. Ein echter Ornamentalstil, das Rokoko, von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, unter Ludwig XV. und den ersten Regierungsjahren des XVI. Für Ausschmückung, Innendekoration paßte er, für eigentliche Architektur nicht. Die Bauten der Epoche sind an sich klassisch kühl. Aber für die Verzierung der Räumlichkeiten, für die kleinen Zutaten zu allem war er wie geschaffen. Und so auch für die Komposition des Geschmeides. Die festen, kräftigen Formen lösen sich in leichte, zierlich gewundene Linien auf. Der Rahmen umschließt pflanzenhaft, umrankt gleichsam wie organisch Belebtes den Kern der Sache, alles löst sich in lauter flüssige vegetabilische, der festen Rhythmik widerstreitende Elemente auf, ringsum die Lust und Üppigkeit der überwuchernden, fast vollständig frei und selbständig sich aufspielenden Verzierung. Dazu treten als Kennzeichen das Geschnörkelte, Muschelartige, das Knittrige statt des Gebauschten, eine Vorliebe für lichtrosige Farbe. Als berühmte Zeichner für Ornamentstiche sind Robert de Cotte, Juste Aurèle Meissonier, Gilles Marie Oppenort, Babel, Leroux, François Cuvilliés, Pouget fils und der Brüsseler van der Cruyzen zu nennen, die

nicht viel voneinander abweichen; unter den Goldschmieden ragen neben Nicolas Delaunay hervor: der jüngere Claude Ballini, Thomas Germain und besonders Jacques Roettiers.

Es ist merkwürdig, daß der Schmuck einigermaßen die Umbildungen der Stile nicht mitmacht. Da er ein eigenartiges Lieblingsfeld im Brillanten eben gefunden hatte und sich dies auf größere Ausgestaltung von Stilprinzipien wenig recht einließ, so bewahrte er eine gewisse Resignation den verschiedenen abwechselnden Richtungen der Zeit gegenüber. Noble Pracht und Prunk, das tritt uns auch hier entgegen. Etwas Neues bringt die schwärmerische, gefühlsweiche Empfindelei zuwege mit der uns nachgerade oft sattsam anwidernden Schäferspielerei: es wäre hier auf all die Liebes- und Freundschaftsandenken hinzuweisen, die in fast jeder denkbaren Form diese sentimentalen Leutchen trugen: nicht nur der Ring mit dem flammenden Herzen gehört hierher, oder die gegenseitig verehrten und zum Andenken getragenen Bildchen — nein, Miniaturporträts hatte man selbst auf dem Rücken des Handspiegels, man nahm sie als Brosche, man setzte sie dem aufgeschlagenen Deckel der Tabatière ein. Brillanten und Perlen wurden von den besseren Ständen daneben in übertriebener Weise zur Schau getragen, und die,

die nicht zu den upper ten thousand gehörten, griffen zum Surrogat, um auch etwas zu haben und es den andern nachzutun. Zu den falschen Diamanten und Perlen traten jetzt auch unechte Goldsachen, eine geringwertige Metallmischung, das Similor, wurde auffallend verwendet — ein Zeichen der Zeit!

Ehrlich gesagt, ist der Zug zum naturalistisch aufgefaßten Pflanzlichen, den wir bei dem Schmuck der vorhergehenden Zeit beachtet haben, hier jetzt etwas an zweite Stelle gerückt. Bänder, Schleifen und Federartiges wird in der Hauptsache dargestellt, Blätter und Blütenstücke drängen sich nur in oberflächlicher Form zerstreut hinein. Das mutet mehr wie etwas aus dem Kabinett einer Modistin an, so sehr wir wirkliche Kunstwerke vor uns haben — aber wahr ist es, daß der Schmuck von der Zeit ganz als Attribut des Kostüms aufgefaßt wird und in dem untergeordneten Wesen einer Zutat der Toilette aufgeht.

Gehn wir zu Einzelnem über.

Die Höhezeit des Roi soleil baut, allgemein betrachtet, die Ideen des vorigen Zeitabschnitts in Bezug auf Schmucksachen konsequenterweise weiter aus. Das Rokoko bevorzugt dann allerdings eigene, in zierlichen, sonderlich schön geschwungenen Formen auftretende Stücke. Die verwendeten Schmuckkreuze — was für schnörkelhaft geschweifte Linienführung.

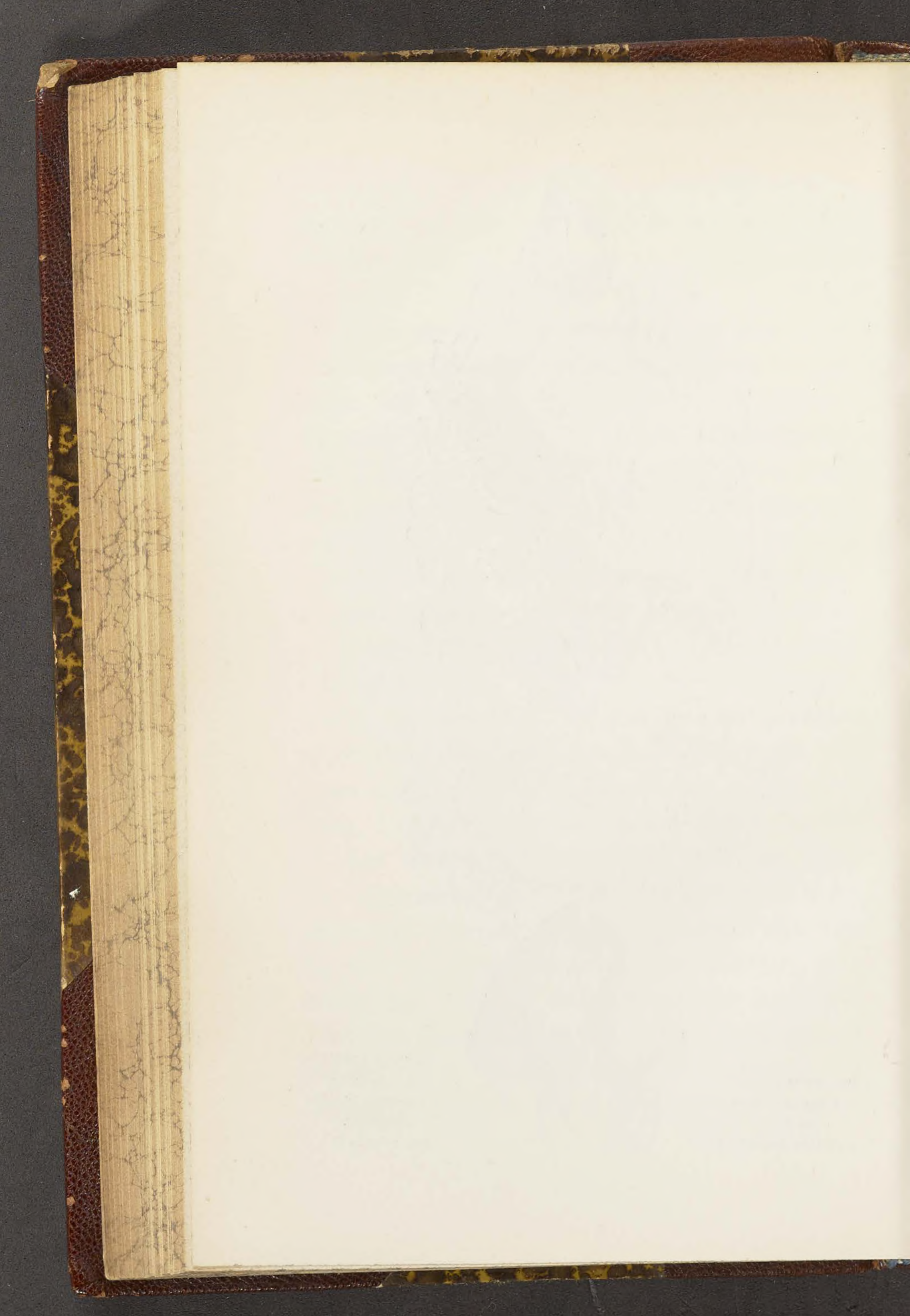
Immerhin wie ganz anders sind sie angelegt, als all das, was man sich heutzutage an Altmodischem dabei denkt.

Alles gruppiert sich um den Stein herum, die Verzierungen dringen und quellen gleichsam aus ihm hervor und gaukeln, ihn verklärend, um ihn her. Alles gibt sich als Zubehör zu dem Hauptsächlichen, dem Steine, der Plan ist in ästhetischer und in handwerksmäßiger Hinsicht gleich vorzüglich und rühmenswert gelungen durchgeführt. Wie Stücke aus dem Blumenreich nimmt sich das alles aus, diese leichtbewegten Hälmchen, die Menge vielblättriger Rosetten, zwischendrein Blätter geworfen — und doch Nachbildung der Natur in Wahrheit ist es nicht, man müßte denn allerlei hie und da untergebrachte Muschelschalen dahin rechnen. Die Mehrzahl der Schmucksachen besteht aus einer Anzahl kleinerer Teile, die dann wieder mit Häkchen lose verbunden zu dem Ganzen sich vereinigen. Sehr viel wird, wie schon vorher gesagt, Silber benutzt, dazu treten außer dem glitzernden Brillanten Rubinen und Perlen mit anderen roten und grünen Steinen. Der Orden des Goldenen Vließes, der für Louis XV. 1749 von Jacquemin in Paris, dem seinerzeitigen joaillier de la couronne, gearbeitet wurde, ist ein Prachtstück des Stils. Es ist als Träger des Symbols



„Das goldne Vlies".
Schmuck aus dem
ehemaligen
französischen Kronschatz.

Gefertigt 1749 von
Jacquemin,
Joaillier de la
couronne
für Ludwig XV.



ein Drache dargestellt, Kopf und Oberkörper ein geschnittener Rubin, Fittiche und Schwanz sind mit Brillanten übersät, mit Topasen sind die Flammengarben bedeckt, die der Rachen speit, in ihnen liegt jener blaue Diamant eingesetzt, die berühmteste Zierde mit des einstigen französischen Kronschatzes. Eine Öse darunter hält die eigentliche Ordensinsignie, das goldene Widderfell. Es ist schon die Periode des Stils der Rocaille mit den spielend wellenförmig unruhigen Linien und etwas wilden Formen.

Dann kam die Zeit Ludwigs XVI. Schematisch, verblaßt die Pflanzenmotive, Schleife, Bandschlinge die beliebte Grundlage, alles sozusagen sachlich konstruiert, verstandesgemäß ausgeklügelt, kalt erfunden und deshalb kalt empfunden. Die Ausarbeitung zum Teil bis ins kleinste sauber und lobenswert. Interessant ist, daß man wieder mehr zu den Edelmetallen zurückkommt, die doch immer den Grund alles Schmuckmaterials bilden müssen, und daß man dabei zu den zarten polychromen Effekten übergeht, die die Goldverbindungen in vielerlei Farben hervorbringen, das à quatre couleurs spielende Gold findet rege Beachtung. Reichtum an Kunstformen gewahren wir weniger, die schlichten Goldmassen müssen für sich allein wirken.

Ich wende mich zu den Schmucksachen im ein-

zelnen. Einige Novitäten entstehn hier. Da ist zuerst die Gürtelkette, die Châtelaine, für beide Geschlechter verwendbar, die, aus zahlreichen verzierten Metallgliedern sich zusammensetzend, in den Gürtel eingehängt frei herabfiel. Sie hielt eine Uhr, ein Petschaft, Schlüssel, Toilettengeräte, ein Riechfläschchen, Fächer, ein Gebetbüchelchen. Aus Metallgliedern, sagte ich eben, setzte sie sich zusammen — es war in der Tat diese Schmuckkette etwas, wo man ohne Steine auskam, von den sonst so recht verschwendeten Steinen absah, wo sie sich ostentativ fernhielten, wo man ganz in Metallarbeit sich ausließ: hier war denn Gelegenheit mit den mannigfachen Goldarten koloristisch zu wirken. Mehrere solcher Gliederketten nebeneinander gaben das Schmuckwerk ab, die Nebenstücke enden einfach in einem Karabinerring, der einen beliebigen Anhänger halten kann, oder dienen bloß zur Zierde ohne praktischen Zweck, und die arbeitslosen, unbenutzten Endstückchen sind dann hübsch und eigenartig ausgebildet. Die Hauptkette aber bestand aus einer größeren Anzahl breiter Schmuckplatten, die beweglich aneinander saßen: diese boten gegossene oder getriebene Arbeit, buntfarbige Halbedelsteine und Emailmalereien: die Darstellungen sind dem Pastoralidyll entnommen, wie es die Zeit schmackhaft fand — Liebespaare im Wiesengrund, glühende Herzen von

Engeln entfacht, Mädchen im Kostüm der Zeit, die Mandoline spielend, schnäbelnde Täubchen, ähren-lesende Genien, weibliche Gestalten, heroische Land-schaften mit Tempel, Baum und Feld, Burg und Turm, dabei allerlei von den beliebten Chinoiserien. Dieselben galanten Bilder finden wir dann natürlich in bedeutenderem Maße auf dem Deckel der angehäng-ten Uhren wieder, und auch der Uhrschlüssel, das Pet-schaft sind ebenso entsprechend künstlerisch wieder-gegeben.

Eine andere Neuheit im Schmuckfache ist die mit Steinen besetzte Schuhschnalle. Außerdem dürfen die Schmuckknöpfe nicht vergessen werden, die die Kleider zierten. Sie waren von Stahl, oder man wählte ebenfalls Steine, daneben finden wir zierliche kleine Malereien aus der Natur oder symbolische Zu-sammenstellungen. Die Muster sind so unendlich reich, um der übermäßigen Nachfrage des Tages genug zu tun, da Leidenschaft und Luxus nach immer neuem verlangten.

Der Kopf- und Haarschmuck der Zeit besteht in Aigretten und Perlenschnüren, die sich durch die Locken winden, oder wir finden von Ziersteinen ein Metall-sträußchen gehalten. Was die übrigen Schmuckteile anbetrifft, so ist das Halsband nicht so sehr angesehen, es bleibt damit vorerst wie noch in dem Säkulum

vorher. Anhänger zwar hat man weiterhin gern, ihr Träger bleibt aber das Sammetbändchen; statt seiner wird auch ein Schmuckstück aus Brillanten dem Stoff aufgesetzt, einfach aufgenäht. Perlenbänder, wobei in mehreren Reihen die runden Körner um den Hals liefen, treten weiterhin auf wie früher. Dazu das selten großartigere Ohrgehänge. Die Vorsteckbrosche hält sich in der Art der verflossenen Jahre. Dann die Sitte, an der Schulter und anderswo, so etwa am Mieder, aufgesteckter Schleifen und der zart gefaßten Bruststräußchen, wie sie z. B. Lempereur so elegant herstellte. Die Frauenwelt, die damals die steife, glatte, spitzzulaufende Taille trug, hatte es gern, größere, zusammenhangende Brusteinsätze darauf zu befestigen, die ein wahrer Modeartikel wurden.

Endlich ist noch ein Wort über den Ring zu sagen. Mit verschiedenen Steinen, Türkisen, Hyazinthen, Perlen, Korallen reich überladen, präsentiert er sich als ein Spiegelbild der luxuriösen Zeit. Das symbolische Element, auf das bereits früher hingewiesen wurde, tritt bedeutungsvoll hervor. Wir haben auf dem Steine Darstellungen religiöser Art, so die vielbeliebte Verkündigung. Daneben finden wir Inschriften, oft gefühlvollen Charakters, in ansprechendster Weise in Steinen dargestellt. Auch macht man sich Späßchen mit rätselhaften Buchstaben, oder verschiedene Steine

werden so gestellt, daß die Anfangsbuchstaben ihrer Namen ein bestimmtes Wort ergeben. Da ist ein Freundschaftsring, die Inschrift auf blauem Glas in kleine Rosen eingefaßt — ein Verlobungsring, ziseliert mit blau und schwarz Email, mit Aufsätzchen — ein Ehering: emaillierte Hände halten das Wappen. Ein anderer Ring mit einer in den zu öffnenden Aufsatz eingelassenen Uhr. Oder ein Porträt in Miniatur, wenn es geht, in Pastellmalerei, ist dort unter Kristallglas gesetzt: so existiert ein Ring von Louis XV. mit einem Porträt der Pompadour. Gegen das Ende dieser Zeit hin erscheint der Marquisenring: der Aufsatz, sehr lang gedehnt, eiförmig oder eckig, steht rechtwinkelig zur Schiene und liegt über das ganze Fingerglied hin. Den Rand bedecken wohl Brillantsplitter, darin liegt flach oder hochgewölbt dunkelfarbiger Glasfluß, oder blauer vielleicht auf guillochiertem Grunde, dem Diamanten, in irgendwelcher Form geordnet, beigegeben sind.

* * *

Es ist klar, daß nach solchen Anstrengungen der europäischen Kulturvölker im Laufe bald eines Jahrhunderts mehrmals den Stil zu wechseln und immer wieder mit der fast ganz eigenartigen Durchbildung eines neuen anzufangen, das Kunstvermögen einiger=

maßen sich erschöpft zeigt und, nachdem so viel Energie ausgegeben wurde, vorerst ein Stillstand in der Kunstentwicklung eintritt. Ich aber kann auch unter den Umständen vorläufig von der weiteren Besprechung des Schmucks unserer abendländischen Kultur absehen und zwischendrein einige Zeilen anderem widmen, von dem zu sprechen bisher noch keine Gelegenheit war.

Die Völker des Ostens.

Erst jetzt gehe ich dazu über, den nationalen Schmuck der Völker des Morgenlandes darzulegen. Eine größere Bedeutung durch uns selbst klar bewußtes Einwirken auf unsere ureigensten Gedanken haben sie ja auch erst in der Neuzeit so recht erlangt. Es verdient hierbei hervorgehoben zu werden, daß höhere Kunst sich in jenen zumeist vom Islam beherrschten Ländern wegen des bekannten Verbots der Abbildung lebender Wesen immer nur in der Architektur zeigen kann. Anregungen für die Schmuckformen sind also hier aus den anderen Gebieten der Kunst nicht möglich, diese Schmuckformen müssen sich mehr auf sich selbst verlassen. Trotz alledem welch eine freudetrunkene rege Schmuckpracht!

I. Russische Schmuckkunst.

Rußland—Halbasien: ich füge den Schmuck des Zarenreiches hier ein. Wir wären wohl sicher berechtigt ihn höher zu werten, wenn die Kunstschätze Rußlands genauer studiert und besser bekannt wären. So kennen wir nur geringe Ausschnitte aus dem Kapitel der Schmuckentfaltung im Laufe der Zeiten. Aber selbst dies genügt dennoch, zu erkennen und schon heute zu erklären, daß wir in dem Lande der Wolga auf eine reichhaltige Entwicklung hinblicken dürfen.

Es wurde bis vor kurzem als fraglos feststehend angesehen, daß die gesamte russische Kunst lediglich auf der byzantinischen basiere oder diese gar willkürlich zur slawischen Kunst verstümmelt worden sei. Neuerdings ist es sonder Zweifel, daß den russischen Kunstformen nicht nur byzantinische Elemente, sondern auch asiatische, indische, solche aus Turan und aus Iran, selbst aus dem klassischen Altertum überlieferte griechische zu Grunde liegen: das aber ist das Originelle der russischen Kunst, daß sie all diese verschiedenen Kunstfaktoren innig zu verschmelzen verstand.

Man möchte von dem ersten Zeitraume slawischer Kunst kurz als dem kurganischen sprechen, da dessen

Kunstprodukte fast durchweg aus den Gräberkurganen bekannt sind. Von diesen den Süden Rußlands vom Kaukasus her bis weit nach Kiew hinüber bedeckenden Grabhügeln ist schon bei Gelegenheit der Funde auf der Krim an einem früheren Orte die Rede gewesen. In der Tat haben die Ausgrabungen in diesen alten Grabstätten gerade in den letzten Jahrzehnten interessante Aufschlüsse über die ältesten noch unverbunden nebeneinander herlaufenden Quellarme russischer Kunst gebracht: neben Gegenständen, die eine hohe Kultur bekunden und deren Spuren nach Hellas weisen, begegnen wir solchen von einer niedrigeren, barbarischen Stufe der Kultur: es sind das wohl eigene, für sich entstandene Arbeiten der Szythen, Sarmaten und Slawen dieser Gegenden. Die anderen der griechischen Archäologie angehörenden Werke aber werden stets die regste Aufmerksamkeit beanspruchen, insofern auch sie sich öfters jener Barbaren Leben und Sitten, Tracht und Gewerbe zum Vorwurf ihrer Darstellungen wählen. Die bosporanischen Altertümer, die seit 1835 bei Kertsch entdeckt wurden, geben dafür ein lehrreiches Zeugnis ab. Das großartige goldene Frauendiadem z. B., im griechischen Stil des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, das Ende der sechziger Jahre in dem größeren der beiden als „Zwillinge“ bezeichneten Kegelgräber der

Halbinsel Taman gefunden wurde, zeigt auf den dünnen Platten mit den daran befestigten Figuren die Darstellung eines Kampfes der Ureinwohner mit fabelhaften Vögeln. So bot auch der an Umfang und Inhalt bedeutende Czertomlitzkische Kurgan bei Nikopol am rechten Ufer des unteren Dnjepr, neben manchen Gegenständen aus fremdländischer Werkstatt Stücke von saubersten griechischer Arbeit. Es ist ein großer Gräberkomplex, der hier vor einem liegt, und auch ein barbarischer Fürst partizipiert daran. Wir aber erhalten da eine Menge Material, das uns aus erster Quelle über Lebensweise, Geschmacksrichtung, Kunsttätigkeit des alten Slawentums unterrichtet. Neben den griechischen Formen sind orientalische zu sehen, Beeinflussung von Asien her ist unverkennbar. Eine reiche Ausbeute ergaben auch nach dieser Richtung hin der Alexandropolsche Grabhügel im Jekaterinoslawschen Kreise etwa 60 Werst vom Dnjepr entfernt, der Heremesowsche, 50 Werst südöstlich von dem eben genannten, der Krasnokutsche, gleichfalls im Tale des Dnjepr zwischen Nikopol und Jekaterinoslaw, und der Zimbalowsche im Melitopolschen Kreise des taurischen Gouvernements, nahe dem Asowschen Meer. Alle diese Fürstengrüfte zeigen rohe Sachen aus Barbarenhand, in deren Ornamenten aber treten persisch stilisierte Greife, Lebensbaum und Lotosblume auf, da-

neben erblickt man wunderliche Gestalten mit Pferdeköpfen und langgedehnten, schlangenartig ineinander gewundenen Rümpfen, Menschenleiber mit Kleidern und Beinen, die in gewundene Reptile und andere dem Tierreich abgelauschte Verzierungen enden, und in denen wir die Anfänge origineller Kunstformen zu erblicken haben. Daß sich der russische Künstler diese Ansätze von Kunst alle aneignete, daß hier sozusagen die Wurzeln seines eigenartigen Gedankenganges liegen, ist klar: wir haben bereits, wenn wir wollen, in nuce die spätere russische Kunstart dort wieder, wenn auch oft nur in rohen Andeutungen.

Ein neues Stadium beginnt mit dem denkwürdigen Momente, da die Großfürstin Olga 955 und ihr Sohn Wladimir 988 das Evangelium annahmen. Die russische Kunst gewinnt neue Aufgaben und Grundlagen. Da entstehn monumentale Bauwerke, die Architekturideen sind aus den byzantinischen Vorbildern herübergenommen. Wladimir hatte am gleichen Tage die Taufe erhalten, da er sich in Cherson (bei dem heutigen Sewastopol) mit Anna, der Tochter des griechischen Kaisers Romanos II., vermählte. Von Konstantinopel war die Bekehrung ausgegangen, mit seiner Kultur auch trat man in Berührung. Dennoch widmete man sich unentwegt der Ausbildung der alten angestammten Formen, besonders in den orna-

mentalen Zieraten wurden die vorhergehenden Kunstäußerungen in natürlicher Weise fortentwickelt. Den Sinn für verschwenderisch angebrachte kirchliche Motive hatte Byzanz hereingebracht, aber daneben kennzeichnen orientalische Dekorationsformen die alte russische Goldschmiedekunst.

Als das noch ungefestigte Reich nach Wladimirs I. Tode in eine Menge Landschaften ohne inneren Zusammenhang auseinanderfiel, da war es ein Leichtes, aus der Zersplitterung der Teilfürstentümer Vorteil zu ziehen: der Sieg Dschingis-Khans an der Kalka 1223 brachte das Joch der Mongolen (1224—1480). Der Fürst der Goldenen Horde war oberster Richter der Einzelfürsten und erhob aus dem Land einen drückenden Tribut. Immerhin zog die russische Kultur eigentlich wenig Nachteil daraus, daß der Feind dem Lande gebot; zumal die Tatarenkhane kunstfertige Handwerker in jeder Weise für ihre Ansprüche begünstigten.

Von Moskau ging dann die neue Zeit der Freiheit aus, und Iwan IV. dem Schrecklichen gelang es endgültig der wiederkehrenden Tatarenhorden Herr zu werden. Die russischen Kunstformen dieser stürmischen Zeit zeigen eine eigentümliche Verflechtung gewundener Pflanzen mit Blumen und Blättern, menschlichen und tierischen Figuren, darunter Kentauren,

Löwen, Hirsche, Greife, deren typische Verwandtschaft mit den Verzierungen der vorerwähnten, in den Gräbern Südrußlands gefundenen Sachen außer Frage steht. Jetzt tritt auch die zwiebelartige, bauschige Form der Kuppelbauten seit dem 14. Jahrhundert auf. Nach dem Fall Konstantinopels 1453 wandten sich die auseinandergesprengten Flüchtlinge auch ins Zarenland und wurden dort willig aufgenommen; Iwan III. (1462—1505) rief nicht minder aus Italien Künstler in sein Reich, und deren Einfluß ist durchaus nicht zu hoch anzuschlagen. Jedenfalls offenbart sich bald allenthalben und früh eine Verschmelzung der verschiedensten Bau- und Ornamentmotive des Orients und des Occidents, des indischen, persischen, byzantinischen Stils. Diese Kompositionsweisen der russischen Kunst kehren denn im Schmuck deutlich wieder. In allem zeigt sich ein steifer würdevoll erhabener Ausdruck.

Mit der Erhebung des Hauses Romanow auf den russischen Thron (1613) tritt Rußland in immer nähere Beziehung zu dem westlichen Europa, und unter Peter dem Großen gegen Ende des 17. Jahrhunderts reiht es sich ganz den europäischen Staaten ein. Peter zog geflissentlich fremde Künstler an seinen Hof. Wie in den Bauten, bemerken wir auch im Kleingewerbe seitdem westeuropäischen Charakter, und wir

verfolgen auf russischem Boden das Widerspiel der jeweiligen, im übrigen Europa herrschenden Kunstrichtungen der Renaissance, des Barock- und des Rokokostils und dann des erneuerten Klassizismus. Die altgewohnten Formen werden nach der Fremde umzubilden versucht, wenn sich auch das eigentlich Russische nicht verleugnen kann. Erst in den letzten Jahrzehnten macht sich neben jenen Richtungen die spezifisch nationale wieder geltend. Die Beschäftigung mit der Kulturgeschichte des Landes, die eifrig betriebenen archäologischen Studien wirkten dahin, daß man sich des Erbes seiner Väter und der alten Art wieder mit Stolz besann.

Auch der Schmuck also seit dem Beginne der neuen Zeit stellt ein Konglomerat von byzantinischen, aus Zentralasien entlehnten und aus Westeuropa stammenden Formen dar. Dazu Reste antiker Tradition. Die Ohrgehänge mit herabpendelnden Perlen stellen sich neben die römischen Krotalien, während wieder die zwei Vogelköpfe, die sich anschauend symmetrisch dazwischenstehn und ein oft zu beobachtendes Motiv am russischen Ohrschmuck sind, den barbarischen Stücken der älteren Zeit entsprechen.

Dabei muß doch der Schmuck als einer der selbständigsten und auffallendsten Teile der einheimischen Kunst gelten. Die starre prächtige Würde des

Nationalschmucks tritt entgegen in den zahlreichen schweren Perlenschnüren, von denen vier bis fünf dicht nebeneinander den Hals eng umschließen, und eine größere Zahl noch auf die offene Brust herabfallen. Verschiedene Anhänger für jede Schnur besonders. Ein reiches kostbares Diadem. Armbänder aus Gold und Perlen.

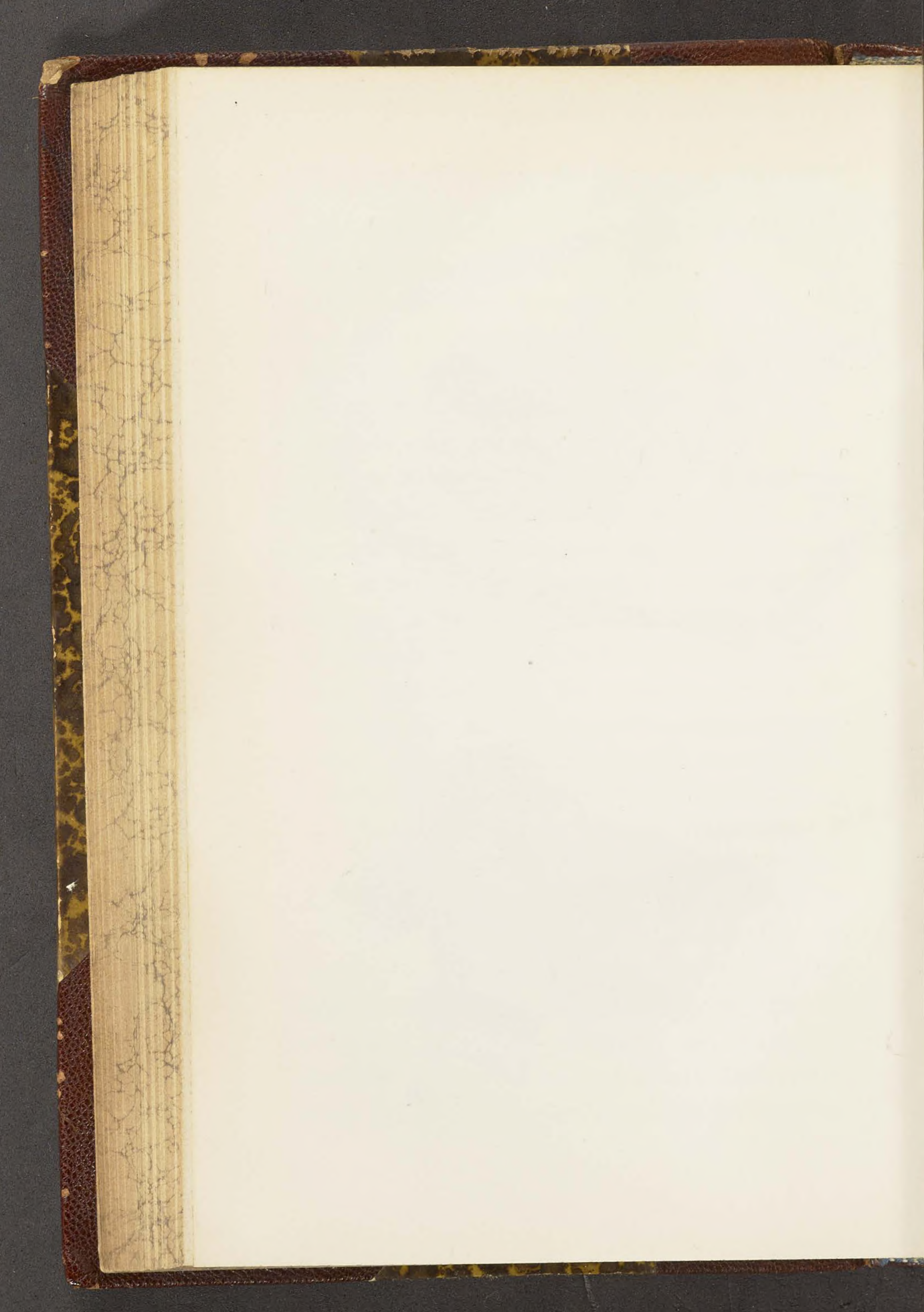
Das Kreuz nimmt im russischen Schmuck eine wichtige Stelle ein, und es tritt uns in reicher und phantastischer Gestaltung entgegen. Ein Korpus ist nicht oft daraufgelegt. Doch besteht eine Merkwürdigkeit darin, daß man gern ein zweites Kreuz, zuweilen mit mehreren, vier oder sechs Querarmen, dem eigentlichen Kreuze einschreibt. An eigenartigen Stücken erwähne ich z. B. aus dem South-Kensington-Museum ein Brustkreuz aus geadertem Marmor, in vergoldetes Silber gefaßt, die gleichlangen Arme unter sich durch Metallkordeln verbunden; über dem Längsbalken ist eine Platte angebracht, in deren Feld das Leidensantlitz des Gekreuzigten ist. Ein weiteres Stück ist roter Marmor in Silber gefaßt, darauf ruht ein eingeschriebenes Kreuz, mit dicken Ketten sind die Arme verbunden. Oder ich gedenke eines Werkes mit grünem Zellenemail schön und reich ausgeführt, silbervergoldet, in der Mitte steht ein Granatstein, in den Armenden je ein Türkis, für die sich die Arme



Russische Schmucktracht (Katharina II)



Alte russische Halskette mit Anhänger. 14.—15. Jahrh.



ausweiten. So ist die Vorderseite bei den edleren Stücken ziemlich oft mit Steinen versehen, wobei die Rückseite gravierte oder emaillierte Verzierungen hat. Während Kreuze, wie diese erwähnten, die richtige Gestalt eines solchen zeigen, fassen die oft auf das sonderbarste ausgeschweiften Arme wieder anderer Schmuckkreuze so mit zierlichen Ornamentleistchen ineinander über, daß die Kreuzesform auf den allerersten Blick fast kaum zu erkennen ist. Auch die inneren Mittelkreuze sind zuweilen nicht ganz regelrecht symmetrisch dargestellt, die Arme laufen oft in die zierlichsten Bogen aus und ineinander greifend auf das komplizierteste ausholende Kurven. Aber Geschmack liegt doch in all den Stücken.

Der Ring ist keineswegs einheitlich gestaltet, er hat hier eine einfache, aber breite Schiene, einen kreisrunden Aufsatz: um dessen Mittelstein gruppieren sich andere in glücklichem Verein — dort ist der Aufsatz viereckig und es stehn fünf Steine in Quincunx da, dazwischen in den freien Räumen liegen kleinere Steine.

Wir finden weiterhin Halsketten aus sauber ausgearbeiteten und untereinander durch Ringe verbundenen Platten, davon eine z. B. mit doppeltem Anhänger: oben ein kleines Vorglied mit Christuskopf, darunter ein großes Hauptrahmenstück mit dem

Kruzifixus. Eine andere Halskette aus Gold weist ineinander greifende Ringelglieder auf, die nach einer Weile durch doppelprismatische Einschiebsel abgelöst werden. Der Hutschmuck ist reich und glänzend in Steinen. Der emaillierte Besatzschmuck zeigt Darstellungen auf der Platte, zu denen nach byzantinischem Gesetz Bibel und Heiligengeschichte benutzt werden; die Rahmenornamente dagegen enthalten echt asiatische Züge, besonders die hervorstehenden langhalsigen Vogelköpfe gehören dorthin.

II. Turkmenen und Kirgisen.

Wir schreiten weiter nach Osten hin fort und betreten die weiten Länderstrecken des asiatischen Rußlands, den unermeßlichen Tummelplatz der beiden Hauptrassen der Menschheit, ein echtes Laboratorium der nie rastenden Natur, die stets wechselnde Formen in Körperlichem und Geistigem seit alters hier hervorbringt.

Die Turkmenen oder Truchmenen sind eine Abteilung der aus dem Altai im 5. Jahrhundert nach Süden wandernden Türkstämme, sie bilden heute eine Stammgruppe aus mehr oder weniger zahlreichen und starken Stämmen rings um die Ost-, West- und Südgestade des Kaspischen Meeres und verbreiten sich

weiter auch nach Südosten zu. Den ausgedehntesten Besitz aber haben sie in der turanischen Ebene, dem westlichen Teile von Turkestan, wo nach ihnen das weite, auf der Ostseite des Kaspischen Sees, zwischen diesem, dem Aralsee und dem Amu und dann dem persischen Berglande Chorassan gelegene Steppen- und Wüstengebiet den Namen Turkmanenland, die Landenge zwischen den beiden großen Seen insbesondere den Namen Truchmenenisthmus führt.

Es ist etwas Wahres daran, daß der Volksschmuck auf den Geist des Volkes Rückschlüsse erlaubt. Wo prächtiger, in vollen Farben schwelgender Schmuck getragen wird, da ist Verweichlichung der Nation als sicher vorauszusetzen: die Leute am Ganges wird man nie für tatendurstige Berserker halten, ihr weiches träumerisch-sinnendes Gemüt drückt sich in ihrem Schmuck aus. Dagegen redet der arabische Schmuck deutlich von dem strengen ernsten Wesen seiner Träger. Ebenso wird man den Charakter der Turkmenen beurteilen, wenn man die schweren mächtigen Schmucksachen dieser Leute sieht. Und in Wahrheit sind diese nomadischen Stämme roh und raubsüchtig. Ihre Raubzüge flößten lange den Gegenden Furcht und Schrecken ein, und langwieriger Kriege hat es bedurft, um sie der russischen Herrschaft zu unterwerfen: erst 1884 beugten sich die Turkmenen von

Merw dem russischen Szepter. Das Land, rings von Sandwüsten umgeben, ließ keine Einflüsse der Kunst von irgend einer Seite zu. Da stehn denn also vor uns reine Formen alter Schmuckkunst des Innern Asiens. Von Silber ist der wuchtige vielgestaltige Frauenschmuck mit dem schweren Kettenbehang daran, und man muß gestehn, daß das weiße Metall der dunkeln Hautfarbe der Leute wohl ansteht. Sie kennen Zierkronen, ferner Ohrgehänge, so groß, daß sie kaum zu tragen sind. Den Hals umgibt ein Metallring, an der Seite befindet sich ein Schließgelenk: eine Silberscheibe, viereckig, vielfach durchbrochen, fällt von dem Halsreif auf die Brust nieder, durch Kettenwerk mit Anhängern daran nimmt sich alles noch größer aus. Für den Arm hat man plumpe dicke Ringe, mit eingelegten Goldzieraten und Achatstücken. Neben diesem Achat aber werden zur Zierde der Kleidung noch rohgeschliffene Rubine, Smaragde, Türkise, Korallen gewählt. Daneben liebt man im Morgenland ja allgemein Münzenschmuck. Eine echt asiatische Kunstfertigkeit ist das Türkisenkloisonné, wie es für die Felder des Säbelgriffs oder an Gürtelschnallen verwendet wird, bei dem die angelegten Fächerchen statt des Emails mit Türkisen gefüllt werden. Gelegentlich der sibirischen Funde aus der Zeit der Völkerwanderung wurde bereits hierauf ver-

wiesen. Die hübsche Technik geht jetzt leider immer mehr ein.

Sehr kriegerisch und raubsüchtig sind auch die Bewohner der Kirgisensteppe. Sie leben geschlechterweise in großen Jurtenlagern, die sich oft meilenweit in dichtgedrängten Reihen hinziehen, und ändern auch immer in großen Massen die Wohnsitze, um stets größere Kriegerhaufen zu Angriff oder Abwehr vereinigen zu können. Auch sie jahrhundertelang das Entsetzen der Nachbarn. Sprachlich kommen die eigentlichen Kyrgys des Thian-Schan und die Kyrgys-Kasaken einander sehr nahe, wenn sie sich auch als vollkommen getrennte Völker betrachten und sich stets feindlich gegenüber gestanden haben. Die letzteren, uneigentlich Kirgisen genannten, asiatischen Horden nomadisieren in den weiten Steppengegenden im Norden Turkestans, die sich von der unteren Wolga und dem Kaspischen Meere bis an die russisch-chinesische Grenze am Altai und Tarbagatai und andererseits vom Aralsee und dem Syr-Darja bis gegen den Tobol und den mittleren Irtysch erstrecken.

Der Schmuck ist bei ihnen reicher, kraftstrotzender, in den Formen belebter als bei den Turkmenen — und doch würdevoller Ernst ringsum bei den Stücken der schönen Sammlung, die das Musée des arts industriels de la société impériale d'encouragement

des arts in St. Petersburg birgt. Man greift zu demselben Metallstoff, aber Vergoldung tritt dazu. Die festgezogenen Striche der Zeichnung des Schmuckes bei den Turkmenen werden vermieden: man liebt ein Anhäufen von Steinen und Perlen zu Trauben oder Bündeln. Ich erwähne Ohrgehänge reich an Kettchen und Platten, Agraffen, schweren Brustschmuck, rein stilisiert; ferner von vergoldetem Silber ein Gürtelgehäng: an einem Schnallenknopf sitzen drei nicht gleichlange Ketten aus lose aneinander schließenden Gliederstücken, und alle drei laufen in ein großes Zierende aus. Im übrigen kommt mit den reichen Gehängen der Kirgisenschmuck den Turkomanen gleich: diese Reihen von langhangenden, gewundenen und geflochtenen Zierdrähten mit den mehrfach kühn über- und nebeneinander gestauten und wirr zusammenschlagenden Schmuckplättchen!

III. Mongolenvölker.

Wiederum einen ganz eigenen Schmuck haben die Mongolenvölker im Innern Asiens. Um ein recht drastisches Beispiel herauszugreifen, wenden wir uns nach Sikkim, dem kleinen indobritischen Vasallenstatt in den Vorbergen des Himalaya, nördlich von Tardschiling, der Endstation der nach dem Gebirgs-

stock hinführenden Bahnlinie, zwischen Nepal und Bhotan, wo unter freundlichem Himmel, soweit nicht Wälder das Land trägt, Reis, Hirse, Tee und Orangen gewonnen werden. Die buddhistischen Einwohner zwischen dem Kankai und dem Tistafluß sind meist Leptscha oder Rong, Mischlinge, die zu den Tibetanern hingehören. Trotz der auffallenden Lage der Landschaft, mitten in indischen Einflüssen, trotz aller unmittelbaren Nachbarschaft der reichentwickelten indischen Kunstpracht, hat der Schmuck der Mongolen von Sikkim mit dieser indischen Kunst so gut wie nichts zu tun, so dicht dabei sie sitzen: ihre Schmucksachen nähern sich viel mehr den Anschauungen der Völker Mittelasiens. Man nimmt vergoldete Bronze. Der Türkis dominiert ohne Rivalen, daneben ist, sonderbar hier hoch oben an den Abhängen des Hochgebirges, die Koralle beliebt. Der Kopfzierat der Weiber ist ein rotes Zeugstück, auf dem immer eine Koralle und ein Türkis abwechselnd aufgenäht sind. Türkise enthalten auch die langen, schweren, mehrgliedrigen Riesenohrgehänge, die zugleich um ihrer Last willen an einer Stirnschnur befestigt sind; mosaikartig liegen sie auch den Amulettkapseln auf, die an einer regellosen Schnur aus Perlen und Korallen auf der Brust getragen werden und Gebete enthalten; eine Betkette aus bunten Steinen reicht bis zum Gürtel. Gegliederte Silber-

ketten zieren den Hals noch daneben. Desgleichen erscheinen Türkise an Ohrringen und am Fingerreif der Männer. Die Armringe sind aus Bronze oder geschnitten aus Muscheln; es sind auch silberne, nicht geschlossene Ringe vorhanden, diese Spangen enden in Tigerköpfe, in chinesischer Art stilisiert. Haarnadeln aus Gold, Schmuckplättchen in Silber und mehrfarbig emailliert, vervollständigen den Schmuck der Leptscha. Eine an der Schulter befestigte Metallplatte trägt einige Toilettenutensilien als Hängeschmuck. — Was wir von den tiefer zurückwohnenden Völkerschaften wissen, das emaillierte Silberblech, Anhängeplättchen, Korallen- und Perlenfäden, das ist in seinen Verzierungen durchweg einfach und kindlich.

IV. Indien.

Indien — du Land der balsamischen Ebenen, der würzigen Haine und Perlenufer, wo Palmen, Lotosblumen und wildrankende Lianen in urwüchsiger Tropenpracht grüßen, durchduftet die süße Nacht von Wohlgerüchen, die seltsam geformte Blütenkelche an Baum und Strauch aushauchen — du Land der Träume von wunderbaren Reichtümern, von unermaßlichen Schätzen an Gold und Edelsteinen, hingeschauert in uralte Tempelstädte und in schier unein-

nehmbaren Felsenkastellen aufgehäuft, von schönen Menschen in prächtigen Gewändern und Kostbarkeiten aller Art — o tropische Wunderwelt, voll geheimnisvoller Reize, überwältigst, betäubst du durch die Fülle und Übermacht deiner Kraft und Schönheit — o Paradies! Hier am Gestade dichtgeschlossene Palmenwälder, an deren Fuß ohn' Unterlaß die mächtige Brandungswelle in weißem Schaum und Rauch sich bricht, dort Dschaipurs in Sonnenglut getauchte Straßen mit Tempeln und Kuppeln, Palästen und Säulenzinnen, Häusern und Freskomalereien — die bunte, schöne Hindubevölkerung ein unbeschreibliches Bild: die weiche zarte Haut vom hellsten rosigen Gold bis zum dunkeln Braun abgetönt, während das Haar braun bis blauschwarz über den Nacken fällt: herrliche, stolze Männer, wahre Apostelgestalten, mit den kostbarsten Gewändern angetan, mit edelsteingeschmückten Dolchen und Schwertern bewehrt; schlanke, zierliche Mädchenfiguren in bunten Röckchen, die knappen, gestickten Jacken verhüllen nur halb die Brust, Hals, Ohren, Arme, Füße sind mit Schmuck überdeckt; dazwischen nackte Fakire, den Leib mit Asche bestreut, das flatternde Haar brandrot gefärbt; dunkelhäutige sonnenverbrannte Lastträger, nur mit einem Lendentuche bekleidet — mit schwarzen Büffeln oder behenden Zebus bespannte

Landkarren, feurige Rosse rein arabischen Geblüts, berittene Elefanten, mit Purpurdecken behängt, Kopf und Rüssel bemalt und vergoldet, gravitätisch schreitet das beladene Kamel, in der blauen Luft Schwärme von Tauben und Papageien, von den Firsten der stolzen Tempeldächer blicken Falken und Adler herunter — — überall das geschmückte Bild eines vollen, reichen Lebens, einer wundervollen, großartigen Heiterkeit. Für einige Heller kannst du dir zwei goldene Armreifen erhandeln, wenns auch nur Katzengold ist, aber formschöner sind sie als die modernen europäischen Schmucksachen aus purem Gold, die Hufeisen und Hundeköpfe imitieren; für 36 Muscheln im Werte von einem Pfennig gibt man dir einen gläsernen Fingerring; da trägt eine Kulitochter der herrschenden Sitte gemäß ihren ganzen Schmuck als spätere Mitgift an sich herum, damit diese diebessicher sei, und bettelt trotz des Reichtums; dort die Fruchtverkäuferin, ein hübsches, junges Hinduweib, Haar und Ohr, Brust und Arme ganz bedeckt mit indischem Schmuck aus schwerem Golde, und geht, arm und kärglich lebend und für das Geschmeide darbend, so kleinem Gewinne nach. Wer will sich wundern, wenn in Ländern von schwankenden unsichern Verhältnissen die Leute alles in Schmuck stecken und ihr Vermögen stets sorgsam bei sich tragen, daß man es flüchten

kann. — Was die Sage allein über die alte Herrlichkeit und den Glanz von Dehli sagt, das zeugt davon, daß doch maßlose Pracht dort geherrscht hat. Die Straßen waren nach dem Mahabharata mit Gold gepflastert und wurden mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Basare waren voll der seltensten Dinge, und der Palast der Fürsten, der Pandawa oder Sonnenkinder, strahlte von Diamanten und andern Edelsteinen. Und als der große persische Eroberer, der Ghasnewide Mahmud, Sebuktegîns Sohn, auf seinen Beutezügen 1028 den reichen und berühmten Çiwatempel von Somnath, das nationale Heiligtum der Inder an der Küste von Gudscherat, plünderte und zerstörte und dessen goldene Tore mit sich nach Ghasni schleppte, da schlug er, so berichtet die Sage, dem vier Meter hohen Götzenbild höhnend mit der Kriegskeule den Bauch ein: „da quoll eine Elefantenlast von Diamanten, Rubinen und Perlen aus dem hohlen Innern vor die Füße des Siegers." Und nicht allein in der Erzählung der Vorzeit, sondern in echter Wirklichkeit hat sich die Schmuckliebe des Morgenlandes wohl kaum je so erfinderisch gezeigt wie in den Gebieten jener beiden indischen Halbinseln. Noch heute sind die Götterbilder mit Perlenschnüren und Edelsteingewändern behangen, deren Wert nach Millionen zu schätzen ist, und so werden sie

durch die Stadt getragen. Und was der Mensch seinem Idol anhängt, damit putzt er sich selbst. Ein so reicher und so vielseitiger Schmuck ist nicht wieder unter den Erdenkindern anzutreffen.

Die indischen Schmucksachen sind von enormem Kunstwert. Dieser breite, volle, schwerreiche und dann wieder so unglaublich zierliche und fädchenfeine Schmuck wird bei jedermann, der mit dem Orient in Berührung tritt, das allerlebhafteste Interesse wachrufen. Die Technik hat dort eine hohe Vollendung erreicht, die überaus geschickten Goldschmiede beherrschen alle Gebiete mit großer Vollkommenheit. Die Sorgfalt des orientalischen Arbeiters in der Ausführung auch des kleinsten Details, sein Gefühl für gefällige Formen und wirksame Farbenkontraste haben Bewundernswertes geleistet. Und was uns persönlich das Reizvollste ist: unbekümmert und nicht ängstlich um schablonenhaftes Ebenmaß, ob das alles gerade genau nach dem Schema sei, bildet der Schmuckarbeiter seine Sachen, unbefangen und arglos in seinen Erfindungen und ebenso treuherzig und offen und leichten Sinnes in seinen Unvollkommenheiten und Verstößen; und gleichwohl — welche ungezwungene Anmut dennoch überall: das ist keine Fabrikarbeit, sondern von erfahrener und geübter Menschenhand alles liebevoll geschaffen. Immerhin ist leider nur das,

was das eigentliche Volk trägt, urwüchsiger Art, während die sogenannten besseren Klassen sich in Verleugnung des Urnationalen lieber europäische Waren anhängen.

Die indische Kunst an und für sich, deren Alter bis in das graueste Altertum zurückreicht, begann sich etwa vom 6. Jahrhundert v. Chr. an reger zu entwickeln und blühte nun, fortgesetzt ihre Triebkräfte steigernd; bis dies eigenartige Wesen mit der Herrschaft der Mohammedaner endete, die um das Jahr 1000 n. Chr. in Indien eindrangen, die politische Unabhängigkeit vernichteten und auch die eigentümliche Kulturentwicklung störten, indem sie neue Elemente zur Geltung brachten. Zuerst hatte jene alte Zeit unter dem Einfluß Irans gestanden, mächtiger wurde dann die Einwirkung der griechischen Kunst durch den großen Weltstürmer Alexander. Ihr verdanken die Inder die schönsten Blüten ihrer Kunst, aber sie gestalteten die griechischen Vorbilder nach ihrer Stammesart und nach dem von der Natur ihres Landes gewährten Material derartig um, daß doch eine eigene Kunst allmählich erwuchs. Der Grundzug des indischen Volkscharakters ist große Weichheit der Empfindung, verbunden mit einer lebhaften Glut der Phantasie, aber diese fessellose Phantasie gestattet nur selten die zu einer harmonischen

Durchbildung notwendige Ruhe, sie häuft Formen auf Formen und ruft endlich den Eindruck einer chaotischen Verwirrung hervor. So konnte die Kunst der Inder denn niemals zu voller harmonischer Entfaltung gelangen. Das wiederholte Eindringen fremder mongolischer, hauptsächlich aber moslemischer Völker und das von diesen den Hindu während vieler Jahrhunderte auferlegte Zwangsjoch und die häufig zerrütteten inneren Verhältnisse taten dabei ebenfalls ihre Schuldigkeit; und die die Stabilität der geistigen Kultur so sehr begünstigende Landesreligion und das durch diese geheiligte Kastenwesen hemmten auch ihrerseits, wo sie sich wirklich einmal zeigen wollten, tiefere Regungen.

Der Schmuck der neueren Zeit kennzeichnet sich als ein Mischling zwischen dieser alten Art und den Ideen der tatarischen Eroberer. Seinen Höhepunkt hatte er von den Tagen an, da Timur Lenks Urenkel Baber nach der Schlacht bei Panipat 1526 das Reich des Großmoguls gründete, bis zu Akbar und Aurangseb hin, deren Herrschaft ganz Hindostan und den größten Teil vom Dekan umfaßte. Die Residenzen Dehli und Agra wurden das Dorado der Künste und jeglichen geistigen Lebens, und sprichwörtlich ist der Reichtum, den der glänzende und prächtige Hof entfaltete. Den sinneberauschenden Far-

benreiz der indischen Schmucksachen hat jene glückliche Zeit hervorgebracht. Seitdem ist ein Stillstand in der Ideenbildung eingetreten, und Stillstand bedeutet hier wie ja immer Rückgang. Ein Kleben an dem Überlieferten, ein Markten und Feilschen mit der Tradition überall. Auch das europäische Element hat nicht zum Vorteil gewirkt, und die indische Eigenart, wo sie noch vorhanden ist, wird nicht leicht fürderhin zu halten sein.

Die Vorliebe für die Edelerze ist nach den Zonen verschieden. Im Norden trifft man mehr das Silber und andere weiße Metalle an, der Süden liebt eher goldnachahmende Kompositionen. Da Gold selbst im Lande sehr selten ist, so steht sein Gebrauch nur den höheren Tausend offen; es wird in leichten, zarten Plättchen verwendet, wobei man den Schmucksachen von außen allerdings den Schein von Gediegenheit und Schwermassivem zu geben weiß. Für Steine hat der Inder eine maßlose Schwärmerei. Gern möchte er mit deren Größe renommieren, deshalb und auch aus Nachlässigkeit schleift er sie nur unvollkommen, unregelmäßig, und die Fassung wird nicht breit und umfänglich genommen. Diamanten werden im Lande gewonnen, angesehener ist noch von den Rubinen der sogenannte Taubenblutfarbene, wie ihn Barma liefert: an dem hängt des Inders ganze Liebe, er

ist der bevorzugteste Edelstein und tritt gern zusammen mit Perlen auf. Übrigens richtet sich auch der Geschmack an den Steinen nach der Gegend, jede liebt darin ihre Besonderheiten. Im Ohrring der Männer an der Koromandelküste bei Madras überwiegt grünes Gestein, weiter im Norden in Dschaipur im Herzen von Radschputana sieht man nach den einheimischen Granaten, der Türkis ist ein hervorstechendes Merkmal in den Landschaften am Fuße des Hochgebirgs, bei Schmuckgegenständen auf die Hand aber greift man meist zu Saphiren. Die Steine weiß man jedenfalls mit bestrickendem Reiz zu farbenprächtigen Reihen zu gruppieren; was für Steine man der Qualität nach dabei wählen soll, darüber denkt man nicht gar viel nach. Da greift er ruhig ohne Wahl Smaragde mit Schrammen, aber wallnußrund, fehlerhafte Granaten, unrein-wolkige Rubine, Spänchen und abgebrochene Fragmente von Diamanten, und mit Geist und prodigiöser Kraft fügt er sie zu leuchtender koloristischer Pracht zusammen. Allerhand solche Stücke wahllos kommen vor, die hier bei uns kein Mensch beachten würde; aber der Inder weiß ihnen doch ein rechtes Wesen im Zusammenhange zu geben. Imitationen sind recht häufig anzutreffen. Daneben nimmt man Perlen und Korallen. Elfenbein und Glas und eine Harzmasse,

vergoldet und bemalt, ist für Armringe in Gebrauch, auch gedenke ich der aus Muscheln geschnittenen Armreifen von Bengalen, bei denen die einfache weißschimmernde Oberfläche getrost ohne jegliche Verschönerung bleibt. Auch Tigerzähne u. dgl. werden zu Schmucksachen aufgearbeitet. Zu alledem tritt die Vorliebe für Email. Berühmt ist von alters bis auf unsere Tage das Dschaipuremail: wenn auch vom Standpunkte des Kunstverständigen die Schönheit der alten Arbeiten von den Neueren doch nicht ganz erreicht wird. Schwerfälliger und pedantischer sind hier die Formen: stilisierte Blumen mit wenn auch schöngeschwungenen Linien und geometrische Figuren, dazwischen winzige Tierfiguren. Es ist eine Art von Grubenschmelz, wie es sonst im Osten nicht gebräuchlich ist. Die Verzierungen werden mit Sticheln von Stahl eingegraben, der Grund wird dabei gerippt, damit die Farben fester haften und die durchsichtigen feuriger wirken. Man bringt den Schmelzstoff auf Gold, Silber und Kupfer an. Die Reinheit, das Zusammenwirken und die Brillanz der Farben versteht man irgend anderswo in Ost und West nur selten zu erreichen, ein so tiefes feuriges Rot steht ohnegleichen da. Auf Gold wendet man alle Arten von Farben an, auf Silber nur schwarz, grün, blau, dunkelgelb, orange, rosenroth und ein

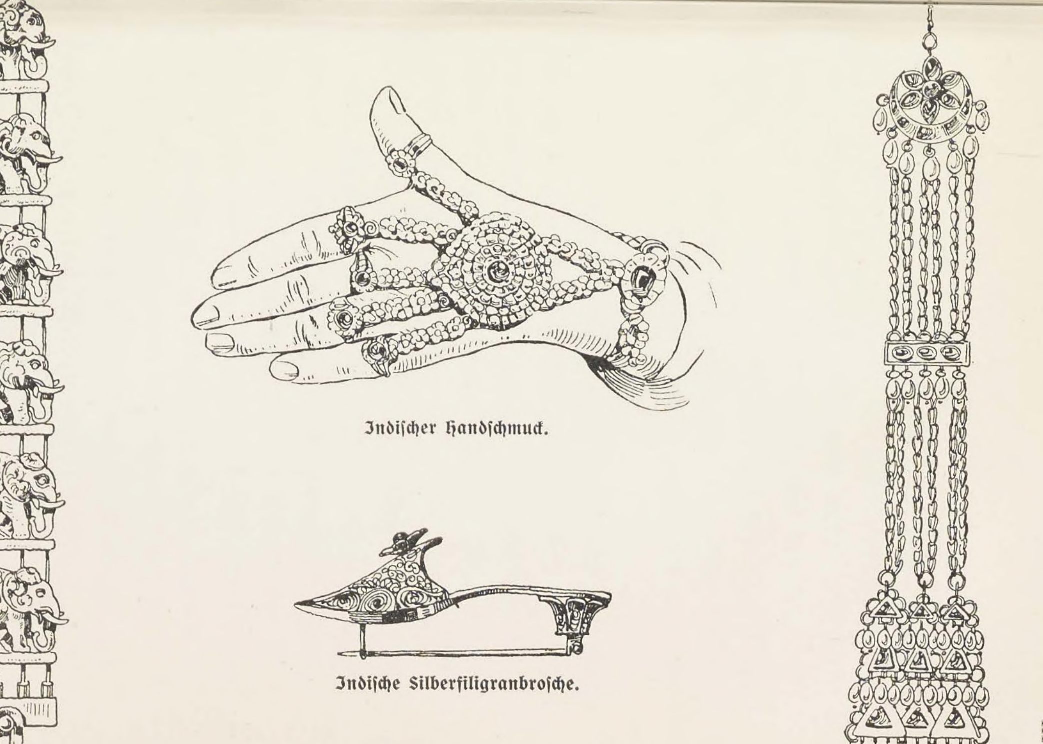
eigenartiges lachsrot, bei Kupfer nur weiß, schwarz und rosenfarbe. Das reine Rubinrot ist am flüchtigsten, und nur mit langwierigen Versuchen gelingt es dies in voller Schönheit herauszubringen: seinen brillanten, schimmernden Lüster treffen wir nur auf echten Dschaipurarbeiten. Die Vorderseite ist dann mit Steinen reich belegt, hinten aber sind die entzückendsten und sorgfältigsten Emailarbeiten: so kann man eigentlich beide Seiten je nach Wunsch nach außen tragen. Aber auch die Seiten und vorn die Räume zwischen den Steinen sind mit Email ausgefüllt. Ein anderes Verfahren, die Herstellung des nach der gleichnamigen Stadt benannten Pertabgaremails, beschreibt Rücklin folgendermaßen: flache Platten oder Medaillons werden in grüner Email- oder Glasmasse ausgeführt, da hinein werden Figuren oder Ornamente in Gold eingelegt, weiße Folie mit Silberdeckung dient dazu, dem Email den auszeichnenden Lüster zu geben: diese so ausgeführten Plättchen werden nun zu Schmuck montiert. Ähnliche Arbeiten in blauem Email bringt Rutlam in Centralindien auf den Markt. Von blendender Pracht sind ferner die Stücke, bei denen man Jadestein und einen graugrünen Nephrit oder Kristall nimmt, selbst farbiges Glas wählt man als Unterlage, die Verzierungen werden vertieft eingeritzt und diese Grüb-

chen mit goldenen Drähten und Plättchen gefüllt, auf denen wiederum Ornamente ausgeführt oder Steine eingesetzt werden — eine das Auge bezaubernde Einlegearbeit.

Es ist leicht zu verstehn, daß die einzelnen Landesteile ihre besonderen Industriezweige haben, die sie mit Verständnis pflegen. Die feinsten altertümlichen Gegenstände erzeugen Ahmadabad und Surat an der Westküste am Golfe von Cambay, man nimmt ganz dünn geschlagenes Gold zu den Schmucksachen; während für die modernen Freunde der europäischen Kultur mehr Tritschinopolis sorgt, im unteren Zipfel der Halbinsel. In Goldsachen versucht man sich auch in den südlichen Teilen Indiens bei Wisagapatam und in Maisur zwischen Mangalor und Madras; Pischawar dagegen hoch im Norden am unteren Ende des Kabultals im alten Reich der Sikh versendet reiches, das Auge erfreuendes Silberwerk. In Silberfiligran entwickeln eine emsige Gewandtheit die Leute von Katak im Bezirk Orissa im Osten. Dschaipur ist für Email bekannt, Ceylon für saubere Körnchenarbeiten, gefaßte und emaillierte Waren fertigen Kaschmir, Pendschab, Radschputana und Centralindien bis nach Bengalen hinüber an. Dehli, die alte Kaiserstadt, hat kleine Zierbildchen in Aufnahme gebracht, die dem Schmuck eingesetzt werden, und

des Pinsels entratend, versteht man statt seiner mit der Feder zu arbeiten.

Es gibt im Lande eigene, von den Fürsten gegründete Kunstateliers, die besten Goldschmiede werden hier herangezogen und der vornehmste Schmuck geschaffen. Sonst ist es üblich, daß sich das Handwerk des Goldschmieds in der Familie vererbt. Wenn der Tourist die Basare durchwandert, so begegnet er den Buden, wo Vater, Sohn und Gesellen frei am Boden vor dem Holzkohlenfeuer eines primitiven Gebläseofens hocken, ihre Emailfarben schmelzen und ihr Filigran messen, und während er sie eben beobachtet, haben sie mit Hämmern, Zangen und anderem Gerät von einer unserm verwöhnten Auge unbeschreiblich einfachen Beschaffenheit die Schmuckstücke angefertigt, und die Frau paßt sie den Kundinnen an und verhandelt die kostbare Ware. Solche Volksindustrie hat durchaus ihre Vorteile für sich. Der Handwerker, der von Jugend auf in des Vaters Geschäft gleichsam hineinwächst, bekommt für seinen Beruf gleich eine gutfundamentierte Basis mit, eine schon von den Ahnen erprobte und überkommene Technik und gleichzeitig einen gewissen Formenschatz. Auch macht der manuellen Fertigkeit dort keine Fabrik Konkurrenz: beschaulich kann der Mann jedes Stück als individuelle Leistung anfertigen. Und Mode gibt

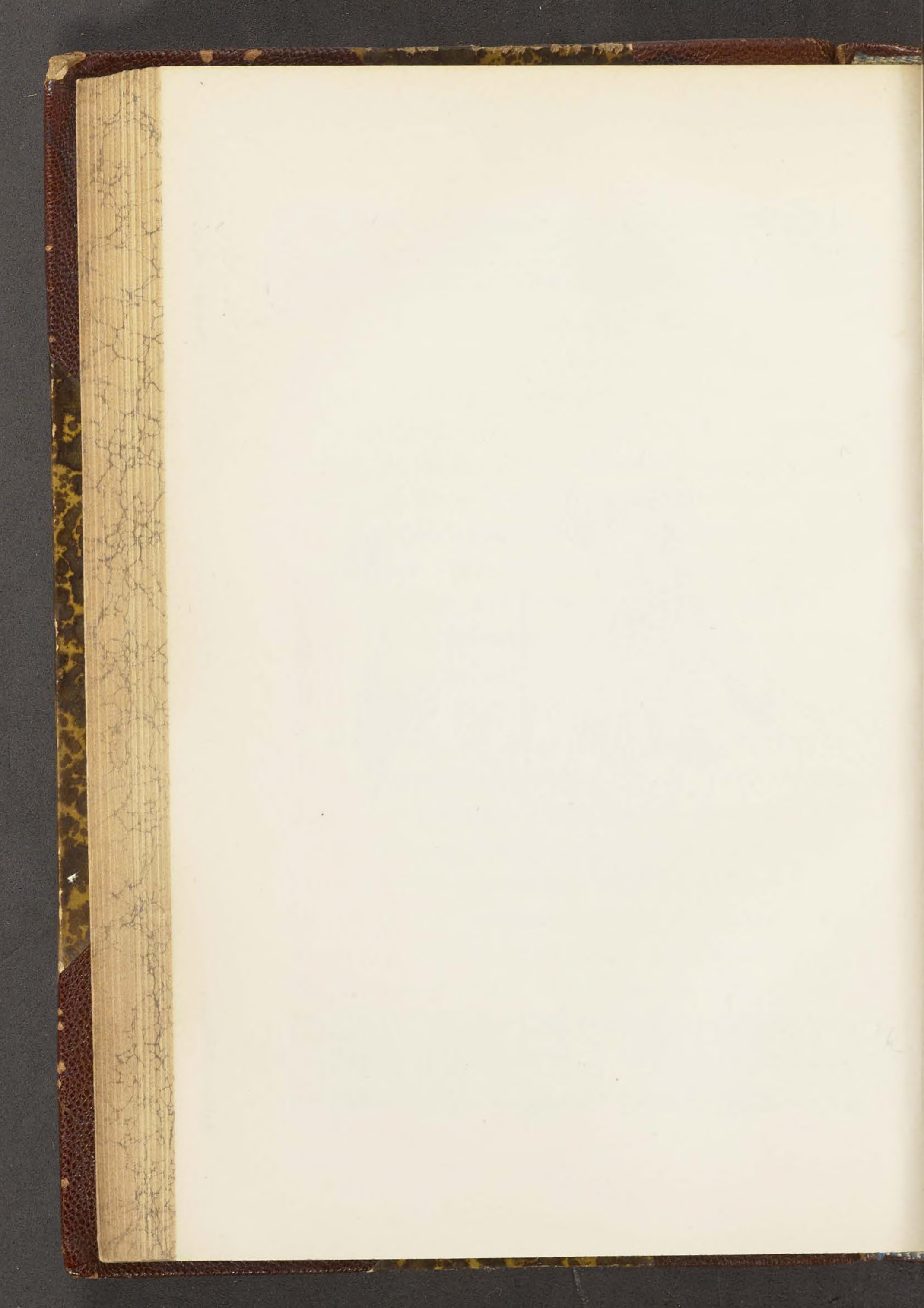


Indisches Armband.

Indischer Handschmuck.

Indische Silberfiligranbrosche.

Indischer Ohrschmuck.



es auch nicht viel im Morgenland, alles beruht auf generationenlangen Traditionen, sie wechselt nicht so oft wie bei uns, wo irgend ein Stück, das man als das allermodernste erstanden hat, wenn man den Laden verläßt, bereits veraltet ist: mit den alten erlernten Formen kommt der Orientale aus, er braucht nicht stets Neues dazu-, nicht das Alte umzulernen: vor unsern Goldschmieden hat er entschieden manches voraus.

Etwas Charakteristisches ist in Indien das Zusammenfassen einzelner verschiedene Stellen bedeckender Zierate durch Perlenschnüre oder Kettchen von Golddraht zu einem Schmuckganzen. Vom Haarscheitel vorn her hängt über die Stirn ein Schmuckwerk herein, und guirlandenartig fallen ebenso von seinem Ansatzpunkte breite Ketten, auf die wieder ihrerseits weitere Zierate mit Anhängern aufgesetzt sind, über die Schläfen weg nach den Ohren hin; von den Schläfen aber liegen seitlich am Kopfe Schmuckbänder, die Jhalas herab; desgleichen geht von vorn ein breiter Schmuckstreifen aus Metallplatten den Scheitel entlang nach hinten bis zur obersten Kopfspitze; dort sitzt eine runde mit Steinen verzierte oder gravierte Metallscheibe; und ein prächtig gearbeitetes schuppenförmiges Gehänge aus Metall läuft den herabhangenden Zopf entlang, dessen Ende mit Bommeln und

Quasten geschmückt ist. Dazu ist man noch anderen ins Haar gesteckten Stücken zugetan. Auch der Ohrring wiederum wird mit dem Stirnschmuck und den Haaren durch Goldfäden verbunden. Beim Handschmuck ist es ähnlich: ein goldenes Kettenband umschließt das Handgelenk; von ihm laufen Bindeglieder zu einer reichgehaltenen Schmuckplatte, die der Mitte des Handrückens aufliegt; und fünf Kettchen verbinden diese wieder mit ebensoviel Juwelenringen, die je an den Fingern der Hand stecken. Der ganze Ring ist zumeist durch und durch verziert. Sonderbar treten uns Siegelringe entgegen: ein schwerer, runder und hoher, kissenartiger Aufsatz, der den Stein hält. Unter diesem Fingerschmuck ist ein Frauenring, am Zeigefinger getragen, ganz Indien gemein: er hat einen runden, schalenförmigen Aufsatz, und diesem ist ein kleiner Spiegel eingelassen.

Im übrigen ein Durcheinander von Nationen und Gottesverehrungen, von Sprachen, Waffen und Sitten und Trachten — Im Süden des Landes ist die Bekleidung recht einfach und gering, und ein großer Teil des Körpers bleibt bloß: unbegrenzte Schmucklust kann sich da ungehindert entfalten: für Ohren und Nase, für den Hals, für Ober- und Unterarm und die Finger, aber nicht minder für den Unterschenkel, die Fußgelenke und die Zehen gibt es viel-

seitige Zierstücke. Die Halsketten aller Art aus bunten Perlen, Gold und Muscheln, wirr um den Hals geschlungen, wallen eine immer tiefer hinab als die andere. Eine Fülle von Perlen überall. Auch Betketten aus gereiften Früchten schmücken Hals, Brust und Handgelenk. Man denke sich dazu die Goldborten an Rock und Brusttuch und Goldstoff am Schleier. Im Völkermuseum in Berlin ist in der indischen Abteilung eine Tänzerin in vollem Schmucke dargestellt.

Am meisten fällt mit der überladene Ohrschmuck auf. Von der zartesten Kindheit an wird dem kleinen Mädchen das Ohrläppchen durchbohrt und mit schweren Bleiringen die Öffnung immer länger gezogen und ausgedehnt, das junge aufblühende Dämchen beginnt sich dann schon mit Ringen aus Golddraht und bommelartigen oder glockenförmigen Anhängern daran zu schmücken. Ebenso wird die Scheibe für solche Anhänger verwendet, mit Traubenmotiven daran, oder Kügelchen, daneben liebt man Perltropfen. Aber nicht allein das — auch in der oberen Krempe der Ohrmuschel wird ein steifstehendes Schmuckstück angebracht. Dazu kommen Zieraten für die Nase, sowohl in die Nasenscheidewand zu stecken als auch in die Nasenflügel: man steckt primitive Pflöckchen hindurch, einen hellen Stein oder metallenes Sterngeflecht, oder

man trägt größere Drahtringe mit Perlen und Steinen — im Norden des Landes so sehr groß, daß sie bis unter das Kinn fallen, und ihrer Schwere wegen zuweilen im Haar vorn und hinterm Ohre besonders befestigt gehalten werden — oder aber eine Perle oder irgend eine andere Art von Hänger wird in der Nase angebracht. Man kann die verschiedensten Schmuckmethoden bei ein und demselben Mädchen angewendet finden. Die Mohammedanerinnen sehen von dem Nasenschmuck allerdings gänzlich ab.

Nach Norden hin, wo die winterliche Kühle zuweilen recht empfindlich werden kann, trägt man eine mehr verhüllende Kleidung. Aber der Schmuck wird, je weiter man nach Norden geht, in dem Gebiet am Ganges, im Pendschab und den Radschputanastaaten entschieden noch reicher. Die ganze Ohrleiste entlang liebt das Mädchen kleine Ringe, oft über ein Dutzend nebeneinander, das Ohrläppchen allein, das man allerdings nicht ausweitet, trägt drei bis fünf umfangreichere Ringe mit Steinen.

Auffallend für uns werden die Zehen der Füße mit Ringen geziert, diese Zehenringe sind so verschieden an Gestalt und Material und Wert wie nur irgend denkbar. Man sieht im Völkermuseum in Berlin auch einen Frauenfuß, bei dem über den einen Zeh eine scharfkantige Scheibe gezogen ist, die tief ins Fleisch der

Zehen nebenan einschneidet: wir empfinden beim Anblick den qualvollen Schmerz, den doch solch ein unnatürliches Schmuckding dem armen eiteln Wesen bereiten muß. Es gibt Mädchen, die an allen fünf Zehen Ringe haben, die durch lauter Kettenwerk mit der Spange um das Fußgelenk herum zusammenhangen, wie das ähnlich beim Handschmuck der Fall ist; bei Lahore im Pendschab hat man selbst emaillierten Zehenschmuck. Die Reifen an den Fußgelenken sind mitunter hohl und mit Steinchen gefüllt oder ein dichtes Schellenbündel hängt daran ringsherum, so daß sie beim Gehn durch Klingen und Klappen fortwährend auf die Schöne aufmerksam machen. Daß solche Beinringe sehr schwer und unbequem und eine wahre Last sind, läßt sich denken.

Zu Halsketten werden vielfach einzelne flache Plättchen verwendet, dem Emailleur eine günstige Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst, und diese werden durch goldne Bänder oder Kettchen verbunden. Das India Museum in London bewahrt ein Halsband, bei dem auf ein dreifaches Kettenwerk eine Zahl Scheiben aufgereiht ist, auf denen Götterfiguren (Buddhabildchen) prunken, ebenso wie auf den kleineren Anhängerplatten. Andere lieben schwere dicke Halsbänder aus Silberfiligran. Daneben die Diamanthalsbänder, oder solche aus Gold und Juwelen.

Geschlossen werden diese Schmucksachen durch eingeschobene Stifte oder durch Schräubchen.

Bei den dem Islam zuneigenden Frauen erblickt man ein rechteckiges Zierstück aus Silber vorn oben auf der Brust, und eine große Zahl Ketten von Silber, Steinen und Perlen wallen um den Hals und halten es.

Armbänder beginnt man um den nackten Oberarm dicht unterm Schultergelenk zu legen, und oft vollständig mit Reifen bedeckt ist die Rundung des nackten Arms bis zum Unterarm hin. Da sieht man alles Mögliche: Drahtreihen, denen in gewissen kurzen Abständen Elefantenstücke aufgesetzt sind; oder schwere kompakte Stücke, hochgewölbt der Umfang, Ringe mit Schraubenverschluß, andere wieder nicht geschlossen, aber massiv, durchweg verziert, in Flügeltiere mit Krummhörnern und langen Ohren ausgehend, oder Schuppenfische halten eine Frucht in weitgeöffnetem Rachen; anderswo trägt der Armring einen Aufsatz, an dem z. B. zwei Täfelchen mit Fabelvögeln sind, in der Mitte dazwischen ein schirmartiges Gerüst, mit Juwelen besteckt; noch ein anderer Armreifen wird von einem geflochtenen Drachen gebildet, der in einen Kogel ausgehend dargestellt ist. Die Armreifen von ovalem Querschnitt werden innen und außen mit gleicher Sorgfalt emailliert. Daß auch der Kostüm-

schmuck dieselbe reichdekorative Tendenz hat, wird von selbst klar sein. Ich denke an die Fibeln und Broschen. Dabei kommen allerliebste ganz niedliche Motive vor, so z. B. eine Brosche aus Silberfiligran, auf der ein zierliches hochhackiges Pantöffelchen steht, und dergleichen.

Und von alledem besitzen auch die ärmlichsten Familien kaum glaubliche Massen von Schmuck. Ohrringe, Halsbänder, Brustschmuck, Fuß- und Armspangen tragen übrigens auch die Männer.

Einige, so die Singhalesen auf Ceylon (neben den Drawida eigentlich das einzige wichtige Kulturvolk des südlichen Indiens, die vom Festlande stammend, jetzt ihren Hauptsitz auf der Insel wissen), haben sogar auch einen zierlichen Kamm in den Haaren stecken, der die Frisur zurückhält; wie denn in der ganzen Tracht der Männer dort, so in dem weichen lang herabwallenden Haar, dem über die Beinkleider geschlungenen bis auf die Füße reichenden Faltentuch bei ihnen etwas durchaus Weibisches hervortritt. In den mehr dem Eindringen abendländischer Kultur verschlossenen Gegenden kann man diese sonderbaren Trachten studieren, auch die der Frauen. Wenn in Kandy ein Fest gefeiert wird, wenn dann das Volk zusammenströmt, sollte man meinen, das Paradies habe sich aufgeschlossen und eine Schar ewig jugend-

licher Huris auf die Erde gesandt: nur Glanz von Schönheit umweht uns ringsum: Singhalesinnen mit einer weißen Bluse, tief ausgeschnitten, mit blendendweißem zierlichem Spitzenbesatz, darunter den farbigen Sarong, die Tamilinnen mit gewebten Tüchern in wehenden Falten. Schön alles auf den ersten Blick, wegen der malerischen Tracht, schön auch die Körperreize, von denen das indische Idealbild ist: „ihr Haar muß reich sein wie des Pfauen Schweif, Regenbogenbrauen müssen die schwärmerischen Augen beschatten, die dem blauen Saphir und den Blumenblättern der Manilapflanze gleichen, die Nase muß sein wie der Schnabel des Habichts, die Lippen korallenrot, klein und dicht wie Jasminperlen die Zähne, der Hals groß und rund, der Brustkorb weit und die Brüste fest und wie die Kokosnuß gerundet, der ganze Körper weich und zart“.

Die Tamilen darunter zumal sind ein schönes Geschlecht: schlanke Männer, kräftig von Statur, lebhaft in Rede und Gestikulationen, mit strengem Ausdruck des Gesichts. Malerisch verschlungen um den Körper tragen sie zwei dünne weiche Baumwollstücke, die die Haut durchschimmern lassen. Frauen und Mädchen sind meist recht hübsch, stolze Erscheinungen, straffer Gliederbau, der Gesichtstypus der alten Römerinnen. Die Schönheit des

weiblichen Wuchses wird durch das malerische Faltengewand und die edle Haltung erhöht. Ohren- und Nasenflügel sind geschmückt mit großen glänzenden Metallringen, und Haar, Füße und Arme mit dickem schwerem Schmuck aus Glas, Bronze und Silber beladen, geradezu überladen. Schmuck aller Art gehäuft nebeneinander: am Fußgelenk neben dickem Silberreif ein geflochtenes Band und noch ein Kettenband mit Bommeln daran.

Abgesondert von den Tamilen aber halten sich die Singhalesen Ceylons und leben getrennt von ihnen, weil sie diese späteren Eindringlinge als niedriger stehend ansehen, ihnen haben sie nach dem Süden und der Mitte auch der Insel weichen und ihre alten Königssitze im Norden aufgeben müssen. Unter den Singhalesen gibt es Eleganz der Gestalt, zarten Gliederbau, Weichheit und Adel der Bewegung; ungewöhnliche Körperfülle ist den Frauen eigen, während die jungen Leute durch jungfräuliche Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Körpers auffallen. Sanfte und doch lebhafte, süße große Mädchenaugen blicken uns offen an, Treuherzigkeit spielt auch um die Mundwinkel, das reiche schwarze wellige Haar wird gut gepflegt. Ein schönes Oval des männlichen Gesichts, mehr gerundet das weibliche. Der Körper der Männer ist stark behaart. Sie kennen Mut, Ritter-

lichkeit und Feinfühligkeit, daß so mancher sog. Adelsmensch unter den Europäern sich an ihnen ein Beispiel nehmen könnte. Und ein Haufe von Schmuck bei diesen Leuten! Anderthalb Dutzend großer und kleiner zierlicher und wulstiger Ketten und Anhänger bis auf die Magengegend hinunter.

Nur zu bald verblüht leider das Mädchen, längst veraltet sind oft die Frauen. Nach dem spärlich von Europäern betretenen Innern zu gehn übrigens Männer und Frauen gleichermaßen weniger bekleidet und von dem weißen Leibschurz abgesehen fast bis aufs äußerste entblößt, Männer, Weiber und Kinder gehn fast nackt zwischen den von Kokospalmen beschatteten elenden niedrigen Lehmhütten umher. Für Schmuck allerdings wird mit dem Aufwande nicht gespart. Die Kinder bis zum sechsten Jahre laufen ganz nackt, nur ein Amulett an einem Faden um den Leib, aber silberne Arm- und Beinringe tragen bei reichen Eltern auch sie schon auf der braunen Haut. Daß man dabei auch überall die Fingernägel aus Schmucklust gern rot färbt, ist eine Geschmackssache — de gustibus u. s. w.

Diese ganze Kunst prahlt, während uns doch vornehmes Maßhalten das Zeichen echter Kunst ist: dem Orientalen geht dieser Gedanke ab.

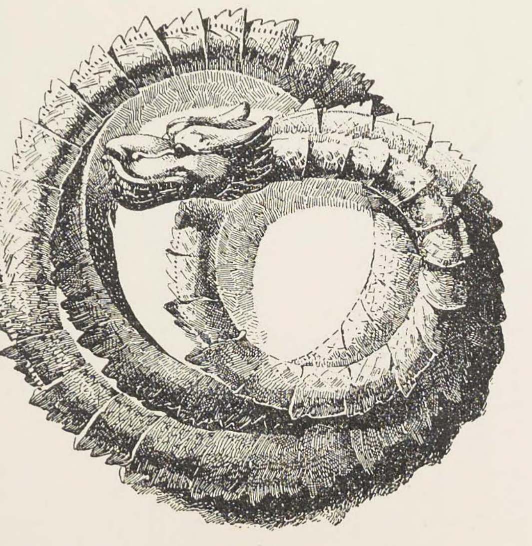
V. China.

Von Indien bitte ich den Leser mich auf der Wanderung nach China und Japan zu begleiten. Was wir dort finden, ist wunderbares Email, das dem Schmuck ein unendlich prächtiges Aussehen gibt, und eine ans staunenswerte grenzende Kunst der Ziselierung. Um Steine dagegen bemüht man sich gar nicht, dafür hat man kein Verständnis; höchstens sind es Perlen, die man verwendet: so entzückt uns z. B. ein hübsches Perlenmosaik in Maschen von gekörntem Filigran gefaßt.

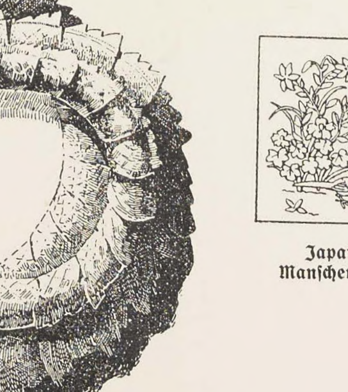
Was zuerst China anbelangt, so versteht man sich dort auf ein eindrucksvolles Zusammenstellen der Farben. Eine von keinem Volke der Erde auch nur annähernd erreichte Farbenpracht! Dabei ist eines seltsamen Dekorationsmittels zu gedenken, einer Art von Einlegearbeit, bei der Federn verwendet werden. Die Wände der Inkrustation sind von Goldfiligran. Man wählt die leuchtend blauen Federn farbenprächtiger exotischer Vögel, sie werden in gewissen Formen zurechtgeschnitten und den von den Filigranwandungen gebildeten Kammern eingefügt. Die schimmernde Pracht dieses Schmuckes macht einen fesselnden Eindruck. Man legt auch vielfarbige Streifen unter Glas von glatter Fläche oder gewölbter Rundung. Die

Muster, denen man hold ist, sind dem Metall eingeprägte Bänder à la grecque, ferner tritt überall der wilde schlangenleibige Drache auf; das sind echt chinesische Ornamente. Die Ornamentik ist mit die Hauptkraft der Chinesen und ihrer Zöglinge. Mode sind diademartige Putzstücke aus Goldblech, auf der Stirnseite mit Metall besetzt in Form von krausen Blättern, dem Vogelfederschmuck aufgelegt ist: dies wird dann noch mit Perlenreihen, wollenen Troddeln und farbigem Glas verputzt. Daneben ist für den Kopf eine das gesamte Haupt bedeckende Goldhaube in Gebrauch, mit Seide, Perlen und Federputz behängt, das Ganze in der Form eines Vogels, dessen Flügel den Schläfen aufliegen, während sich sein Hals auf die Stirn herniedersenkt, der Schwanz aber am Hinterkopf wie ein Federstrauß in die Höhe steht. Auch originelle Haarstecker aus Gold und Zellenemail, zum Tollen der Frisur, sind in Mode, daran sitzen zumeist sonderbare Gestalten, Drachen, Fische, Frösche, Fliege, Libellen, Krustentiere, Schnecken mit hochstehenden Fühleraugen, Schwertknäufe und anderes; auch Ketten und Knöpfchen aus Silberfiligran, durchbrochene Kugeln von solcher peinlich feinsten Arbeit, daß man staunend vor diesem unendlichen Kunstfleiß, vor der Geschicklichkeit gepaart mit Ausdauer, stehn bleibt; oder es sind Verschlingungen





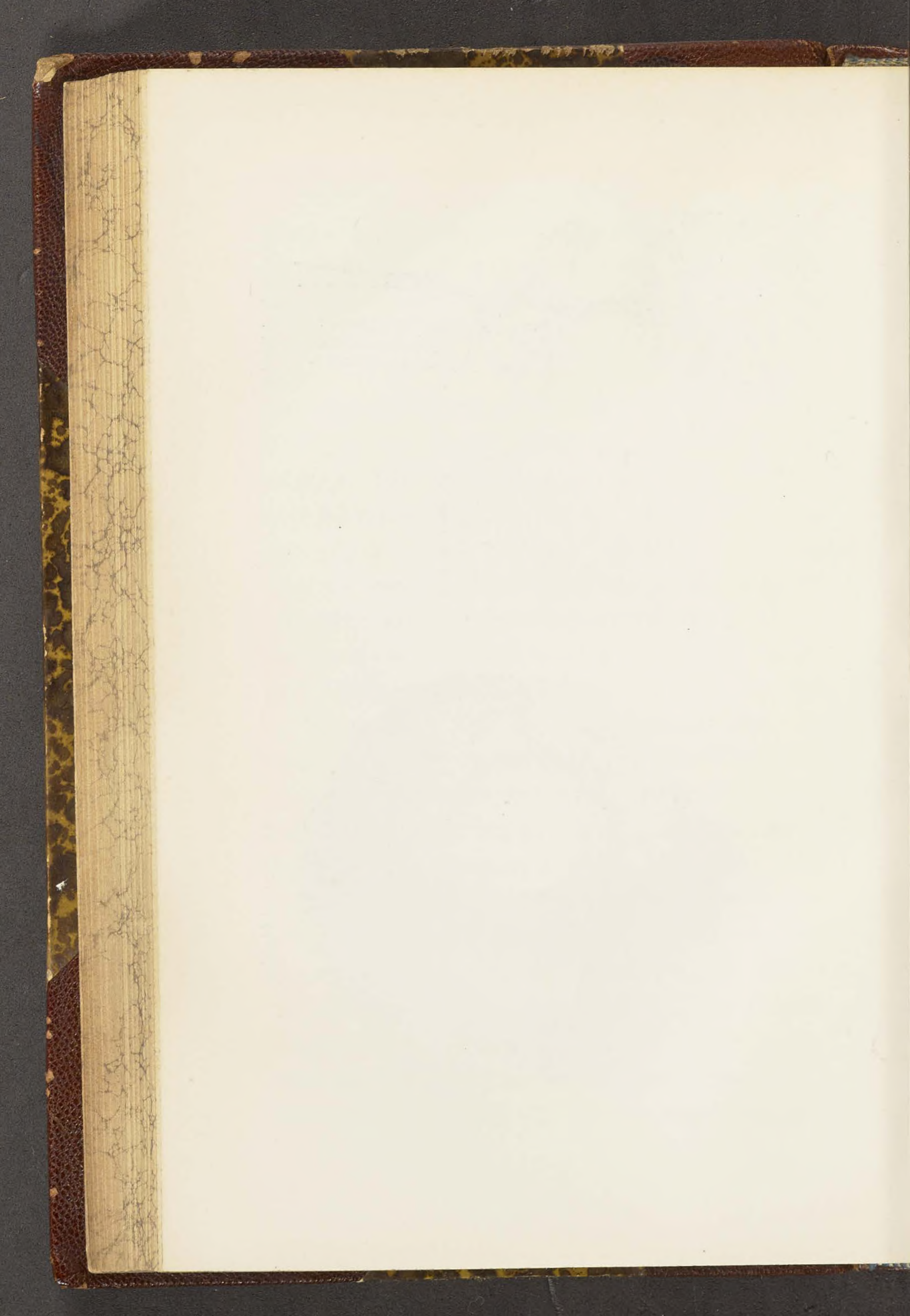
Chinesisches Armband.



Japanischer Manschettenknopf.



Japanische Haarnadel.



von allerlei gebrochenen Linien da: das alles sitzt an schwanken gewundenen Drähten oder sonstwie elastischen Gestellen, so daß es bei jedem Schritt in zitternde Bewegung geraten und auf- und niederwippen muß. Halsgeschmeide aus aufgezogenen Stücken Achat und Bergkristall, Armbänder aus Silberfiligran, mit interessanten Gestalten, Tierköpfen und dgl., dazu Broschen, Blumenhalter, Gewandnadeln mit Darstellungen von borstigen Drachen mit klobigen Leibern — neben alledem auch Schmuck für solche, die nicht gerade viel ausgeben können, hergestellt aus Messing, Wolle, Papier, Federn und farbigen Glasprötzeln -- und doch prächtig auch das Minderwertigste aufgestutzt, mit Geschick und großem Geschmack — die chinesischen Schmuckhandwerker bieten nichts Unübles dar, sie wissen zu fesseln und in jeder Art zu bezaubern, wie die Kunst im Lande der Mitte überhaupt.

VI. Japan.

Viel weiter als in China ist von jeher die künstlerische und doch lebenswahre Darstellung der Natur in dem Reiche des Mikado entwickelt. Eine uralte originelle Kultur tritt hier überall hervor: sei es selbst das künstlerisch gezogene Gartenbäumchen des einfachen Mannes oder das taktvolle Benehmen des

schlichtesten Teehausmädchens, überall offenbart sich das sorgsam gepflegte nationale Geistesleben. Die ganze Geistesrichtung ist verschieden vom Abendland.

Wir finden bei dem Japaner intime liebevolle Kenntnis der Formen der Natur, in der er lebt; für jede Äußerung, auch die geringste, im Leben der Natur, für alle Naturerscheinungen hat er ein scharfes Auge, wenn er auch deren organischen Zusammenhang nicht begreift. Eine naive Bewunderung für jedes noch so primitive Kunstprodukt ist ihm eigen. Japan das „Land der Blumen". Mit welcher Begeisterung genießt das Volk das Blühen des Kirschbaumes. Welche festliche Stimmung: scharenweis ziehen sie aufs Land unter die blütenbedeckten Bäume und bewundern unentwegt die rosig-weiße schimmernde Pracht. Ein abgebrochener Zweig geht von Hand zu Hand und wird als ein kleines Kunstwerk von allen Seiten betrachtet und besprochen. Dann in allen Häusern, in bunten Tongefäßen, in einfachem hohlen Bambusrohr steckt die Kirsche; aber nicht wie bei uns Wagenradsträuße zusammengewunden, nein — ein, zwei Zweige, ein paar Grashalme, ein dürrer Pinienast dabei, um die Farbenpracht durch ihren Gegensatz zu erhöhen. Volle Naturbeobachtung, Naturliebe, Naturfreude spricht aus der Dschonkina, dem Nationaltanz, von den Tänzerinnen

selbst zum Klange der Samisen, der japanischen Guitarren, mit Gesang begleitet. Eine Art Rätselspiel, während dessen die tanzenden Mädchen mit zierlichen Bewegungen sich völlig entkleiden, den schwerseidenen Obi und den goldprangenden Kimono mit unnachahmlicher Grazie abstreifen und endlich nur in dem roten dünnen Untergewand dastehn — bis auch dies niedersinkt und sie in hüllenloser Nacktheit dahinschweben: die weißen Glieder der geschmeidigen Mädchenleiber über den in malerischen Falten schimmernden farbenreichen seidenen Gewändern, die ein schillerndes Meer vor den Füßen der Tänzerinnen am Boden sich ausbreiten. Eine großartig feierliche Freude an der Natur: unbefangen die jungen Mädchen des Hauses und ihre Gespielinnen, die dies Festspiel den Gästen des Hauses darbringen; und diese ohne sinnliche lüstern zudringliche Gedanken, beim Sake, dem Reiswein, und süßen Früchten lediglich die Schönheit des Körpers, der reizvollen Bewegungen studierend, prüfend, beurteilend. Nicht Sinnlichkeit, wohl aber warme Sinneslust. Das Paradies der harmlosen kindlichen Unschuld.

Naturkinder sind es. Umsäumt von schaumgekränzten grünenden Gestaden, von malerischem Hochgebirg durchzogen und tausendfach von Fluß und Bach berieselt: fruchtbringende, von Bambusen und Nadelholz umrahmte Auen, von milder Sonne immer-

hold bestrahlt und durch die Gunst des Inselklimas reich gesegnet — in Nikkos heilgen Tempelhainen himmlische Ruhe: Nadelhölzer von ehrwürdigem Alter dort auf den Hügeln, die leise flüsternden Kronen der mächtigen grünenden Waldsäulen, vor Jahrhunderten gepflanzt, beschatten reichgeschmückte Tempelhäuser von ungeahnter Schönheitspracht: Nikko der Sonne Glanz, die Perle Japans, die zu feierlicher ergreifender Andacht zwingt — — das Land übt auf das Wesen der Bewohner allen Einfluß aus und prägt sein sonnigheitres Wesen ihnen auf: die Menschen unverdrossen in der Arbeit und verläßlich, ein artiges Geschlecht, mit einer Sprache voll Höflichkeit und Selbsthingabe, wie sind sie sonniger Lebensfreude doch so ergeben. Eine leichte Lebensauffassung allenthalben. In den öffentlichen Badhäusern, da kann man Mann und Weib, Mädchen und Jüngling unbekleidet plaudernd und scherzend nebeneinander hocken sehen, ohne Verlegenheit brühen sie sich ab.

Wer will sich da wundern — mag die Unkenntnis der Perspektive, der Anatomie, der richtigen Verteilung von Licht und Schatten bei dem japanischen Künstler noch so zu tadeln sein — daß die Naturtreue in der Darstellung lebender Wesen, von Menschen, Tieren und Pflanzen frappant, daß besonders die Wahrheit in der Wieder-

gabe der Bewegungen so aufrichtig wahr ist, wie uns selbst diese Kenntnis erst sorgfältigste Nachprüfungen endlich geoffenbart haben. Der Flug des Vogels, wie wahr ist er beobachtet, während uns erst die Momentphotographie dahin brachte, hier klar zu blicken. Und ein warmes Leben pulsiert in den japanischen Kunstsachen. So wie tausendfach schaffend Natur nie dasselbe hervorbringt und sich peinlich genau wiederholte, so hier der Künstler: jede einzelne Figur lebt ein besonderes individuelles Leben. Durch dies Element wird uns die japanische Kunst daher immer etwas fremdartig bleiben: wir leben zu wenig in der Natur, daß wir mit solcher Hingebung und Wahrheit uns ihren äußeren Formen bis zur Wiedergabe kleinlichster Nebensächlichkeiten wirklich widmen könnten. Immerhin tritt aber bei dem Japaner wieder doch auch bloß eben ein gewisses kühl schablonenhaftes Nachbilden der in allem so scharfsinnig klar und liebevoll beobachteten Natur vor Augen, wie ja auch die japanische Sprache der direkte Ausdruck einer richtigen, aber doch eigentlich nüchtern mechanischen Weltanschauung ist.

In der Tat fehlt der japanischen Kunst ja manches: keine gefällige Komposition von Gruppenbildern ist da, die Hand des Japaners gibt kleinen Dingen Vollkommenheit, das Großartige und Ge-

waltige dagegen entspricht nicht seiner Geistesrichtung. Dazu die groben Verstöße gegen die Linienperspektive, die wir uns durch die Gewohnheit erklären müssen, die Bilder in hockender Stellung auf dem Boden zu malen und alle Objekte wie aus der Vogelschau einzutragen. Auch die Abstufung der Farben, namentlich bei den Gewändern, fehlt den Gebilden des Künstlers, und weder Schlagschatten noch Halbschatten werden berücksichtigt, so daß die Malereien z. B. denn auch nie plastisch wirken. Aber wieviel andere Reize übt diese Kunst aus. Die Sicherheit der Zeichnung, die feinsinnige gefällige Wahl der Motive, die rücksichtsvolle Beschränkung in den darzustellenden Gegenständen, die Feinheit der Farbenstimmung — und dann eben die Innigkeit und Frische, mit der sie sich der Natur anschließt, und dabei die dem Wesen und Wirken der Natur gemäße Individualität des Einzelstücks. Es ist Eine vaterländische Landeskunst, Ein Stil überall, und gleichwohl ist jedes Stück anders: Dutzendware ist nur für den kritiklosen Fremden bestimmt. Der gleiche Vorwurf tritt so immer wieder entgegen: der Vulkan Fusi wird in tausendfachen Wiederholungen auf Geschirr, Metall, in Lackmalerei und in Wasserfarbe ausgeführt; aber auch bei unendliche Male kopierten Vorlagen werden wir stets individuelle Auffassung finden. Weil alles Handarbeit ist

und dem Zufall, dem Geschmack, der Willkür des Arbeiters für Variationen ein großer Spielraum bleibt, während bei uns das Hasten seelenloser Maschinen den Reiz wirklich schöner Vorlagen so abnutzt, daß allmählich auch die besten künstlerischen Motive, etwa die wundervollen Engel von der Sixtinischen Madonna Rafaels, durch dies fade geistlose Abklatschen für alles, doch endlich langweilig werden können.

Der Anblick der Natur und ihre Darstellung in der Kunst ist bei den Völkern der Erde und im Laufe der Zeiten durchweg verschieden und hängt ganz von dem Seelenleben der Völker und Zeiten ab. Bei uns heute werden die Wunder der Natur, Werke der Kunst nur von einzelnen verstanden, die meisten tragen eine individuelle Beschränktheit der Auffassung und Betrachtung zur Schau. Dagegen beherrscht in Japan alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten ein hochentwickeltes Gefühl für Naturschönheit im großen und im kleinsten, das auch den liebenswürdigen Zug des Japaners erzeugt, daß er bei Betrachtung eines Kunstwerks rücksichtsvoll versucht, ob die Absicht des Künstlers zu erraten sei, und die Vorzüge des Werkes zu verstehn trachtet.

Aber gerade allerdings diese Anerkennung alles Besseren, das sich irgendwo anders vorfindet, mit Ver-

leugnen des eignen Guten der Kunstrichtung und Kunstanschauungen, birgt eine Gefahr für die Erhaltung des selbständigen Gepräges in sich. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat die abendländische Kultur jenen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt, und mit bewunderungswürdiger Assimilationskraft hat sich Japan die Errungenschaften der Kultur und leider auch der Überkultur des Westens angeeignet. Dieser Umwandlungsprozeß wird auch noch, des können wir sicher sein, weiter fortschreiten. Andrerseits hat die japanische Kunst so viele Vorzüge, daß es nicht viel darauf ankommt, ob sie eins oder das andere beibehält, sie wird noch lange, statt anzunehmen, eher abgeben können. Jedenfalls erfreut uns einstweilen noch das Ursprüngliche des „Landes der aufgehenden Sonne", wenn es sich auch in gewissem Umfange mehr verflüchtigen mag.

Die reizvolle japanische Naturauffassung und ein festgefügtes künstlerisches Fühlen erscheint nun auch in der Bijouterie. Dabei Formenreichtum, unerschöpfliche Phantasie wie in der ganzen Kunst der ostasiatischen Inselwelt überhaupt. Und bei alledem dies nicht aufdringlich. Gleichwohl erscheint uns die japanische Kunst hier doch etwas einseitig und, so reizvoll sie ist, vermögen wir sie nicht in Bausch und Bogen anzunehmen, uns mit ihr in jeder

Façon auszusöhnen. Das Ornament zumal soll uns Europäern eine tektonische Kraftäußerung haben, es soll etwas tragen, stützen; und das ist bei jenem äußerlichen, bloß um seiner selbst willen naturgetreuen Abkonterfeien nicht zu finden.

Ursprünglich ist der Raum des japanischen Schmuckes beschränkt, für eine Entwicklung der Schmuckindustrie bot sich lange kein Anlaß. Die alte Zeit kannte nicht Ringe, Armspangen, Kettenwerk, Broschen, noch sonst irgend etwas. Der Haarstecker war so ungefähr das einzige. Und auch heute ist Kleidung und Schmuck im Volke selbst nicht so reichhaltig; mag auch der Höhergestellte oft seine Zivilisation darin zu betätigen suchen, daß er sich nach Möglichkeit an europäische Dinge anschließt. Der kleine Mann, ohne Hose und Jacke, ohne Hemd, kennt nicht Knopf noch Nadel, nicht Schnalle noch Hut. In graue oder dunkelfarbige Kleider sind die einfacheren Bürgersleute gehüllt. Die Tanzmädchen allerdings, die Gescha, tragen prächtig gemusterte bunte Gewänder: von schönem Stoff ist der Obi, das breite dicke Taillentuch, das den Vorsprung der Hüften ausgleicht, denn breite Hüften verzeiht man nicht; und in eine Rückenschleife läuft es aus, von maßloser Größe und feinster Weberei. Die zierlichen schlanken Mädchengestalten, zwölfjährige, auf-

brechenden taufrischen Knospen gleich — andere gleichen der entfalteten Blüte — alle aber zeigen sich gleich anmutvoll und ohne Scheu. Unentbehrlich ist den kleinen Dämchen ein Nippestäschchen für Puder, Rotschminke und Moschus, mit einigen winzigen Papiermouchoirs und einem Miniaturnecessaire, das Spiegelchen, Kämmchen, Puderquaste und Pinsel birgt, unentbehrlich, um das Gesicht stets weiß gepudert, die Lippen in der Mitte dunkelrot, das Haar glatt zu erhalten: die Nachhülfe wird meist sehr ungeniert vorgenommen.

Sonderbare Sitten. Bei den Aino in Japan wird nach hergebrachter Sitte die Frau tättowiert, ein blauer Schnurrbartstreifen wird über dem Munde markiert, und auch unter dem Munde, auf dem Handrücken, um die Handknöchel hin ziehen sich künstlich verschlungen bis zum Ellenbogen reichende Linien. Den heranwachsenden Mädchen werden sonst die Augenbrauen abrasiert und das Haar mit künstlichen Blumen und Schmetterlingen, Goldflitter und buntem Krepppapier geschmückt. Sonderbar komisch wirkt es, daß schon bei diesen Kindern dazu dichte Schichten Schminke dem Gesicht aufgetragen werden.

Mit viel Zierat aber behängen sich, wie gesagt, auch heute die Japanerinnen gerade nicht. In den eigentlich besseren Gesellschaftskreisen gilt das noch

heute nicht als sehr anständig. Es ist dieser Mangel an Schmucksachen bei der weiblichen Bevölkerung geradezu auffallend für den Fremden, der zuerst das Land besucht. Kein Halsgehänge, kein Ringschmuck weder des Halses noch der Arme, keine Agraffe. Nur etwa ein Fingerring und eine Nadel im kunstvoll frisierten Haar, deren Spitze dem kleinen Fräulein auch zum Anspießen des beliebten Naschwerks dient. Das pechschwarze und durch Salben und Öl fettglänzende, nach dem Alter verschieden frisierte Haupthaar zieren noch künstliche Schmetterlinge und Blumen, Gold- und Silberfäden. Nur bei der Halbwelt der Gescha steht ein ganzer Heiligenschein von goldenen Nadeln im Haar, der sie als käufliche Lustfreundinnen bezeichnet, glitzernder Schmuck, der etwa bei Tanzbewegungen zu prächtiger Wirkung kommt.

Auf den Haarstecker allerdings wird alle liebevolle Mühe gehäuft, die man ausdenken kann. Für ihn wird vergoldetes Silber oder auch anderes Metall gewählt, er ist in originellster Weise geschmückt mit Blättern und Früchten, mit Schmetterlingen und Blütenzweigen: ein Koniferenast, ein Beerenzweig, ein Dorn, gefüllter Schneeball zieren den Haarpfeil, eine Platte für Einlegearbeit, hier ein einfacher Pinienzapfen, dort eine einzelne Chrysanthemumblüte, an einer anderen Nadel ist eine Winde oder eine Ketten-

kugel daran herabhangend montiert, oder eine wagerechte Scheibe steht darauf mit plastischen Verzierungen; anderswo sind Muscheln, Laternchen, kleine Käfer, Röschen angebracht, oder man sieht auch eine Schopfspange aus Korallen und Messing.

Ursprünglich also und in der fest am Altväterlichen haltenden Gesellschaft auch noch heute ist der Schmuck in Japan im allgemeinen einfach genug — Erst neuerdings, seitdem Japan der Affe Europas geworden ist, werden all unsere modernsten Artikel, bis zu Manschettenknöpfen und Vorstecknadeln, mit dem Reiz des eigenartig Japanischen bedacht, dort drüben angefertigt. Für Steine hat man hierbei noch immer kein faible; wo diese auftreten, Perlen, Zellenemail uns vor Augen stehn, da liegt sicher westliche Beeinflussung und gar Vorarbeit vor. Man wendet für die Bijouterien Gold, Silber, Kupfer, Email, Lack an; aber dies alles ist unter sich und mit nielloartig verwendeten Metalllegierungen auf künstlerische Wirkung berechnet harmonisch und farbenprächtig gemischt. Man spricht von den Metallverbindungen Schakudo, aus Kupfer, Antimon und Gold bestehend, und Schibuitschi, aus Kupfer und Silber. Aus der Summe dieses Materials wird der japanische Schmuck geformt. Ich erwähne besonders eine reizende plastisch hervortretende Inkrustationsarbeit. Eine Metallver-

bindung wird in die gewünschte Form gebracht, dann werden auf dieser Grundlage rinnenartige Vertiefungen gemacht und darein massives Edelmetall, Gold und Silber, fest und dauerhaft haltend eingeschlagen; doch läßt man dies teilweise überstehn, und es wird nun mit Stichel und Punzen plastisch weiter ausgearbeitet: von dem dunkeln Grundmetall tritt es malerisch hervor. Alles ist so bis ins kleinste ausgeführt und doch akkurat und peinlich, als wäre es unter der Lupe entstanden. Da sieht man Blütenstauden, Vögel, wellenschlagendes Wasser mit dem heiligen Berg dahinter, launige Froschszenen. Die Arbeiten sind sehr beliebt. Die platten Räume der Manschettenknöpfe, von Gliederarmbändern und dgl. bieten Anlaß hierfür. Die mühsam und langwierig angefertigten Schmucksachen stehn selbstredend entsprechend sehr hoch im Preise.

Viel wird für den Schmuck auch Papier verwendet. Japan ist das Land des Papiers. Papier ist die Pflasterunterlage, Papier wird gefaltet für Mütze und Haarschmuck, es wird für Fächer, Schirme, Laternen, Fensterscheiben, Innenwände verwendet, und ebenso schneuzt man sich in ein Taschentuch aus Papier.

— — —

Hörst Du im Mondenhaine
Jung Zephyrs zartes Flügelrauschen,

willst auf des ziehenden Kranichs
traut sanfte Heimkehrlieder lauschen —
stoß ab von Hondos Strand,
durchs Uferried zum Meere gleiten
des Schiffes feuchte Planken
und führen uns zu andern Breiten.

Der Schmuck des Islams.

I. Allgemeines.

Der Siegeslauf des Islams hat schwerlich seinesgleichen in der Geschichte der Menschheit. Kaum ein Jahrhundert nach dem Tode des Propheten war seine Herrschaft durch Waffengewalt über die Grenzen Arabiens weit hinaus nach Syrien, Persien, Mittelasien, Ägypten und über die ganze Nordküste Afrikas bis tief nach Spanien hinein verbreitet. Trotz der Zerklüftung im Innern des gewaltigen Weltreiches, trotz der Schwächung, ja des Absterbens der zentralen, haltgebenden Macht des Kalifats eroberte er, immer wieder durch frische sich unterwerfende Volksstämme Asiens gekräftigt, auch ferner weiterhin Boden, bis endlich der Halbmond auf der Sophia in Konstantinopel aufgepflanzt war und die Osmanen ihre siegreichen Heere bis vor die Tore von Wien sandten. Wohin er kam, hat der Islam als eine geistige Macht im Leben der Völker nachhaltig gewirkt. Er hat

allenthalben nicht nur den Wissenschaften durch kräftigen Anstoß zu einem neuen Aufschwunge verholfen, sondern auch durch reiche Anregungen die Kunstübung überall in einer solchen Weise frisch belebt, daß wir an diesen Kunstleistungen noch heute zehren. Die Gleichheit in der Religion wie auch zum Teil in der Sprache — das Idiom der Heimat Mohammeds, in dem auch der Koran geschrieben war, das Idiom der Ureroberer prägte sich naturgemäß dem Wortschatz, wenn auch weniger der Syntax der eroberten Völker auf*) — diese Gleichheit in Religion und Sprache, sage ich, zog es nach sich, daß sich solche Gleichheit, eine Art Uniformierung auch in der Kunst der verschiedensten Völker bemerkbar macht, die dem Islam angehören. Wenn man bedenkt, wie das Religiöse sozusagen alles ausmacht im Denken und Leben des Morgenländers: in welchem Grade mußte da die gemeinsame Religion auch auf die Kunstanschauungen verbindend wirken. Es darf gar nicht auffallen, wenn wir uns mit der Schmuckkunst der islamischen Welt beschäftigen, daß wir oft fast nichts Nationales zu unterscheiden haben; aber auch, was wir Entwicklung nennen, ist dabei nicht recht zu be-

*) Man vergleiche hierzu nur etwa selbst für das Spanische das dickleibige Werk von Eguilaz y Yanguas, Glosario etimologico de las palabras españolas de origen oriental, Granada 1886.

merken. Die Schmuckindustrie liegt in der moham-
medanischen Welt noch in den Händen des schlichten
Handwerkers, der in und mit seiner Familie ihr ob-
liegt. Und das will nicht wenig besagen. Umfaßt
doch die Tätigkeit des Goldschmiedes dort immerhin
Schmelzen und Legieren, Prägen und Stanzen, Ver-
golden und Versilbern, Zellenemail und Niello,
Glasflüsse, Filigran und Ziselieren in einer Hand.
Was wir da aber sehen, das beruht auf Traditionen
von Jahrhunderten. Mit denselben Worten, wie es
der Ahnherr tat, gibt der Vater dem Sohne Rat.

Worauf es dem Mohammedaner beim Schmuck
ankommt, das ist vornehmlich, Echtes zu haben, auch
muß eine reiche bunte ins Auge schillernde Wirkung
erzielt werden und dabei darf alles nicht teuer sein.
Denn viel ausgeben möchte man nicht: man rechnet
den reellen Wert des Materials und ein geringes
Plus für den Verkäufer, für die Arbeit wird nicht
viel geboten.

Im allgemeinen ist Silber das Material für den
Schmuck, zumeist vergoldet. Die auffallende Er-
scheinung, daß im Bereiche des Islams gegen das
Silber der Goldschmuck zurücktritt, erklärt sich durch
das mohammedanische Gebot, ihn während des Ge-
betes abzulegen; wahrhaft Gläubige tragen ihn über-
haupt nicht. Von den Steinen wird der Granat

geliebt, früher ungeschliffen, in den natürlichen Kristallen, erst neuerdings mit kunstgemäß geschliffenen Flächen, daneben billige Perlen. Wegen der Farbenwirkung auch Pasten: sie werden wie einfach kugelige Perlen benützt oder in Zellen eingeschmolzen — für diese wird auch Lackfarbe genommen. Bei Filigransachen wählt man das gekörnte wörtlich zu nehmende filum granum oder Draht mit rundem oder sternförmigem Querschnitt: es wird überall unterlegt, auf einer Unterlage aus poliertem Edelmetallblech aufgelötet, das dann glänzend zwischen dem Drahtwerk durchschimmert.

Hals- und Brustschmuck, Spangen für Hand- und Fußgelenk werden wir bei allen Mohammedanerinnen finden. Und dies doppelt und dreifach, ein reiches Gehänge und eine Fülle von Kettenwerk. Für Ohr und Finger wird ebenfalls, aber nicht so notwendig gesorgt. Daß die Leute der größeren Ortschaften, die von der Kultur beleckt sind, mehr Eleganz im Schmuck zeigen als die Landbewohner, daß die ruhelos umherwandernden Hirtenvölker der mehr zurückgeschobenen Welt sich mit gröberen weniger edeln Stücken begnügen, ist klar, die letzteren haben auch den in den Städten seltenen Nasenschmuck. Die Schmucksachen bestehn fast stets aus individuell aufgefaßten Einzelgliedern: Scheiben, Ringe, Ketten,

jedes eigen in seiner Art, setzen sich zu einem Ganzen zusammen; erwähnenswert sind besonders auch die so beliebten und für jede Art von Schmuck verwendeten, aufgereihten durchlochten Münzen. Der Formenschatz enthält sicher viel Urwüchsiges, außer diesem aber baut er sich auf indischen und mittelasiatischen Motiven auf, selbst die Ostasiaten sind nicht ohne alle Einwirkung auf ihn geblieben.

II. Der kabylische Schmuck.

Ich beginne im Nordwesten Afrikas mit den Berbern in Algier und Tunis. Von jeher mit den Karthagern verwandt, mit Griechen und Römern in innigsten Beziehungen stehend, waren sie allen geistigen Einflüssen der antiken Welt ausgesetzt. Dann kamen die Vandalen ins Land, die Araber überschwemmten es mit ihren Kriegshorden, spanische, italienische, französische Flüchtlinge — so haben die Berbern eine starke Beeinflussung fremden Blutes und fremder Ideen erhalten. Ein mittelgroßes starkknochiges Geschlecht von mattgelblicher Hautfarbe, seßhafte, gastfreie Dörfler, die dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben sind, ihre Stoffweberei betreiben, Waffen anfertigen. Die Bearbeitung der Eisen- und Bleibergwerke des Atlas liegt ihnen ob, man findet

Wassermühlen, Teppichwirkerei und Töpfereien bei ihnen, etwas Nationales ist die Ölbereitung.

Das Weib der Berberstämme ist durch große körperliche Schönheit ausgezeichnet. Man trägt auf dem Lande noch ganz die Form des altgriechischen Peplos: zwei breite Tuchstreifen, die an den Schultern mit Spangen aneinander befestigt sind, fallen vorn und über den Rücken weg herab und werden tief unter den Hüften, in der Höhe der Lenden durch einen Gürtel aufgerafft. Das Gewand, das den elfenbeinfarbenen schlanken Körper in malerischem Faltenwurf lose umgibt, läßt die ganzen Arme, die Brust und den Leib von den Seiten frei. Ein langwallender Schleier am Kopf und Sandalen an den Füßen vervollständigen das Kostüm. Nur die Wohlhabenderen ziehen ein buntgesticktes Unterzeug mit weiten Ärmeln an, das den Körper zumeist verhüllt. Die reiche eindrucksvolle Schmucktracht umfaßt Stirnreife zum Halten des Schleiertuches, mit langen Troddeln an den Seiten, große Ohrstücke, vielfachen breiten Kettenbehang um Hals und Brust, energisch durch schwere quadratische oder gerundete Metallplatten daran geteilt; die Anhängsel am Halsband dienen nicht selten gleichzeitig einem praktischen Zweck und sind als Amulettbehälter benutzbar, sie haben dann gern eine längliche Façon von ovalem

Durchschnitt: unsere Botanisiertrommel en miniature, und werden durch eine Anzahl aufgereihter Ösen am Halsband gehalten. Dann das kostbare Gürtelband mit seidenen Quasten. Auch die kräftigen stets nackten Arme mit ihren schönen weiblichen Rundungen, das feine Handgelenk und die kleinen schmalen Hände entbehren des Schmuckes nicht: Metallreifen umfassen Unterarm und Handgelenk, Perlenketten schlingen sich den Arm hinauf und fallen von ihm wieder lang herab. Für die Fußknöchel sind Ringe, daneben Beinspangen aus Kugeln und Drahtrollen im Gebrauch.

Ernste reiche Würde spricht aus diesem kabylischen Schmuck, etwas Strenges prägt sich darin aus: seine Anordnung ist übersichtlich und nach der Bedeutung der Körperteile nüanciert. Viel trägt zu seiner aparten Schönheit die Stoffverwertung und der Farbenglanz bei. Man verarbeitet Silber oder eine Legierung von Blei und Zinn, dem Antimon die Härte gibt. Ferner Glas und Bein. Außerordentlich gern gesehen sind die Korallen des Mittelmeers, hier an den Küstenstrecken zahlreich gewonnen. Ihr matter Glanz bildet einen glücklichen Übergang von dem Schimmer des Metalls zu der dunkeln Haut. Es werden die kleinen Äste der rohen Koralle, auf Fäden aufgesummt, im Wechsel mit den Metallteilen der Halsbänder und

Ohrgehänge und sie verbindend gebraucht. Oder die Koralle wird zu runden oder länglichen Perlstücken ausgearbeitet oder in Halbmondform gebracht.

III. Arabischer Schmuck.

Wir gehn am Nordrande Afrikas dahin und machen in Ägypten Halt, wo, wie in Indien die Poesie des Urwaldes, so hier die Poesie der Steine, der Felsen, der Wüste herrscht. Und weiter gleich lassen wir den Blick schweifen über das Rote Meer weg nach Arabien hinüber. Auch Vorderasien schließen wir in diesen Absatz mit ein. Der gleiche Grundzug überall: das arabische Element herrschend. Der Araber wohnt ja in nächster Nähe. Welch ein Volk — vorher ein ruhmloser ungebildeter Nomadenklan, erobert es sich, von aufflammender religiöser Begeisterung getragen, ein Weltreich, um dann alsbald wieder ins alte Nichts zu versinken ohne alle Bedeutung für die weitere Kulturgeschichte der Menschheit. Das Volk hat in seinem Heimatlande fast nichts von Kunst hervorgebracht, aber überall wo sie hinkamen, nahm unter ihrer Leitung und Förderung die eingesessene Kunst einen neuen Anlauf zu ruhmvollen Höhepunkten hin. In Nordafrika bei Algier ist der Schmuck gemessener, prunkloser, von ruhigerem Charakter, dagegen reicher und zierlicher in Klein-

asien und nach Indien hinüber. Der Kopfreif tritt als Körperschmuck auf, indem er der bloßen Haut aufliegt, mit Anhängern, die über Augen und Nase weg herabfallen. Und gleichzeitig als Kostümschmuck, um den Schleier zu halten. Vom Kopfreif können vierfach, fünffach, guirlandenartig Kettchenbündel über die Backen tief unters Kinn herabfallen. Sie heben, wie ich schon früher erwähnte, die liebliche Weichheit der Wangenlinien hervor — eine uralte Erkenntnis: bereits die Schliemannschen Trojafunde zeigen diese Schmuckart. Wildes Kettenwerk mit Kugeln dazwischen begegnet als Zierde der Haare. Ohr und Hals werden mit selbständigem Schmuckwerk bedacht. Dazu tritt die Burnusschließe. Die Halsbänder sind einfache Kettenkolliers oder zweireihig, indem ein gewisses Motiv fortgesetzt wiederkehrend unbeweglich am Bande aufgereiht erscheint und an dem stabilen Halsstück dieselben Formen dann noch einmal lose herabhangen. Oder wir gewahren vierreihige Kolliers mit Buckelteilen, die auf die Schultern zu liegen kommen. Noch anderswo finden wir auf einer einzelnen Schnur aufgezogen eine Zahl von massigen Zierstücken, runden und mehrkantigen, die miteinander abwechseln, mit Knöpfen beschlagen und sonstwie verziert, oder von größeren und kleineren Doppelkegeln. Auch Zierscheiben für Fez und Turban-

anhänger treten auf. Dann die Armringe. Ein schwerer Gürtel mit gebuckelten Scheiben. Ferner massive runde Fußringe, mit zylindrischen Anhängern oder mit Plättchen daran.

Die Koralle spielt auch hier eine große Rolle, dabei sind wie in den asiatischen Ländern die Türkise beliebt: wo andere Steine sich hervorwagen, beruht das auf abendländischer Beeinflussung. Hier und da findet man einige wenige Emailtöne, am ehesten dunkelblau. Auch in Silberfiligran wird Annehmbares geboten.

Der Stil ist voll Ernst und Gravität. Für Anhänger ist der Fisch ein stets wiederholtes Motiv: der hohle Leib dient bei Einzelanhängern häufig als Parfümflakon, er besteht aus gegeneinander beweglichen Schuppenreihen, der Kopf läßt sich abnehmen, an ihm sitzt die haltende Kette. Neben dem Fisch werden für Anhänger immer wieder eine Art Torpedoform, Tropfen, rätselhafte gewagte Kurven, eine Art Palmblätter, außerdem die Scheibe und eine Form wie etwa unsere Gewehrpatronen gewählt.

Neuerdings schleichen sich aus Westeuropa fremde, unverstandene Formen ein und werden in der inländischen Technik nachgeahmt; so unterliegt leider allmählich mehr und mehr der alte urwüchsige Volksschmuck den fremden Eindringlingen.

16*

IV. Türkischer Schmuck.

Demselben Schicksal dürfte in absehbarer Zeit der türkische Schmuck verfallen. Als sein übermächtiger Nebenbuhler tritt die europäische Fabrikware auf, die allerdings gegen die einfachere derbe Manier der Volkskunst einen bestechenden Charakter hat, aber natürlich lange nicht so unverdorben und urwüchsig ist. Goldschmiede aus dem Westen, die nach dem Goldenen Horn übersiedelten, führten die neueren Formen ein, bis man bald auf neueste pariser Muster schauen lernte.

Im übrigen erstreckt die türkische Schmuckkunst ihren Einfluß in Bezug auf Gesamteindruck und Einzelheiten rings auf die Länder, die der Pforte botmäßig sind oder auch nur eine zeitlang früher waren, ja noch darüber hinaus ergießt er sich in die umliegenden Gaue hinein. Der griechische Volksschmuck von heute untersteht ganz dem Vorbild des Morgenlandes: gebuckelte Platten, Kettenwerk, die Menge der klappernden Anhänger — keinerlei Andeutungen mehr der Kunstleistungen von den alten Leuten von Hellas her. Desgleichen Bulgarien: Stirnschmuck, Tepelik, und Halsschmuck, Guerdanlyq, gleichermaßen dasselbe Spiel: an einer Schnur mit lauter Einzelgliedern ein reiches vielverschlungenes Ketten-

werk mit Anhängern, die in mehreren Reihen abgestuft sind. So geht der Einfluß des Türkischen bis tief in die Donauländer hinein.

Neben splendidem Aussehen lieben alle türkischen Schmucksachen energisch geschwungene Linien. Im Kunstgewerbemuseum in Berlin befindet sich ein türkischer Anhänger von einer Fülle so originell bewegter, wild durcheinander wirbelnder Formen, ebenda ein Brustschmuck von ähnlichem Reiz, daß ich auf sie besonders hinweise. Hervorragend charaktervoll der Brustschmuck: An doppeltem schön geschwungenem Ausgangsstück, das mit Blattformen angemessen verziert ist, hängt eine Zahl rechteckiger Glieder dreimal herab, mit der Platte und unter sich durch Ösen und Ketten verbunden; in der folgenden Reihe geht links und rechts das äußerste Glied ein und dann so fort mit jeder neuen Reihe immer wieder das nunmehr äußerste: diese Endglieder aber halten jedesmal an Öse, Ring und Drähtchen eine Münze; so verjüngen sich die beiden Hälften des Brustschmuckes nach der Mitte zu, bis allein zwei Münzen, diesmal größeren Umfangs, ihn unten abschließen. Bestimmte Eigenart fehlt sonst im übrigen fast nach jeder Richtung hin. Was wir bisher vor Augen bekamen, treffen wir auch hier wieder an. Korallen, Ketten- und Hängewerk mit seinem zarten Klingen und Anein-

anderklirren, Zusammenstellung von einer großen Anzahl von Einzelgliedern zu einem Schmuckganzen.

V. Persischer Schmuck.

Dem Untergange geht auch die persische Volkskunst entgegen. Trotz des Geschicks der Perser für schwierige Kleinarbeit. Von der Regierung und den Großen des Reiches nicht unterstützt bringen aber Gewerbe und Kunst keinen lohnenden Erwerb, die Konkurrenz mit den eingeführten europäischen Waren ist unmöglich, und der Perser zeigt für diese eine große Neigung. Vielleicht, daß die Entwertung des Silbers (Einfuhrverbot 1894), wodurch das Land an Kaufkraft Europa gegenüber viel verloren hat, der eigenen Industrie Persiens zu gute kommt. Die nationale Tracht des Frauenzimmers ist dort innerhalb des Hauses bei den besseren Ständen eine weite reichgestickte Sammetjacke und kurzes weitabstehendes Röckchen, so daß die Beine von der Mitte des Oberschenkels ab bloß sind und deren reine Formen mit den zierlichen Gelenken für jedermann sichtbar hervortreten. Die Gliedmaßen bis zu den Füßen haben eine typische Schönheit gewonnen, da sie nirgends durch Kleidung beengt sind — auf der Straße werden sie in ein paar voneinander getrennte Beinkleider gehüllt, die Füßchen in weite Pantoffeln gesteckt, und darüber

kommt ein großer Mantel, der die ganze Gestalt verbirgt.

Durch auserlesene Urbanität mit feinen Manieren, wie es einem Freigebornen zukommt, sticht der persische Nationalschmuck gegen den der anderen mohammedanischen Welt ab. Einen freigebornen Edelmann unter den Schmuckgattungen haben wir hier vor uns. Schon oftmals wurde vorher die persische Bijouterie als Vorbild für andere gestreift. Was hat doch die persische Kunst für eine eminente Bedeutung für die gesamte Kunst überhaupt gewonnen. Von da ging zum allergrößten Teil das Wesen der neueren moslemischen Kunst überhaupt und, soweit diese auf Europa weiter eingewirkt hat, auch Vieles und Bedeutendes für unsere Kunst aus. Die islamitische Kunst Persiens, die sich mit Unterstützung der Araber an dem eigenen uralten Kulturstamm zu neuer Blüte emporgerankt hat, nachdem sie abgestorben schien, diese Tonwaren, Teppiche, Goldschmiedereien wurden vorbildlich für Indien und China ebenso wie für den Westen. Bis in unsere Zeit erhält sich der große Kunstwert namentlich der persischen Teppiche! Den hohen persischen Kunstideen ordnete sich willig die ganze Anhängerschar des Propheten in Ost und West unter, und persische Künstler waren es, die die mohammedanischen Welteroberer in ihrem Gefolge bis nach Spa-

nien und Frankreich und auf der anderen Seite bis nach Indien hineinführten; ja selbst darüber hinaus nach Ostasien drangen jene vor, und wohin wir sehen, finden wir ihren Einfluß. Die ganze Kunst des Islams steht im Banne persischer Vormundschaft; ihrerseits stand allerdings die persische Kunst nicht an, vieles wiederum der europäischen Kunst sich zu nutze zu machen. Wir finden z. B. zu unserm Erstaunen Motive, die einen unwillkürlich an das Rokoko gemahnen. Jedenfalls zeichnet sich die persische Kunst überall besonders durch hohe Entwicklung des Ornaments zu pompöser Schönheit aus.

Der Schmuck der europäischen Volkstrachten.

Wir sind noch zu weit zurück in der Kunstforschung, um uns über das Gebiet der Volkstrachten und des Volksschmucks der Länder Europas gründlich und mit Berücksichtigung ihrer ordnungsmäßigen Entwicklung äußern zu können. Es steht uns nur einiges Wissen um die letzten Jahrhunderte zu Gebote. Ob und wie das alles, was wir heute an Volkstrachten haben, früher gewesen ist, darüber fehlen uns alle Kenntnisse. Überall wohin wir blicken, finden wir die Volkstracht dem Untergange mit eiligen Schritten zueilen,

der eintönigen Kleidung der Mode des „Gebildeten“ zu lieb. Von dem Werte des Eigenen, Individuellen hat ja die Masse nie eine Ahnung gehabt. Ob das ganze Volkstrachtentum nicht überhaupt deshalb nur eine vorübergehende Erscheinung, ist sehr zu erwägen. Wir sind auf falscher Fährte, wenn wir annehmen wollten, es reiche weit in die Vergangenheit zurück. Über das 16. Jahrhundert hinaus wird man kein Stück ausfindig machen können, das 17. und das 18. Jahrhundert haben dann den Volksschmuck erst hochgebracht, das 19. hat ihm manche Eigentümlichkeiten verliehen. In der Tat umfaßte das Mittelalter die Völker Europas zu einem internationalen Komplex. Ein Kaiser stand in weltlichen Dingen an der Spitze der Christenheit, Ein Papst sprach über Glaubenssachen in der ungeteilten Kirche Recht. Es ist klar, daß sich da der Schmuck in den verschiedenen Ländern unserer Kultur im großen und ganzen gleichartig entwickelte. Erst die neuere Zeit mit ihrer Trennung der Völker zu selbständigen Gemeinschaften, mit ihrem Denken nach nationalen Gesichtspunkten ließ es zu, daß jeder zu seinem Rechte kommen, daß das einzelne Volk sich nach seinem eigenen selbstgewollten Wesen ausleben konnte. Natürlich blieb bei dem an Scholle und Schale klebenden ländlichen Volksteil der äußere wie der innere Mensch stets gegen den weiter

umherkommenden Stadtmenschen und die fortschreitende Kultur etwas zurück und manche einheimische Einzelheit von altersher wurde also dort bewahrt. Im allgemeinen ist der Volksschmuck nicht so alt, wie man theoretisch kalkulierend glauben möchte.

I. Die Dalmatiner.

Von dem heutigen Griechenland und den übrigen Balkanländern war schon die Rede. Eine bemerkenswerte Erscheinung auf diesem Gebiete ist noch der Schmuck der Dalmatiner. Es ist das Illyrien des Altertums, wohin wir uns begeben. Bei der Teilung des Cäsarenreiches war das Land zu Ostrom geschlagen worden, unter der Regierung des Kaisers Heraklius wurde aber, im 7. Jahrhundert, der nördliche Teil von den Kroaten, der südliche von den Serben in Besitz genommen und die Bewohner auf die Inseln und Küstenstädte zurückgedrängt. Ob nun auch das Innere slawisiert worden ist — hier am Meer finden sich doch noch Reste der alten Ureinwohner. Als damals das alte Epidaurus bei der Invasion durch die Slawen gebrandschatzt wurde, retteten sich griechische Flüchtlinge nordwärts und gründeten Ragusa; so rühmen sich auch jetzt noch die Bewohner jener Landstriche, daß altgriechisches Blut in ihren Adern

rollt. Die ansehnlichste Zeit des Küstenlandes brach an, als im Jahr 1000 der venezianische Doge Peter Urseoli diese Gebiete unterwarf und den Titel eines Herzogs von Dalmatien annahm. Das Land lockte ihn mit Recht: bis heute gewähren die Wein- und Obstgärten, die fetten Weiden, Oliven- und Kastanienwälder reichen Ertrag — zwar der Holzreichtum früherer Zeiten ist verschwunden und dahin, und nur Niederwald bedeckt das Land. Als dann Koloman für die Krone Ungarn den König von Dalmatien beanspruchte, verteidigte Venedig in immer erneuten Kämpfen seinen Besitz, bis der Friede von Campo Formio 1797 der ganzen Herrlichkeit der Lagunenstadt ein Ende machte. Venezianisch-gotische Formen aus alter Zeit zeigen sich noch jetzt in den interessanten Halsketten, deren Enden in beide Ohren eingehakt werden, und die von einem Ohr zum andern hinüber, über die Brust weg herabhangen.

Der Schmuck, den das Volk sich selbst arbeitet, enthält reichlich Filigransachen, die recht bäurisch, aber doch mit Geschick und Sinn für Stil gemacht sind. Nachdrücklich einprägen werden sich jedem, der sie in der Hand gehabt hat, die Haarnadeln der Frauen: derb und gleichwohl nett stilisierte Blütenknospen und Blumen stehn auf langen schwanken Drahtspiralen und wippen bei jeder Bewegung der Schönen;

die Drähte ragen aus einem Blätterkelch hervor, unter dem der Knopf der Nadel, gleichsam ein Fruchtknoten sitzt. Auch gravierte und granulierte Kugeln zieren das obere Ende der Nadel. Überall streut man dabei stecknadelgroße Kügelchen auf die Flächen. Winzige Goldabfälle werden in Kohlenstaub gehüllt und so geschmolzen, um dafür Goldkügelchen zu erhalten; oder man schmilzt Kupfermetall, läßt es mit feinem Strahl, so dünn man ihn erzielen kann, in erhitztes Wasser fallen oder durch Reiserholz niedertropfen und das Gefäß bis zur Abkühlung hastig kreisen. Wenn man die reichen Zieraten der Frauen dort ansieht, wird man staunen, wie sie so fast manches volle Kapital mit sich herumtragen.

II. Ruthenischer Schmuck.

Ein anderer eigenartiger Schmuck ist der der Ruthenen, die zu beiden Seiten der Karpathen, westlich über den San weg, östlich bis in die Bukowina hinein wohnen. Besonders kommen hier die Huzulen in Betracht, an den nordöstlichen Abhängen des Gebirgs. Es ist Gelbgießerarbeit, die sich mit dem grünlichgelben Ton zu der rötlichen Kleidung des Volkes gut ausnimmt, besser als Gold und Silber. Die altertümliche Technik schreibt sich von Jahrhunderten

her, in diesem Land so fernab von der großen Heerstraße. Leider ist der ruthenische Schmuck jetzt im Aussterben begriffen. Ein ganz absonderlicher Messingschmuck, in Lehmformen gegossen und dann mit der Hand überarbeitet und ziseliert; daneben Messingdraht. Die Modelle der Sachen wandern von Hand zu Hand, eine gewisse Einförmigkeit des Schmucks ist dabei unausbleiblich. Der Stil erinnert hier und da in Einzelheiten an Byzanz oder Rußland, zum Teil sind seltsame Anklänge an das Troja Schliemanns da.

Die Frauen legen über die Stirn bei festlichen Gelegenheiten ein Diadem aus Messingblech mit einer größeren Anzahl von aneinanderschlagenden Anhängern daran. Sie tragen Ohrgehänge und Halsbänder, der Kreuzschmuck ist sehr häufig. Wir begegnen dem eingelegten Kreuz, wie es für Rußland als charakteristisch genannt wurde, dem Wiederkreuz, dessen vier Arme an den Enden gleichfalls ein Kreuz bilden, dem griechischen mit vier gleichlangen Armen; oder mehrere kleinere Querarme treten neben dem großen Querarm auf oder ein schräg darüber wegliegendes Andreaskreuz: vielseitig also und geistreich ist die künstlerische Behandlung dieses Stoffes. Ringe sind für Mann und Weib in Gebrauch, die Trauringe haben keinen Aufsatz, sind aber sonst nicht wie bei uns glatt, sondern mit Linienornamenten reich ver-

ziert. Die andern Ringe, die dem Staat dienen, führen einen Messingaufsatz, der, viereckig oder kreisrund, mit kleinen hübschen Mustern ausgestattet ist. Steine findet man niemals.

III. Tätowierschmuck der Bosniaken.

Einen sonderbaren Schmuck in dem benachbarten Bosnien möchte ich der Kuriosität halber nicht unerwähnt lassen. Dort huldigen in gewissen Landschaften, von einer gewissen Altersgrenze angefangen, Mann und Frau, große und kleine Leute einer in Europa zweifellos einzig dastehenden Sitte, dem Tätowieren, um dadurch Körperschmuck zu imitieren, und tragen an den Armen und Händen, oft auch an Brust und Stirn, nicht selten mit Stolz, bläuliche Striche und Kreuzchen zur Schau. In mannigfachsten Formen. Zäune werden, wenn ich diese Motive so bezeichnen soll, als Frauenornament gern an den obern Teilen der Hand getragen; ihnen am nächsten stehn die Armbänder, die ausnahmslos an Handgelenken auftreten, eine von Querstrichen durchbrochene Linie oder ein Parallelogramm, dessen Inneres mit Linien im Zickzack und Punkten gefüllt ist. Durch stumpfe mit Tinte geschwärzte Nadeln wird solange immer tiefer geritzt, bis die Kontur fertig fixiert dasteht, die Wunde wird mit Seidenpapier belegt, nach 24 Stunden ausge-

waschen und der Heilungsprozeß dann abgewartet, ehe zu einem neuen Zeichen geschritten wird: so wird denn ein Ornament nach dem andern angefangen. Schöne Frauen und liebreizende Mädchen verunzieren derart ihre schneeweißen Arme. Ihnen zwar erscheint es nicht als Verunzierung, eitel ist das Mädel dort wie allerwärts. Und vorzüglich Frauen weisen die schönsten und üppigsten Motive der Tätowierungen auf, die Männer nehmen mit kleinen Sternchen und dgl. vorlieb, nur selten findet sich ein ganzes Ornament.

Diese Art des Körperschmuckes der Bosniaken muß besondere Gründe haben. Man hat an einen dadurch markierten Gegensatz zum Islam gedacht. Und dem könnte das Wort reden, daß Kreuze alle Zeichen und Muster ohne Unterschied genannt werden, und es ist der Kern der katholischen Gemeinde Bosniens, der dem Brauche hold ist. Und doch muß er aus heidnischer Zeit stammen und ein Überbleibsel einer vorchristlichen Sitte sein. Nach alten Berichten aus der Zeit der Römer war den Balkanvölkern der Dazier und Sarmaten das Bemalen des Körpers bekannt. Während aber in Gallien mit gemalten Zeichen nur Frauen den Körper schmückten, so übten diese Sitte hier auch Männer aus. Des stets frisch zu wiederholenden Bemalens überdrüssig sind sie zum

haltbareren Tätowieren übergegangen. Das Kreuz an sich aber, wie man oft beobachten kann, ist gar nicht ein so spezifisch christliches Symbol, wie man zuerst glauben möchte. Auch bei den Wilden jenseit des Ozeans besteht die Ornamentik, worauf mehrere Forscher aufmerksam zu machen sich beflissen haben, ihren Hauptelementen nach aus dem Kreuz in mannigfaltigen Variationen: die Vereinigung des vertikalen und des horizontalen Strichs und ebenso der Kreis als eine Verdichtung der Punkte des Punktierens sind wohl ganz allgemein Urelemente der ornamentalen Kunst der Völker und stehn mit am Ausgang aller Kunst überall. Allerdings hat man heute diese Zeichen, die einst nicht die Aufgabe hatten, auf das Christentum hinzudeuten, als Symbol des Katholizismus adoptiert. In Wirklichkeit müssen sie als Reste aus längst verschollener Vorzeit betrachtet werden, und es mögen diese Tätowierungen, da sie in den Jahren der beginnenden Reife ausgeübt werden, ursprünglich ihre Bedeutung daraufhin gehabt haben, den Übergang ins Alter der Pubertät auszudrücken. Noch heute besteht bekanntlich vielfach bei Naturvölkern der Usus, durch allerlei schmerzhafte Operationen am Körper des herangewachsenen Jünglings und der jungen aufknospenden Mädchen deren Aufnahme in den Kreis der reifen Leute anzuzeigen.

IV. Der Schmuck der Bretonen.

Daß die Bretonen in der Nordwestecke Frankreichs in Sitte und Tracht Uraltes bewahrt haben, entspricht ganz ihrem Charakter. Und dem Charakter des Landes, das diese Menschen gebildet hat. Ein rauhes Gebirgsland. Es ragen die nackten Kämme und Gipfel in allen Richtungen über magere Bergterrassen empor; im Innern ist es durch tiefe Schluchten und Spalten zerrissen und an den Küsten zu steilen felsigen Buchten und Klippen zersplittert, an denen sich die ungeheure Meereswelle bricht oder zu hoher Flut auftürmt. Düster und wild das Land, neblig die Luft, und heftige Stürme durchtosen es fast das ganze Jahr. Große Strecken sind Heide und unangebautes Land, nur mit Brombeersträuchern und Heidekraut bewachsen, während die geschützten und wohlbewässerten Täler in einträglicher Kultur prangen. Die Bevölkerung ist von der Urzeit her rein keltisch und blieb es auch, als seit dem 4. Jahrhundert die vor den Angeln flüchtenden Briten hier nach der festländischen Armorika übersiedelten. Die Einverleibung in Frankreich 1499 hat nicht soviel geändert: noch jetzt redet das Völkchen seine, am nächsten dem Kornischen verwandte Sprache in vier Dialekten. Der Bretone hat eine melancholische Ge-

mütsstimmung wie das ganze Land, eine lebhafte poetische Einbildungskraft, unendliche Liebe für seine Heimat, er ist stolz auf seine Abkunft, anhänglich ans Alte, unbändig in seiner Leidenschaft.

Der Schmuck stimmt mit diesem Charakter überein. Zäh hält er am Alten fest. Antike Fibeln, die auf dem Boden der Armorika ans Licht kamen, sind so deutlich die Ahnen dieser Hemdagraffen der Männer und Frauen von heute, wie die abgelegene Landschaft nur ihre Art bewahren konnte. Der ganze Schmuck ist schlicht und verrät wenig von Freude. Ein Kreuzchen, einfache Agraffen mit Bleikopf, Messingdraht, Glasperlen, roten oder blauen Wollquasten, ein kleines schmales graviertes Ringlein, vielleicht mit drei nebeneinander stehenden Aufsätzen, die die Symbole von Liebe, Glaube und Hoffnung enthalten, Herz, Kreuz, Anker — c'est tout: mehr Schmuck kennt die Bretonin nicht. Das Kreuzchen an sich, das am schwarzen Sammetband getragen wird, ist nicht ohne Geschmack: einige Muster genügen, das zu zeigen: an einem Herzen mit Blumen drin hängt hier ein graviertes Kreuz aus Gold, von Strahlen umgeben das heilige Symbol; dort ein anderes silbernes Geschmeidekreuz zeigt die Madonna in die Mitte gestellt; oder ein lothringisches Kreuz mit zwei gleichlangen parallelen Querbalken erscheint, in die

Durchschneidungspunkte ist wiederum jedesmal das Kreuz eingeschrieben.

V. Italienischer Volksschmuck.

Kennst du das Land, von dem Goethes Mignon sang? Wieviel Sehnsucht lebt in des Nordländers Brust, dort unten südwärts von den Alpen die Seele immer wieder mit Bildern von ewigjunger Schönheit zu füllen. Wie riß es Goethen selbst hinaus aus Fürstengunst und Frauenliebe, nach Italien zu fliehen, um neue schöpferische Kräfte zu sammeln. Mögen Überreste einer schönen Vergangenheit in Stein und Farben auch anderwärts nicht mangeln, mag auch anderswo die menschliche Schönheit den Sinn erheben und vollendete Schönheit dort wie überall selten sein — der unendliche Reiz des Landes Italia ist die Seele der großen entschwundenen Zeit, deren Kunst und Schönheit in den künstlerischen Darstellungen, im Charakter des ganzen Landes und seiner Bewohner erhalten ist. Der Sinn für das Schöne ist nirgends so ausgeprägt wie hier. Mit künstlerischen und natürlichen Gedanken wird alles betrachtet. Unbefangenheit und Grazie die Folgen. Nicht gleichgültig wie bei rohen Wilden, nicht mit sinnlichem Eindruck wie bei dem Übermenschen unserer gesunkenen Zeit sieht auch der Mensch den menschlichen Körper an. Eine ge-

suchte Einfachheit in Kleidung und Schmuck: außer bunten Farben wird fast jede Kunst verschmäht im Selbstbewußtsein der eigenen Schönheit, deren Reize fremde Zutat nicht zu verbessern im stande ist: nur der Farbenreiz des Körpers kann durch das Farbenspiel der Umgebung noch erhöht werden. Der malerische Reiz der südlichen Farben: die mattgelbe sammetartig glänzende Haut, die dunkelroten Lippen, das blauschwarze Haar, die milchweißen Zahnreihen. Welche entzückende Leibespracht das schlummernde Mädchen von Giorgione in der Dresdener Galerie. Die selbstbewußte und naivunbefangene Schönheit, die sich ihres Körpers nicht schämt und nicht zu schämen braucht, bedarf der Kleider nur, soweit der Sitte zu genügen ist. Gern wirft das Volk die lästigen Gewänder ab, auch das Weib kennt die meiste Zeit hindurch nur das Hemd und einen leichten Rock, und beim Schlafengehn entledigt sie sich ganz dieser letzten Kleidungsstücke. So bleibt denn auch schmucklos im Leben das reiche Haar, der Hals, der Liebreiz des reinen Ovals des Gesichts, schmucklos die einfache Tracht: den schönsten Schmuck tragen die Italienerinnen in sich selbst.

Über all den herrlichen Denkmälern menschlicher Schaffenskraft, vor denen die Nachwelt staunend steht, hat man der Volkskunst Italiens weniger seine Auf-

merksamkeit geschenkt, Tracht und Schmuckart ist dort fast in jedem Gau anders, und die Masse Ziersachen von vielseitigstem Material ist schwer eigentlich unter einen Hut zu bringen. Die Bodengestaltung Italiens förderte von Anfang her den partikularistischen Sinn der Bewohner. Dort — der festländische Teil, die große Poebene, vom Meere durch den Appenin und den Sumpfgürtel an der Adria geschieden und seine nach Norden gerichteten Beziehungen auf Landwegen unterhaltend; dann Halbinselitalien mit mehr maritimem Charakter; endlich das Inselgebiet — eine Verschiedenheit der gesamten Interessen ist bei den Leuten durch diese Art des ganzen Landes bewirkt. Ein natürlicher Mittelpunkt fehlt eben für Italien. Seine geographische Art mit sogar lauter einzelnen kleinen unter sich geschiedenen Landschaften erzeugt einen gewissen Lokalgeist, und die politische Geschichte der Jahrhunderte hat nur das Ihrige getan, diesen Lokalgeist zu verstärken. Rücklin weist in seinem schon erwähnten Werke darauf hin, daß der Festputz der Frauen in Frascati, Genzano und Albano, drei Städten, die man an einem Vormittag besuchen kann, Unterschiede aufweist, wie sie anderswo nicht bei Provinzen vorhanden sind.

Bemerkt sei vorweg, daß sich in den Schmucksachen, und das ist nicht anders zu erwarten,

mancherlei Hinweise auf die Antike finden; auch die Herstellung der Gegenstände geschieht zuweilen noch in der alten Weise, das weltverlorene Umbrien kennt und arbeitet noch ganz in der Manier der Etrusker. Der ganze Schmuck ist nach Norden zu reicher und umfänglicher. Der Kopf wird in jenen Gegenden nicht bedeckt, für den Haarschmuck ist also ein ausgebreitetes Feld. Die Lombardei kennt ganze Nadelkomplexe im Haar, oft zwei bis dritthalb Dutzend werden strahlenförmig in den Haarknoten gesteckt und unter diesen quer eine andere mit zwei ovalen Endknöpfen stricknadelartig durchgezogen. Wie oft dabei die Italienerin mit ihrem leichtaufwallenden Blut und dem kecken Wesen aus dem Nadelschmuck der Haarfrisur bei plötzlichen Affären auch wohl eine Nadel als Waffe gegen die Feindin zieht! Eine besondere Sitte existiert in der Campagna von Rom. Dort werden an die Nadeln naturgemäß ausgeführte Blumen angesetzt; andere sind außerdem mit Weizenähren besteckt: solcher Ehrenschmuck aber gebührt nur einer stillenden Mutter. Eine tiefe Symbolik in dieser Sitte! Der Ohrschmuck ist meist groß, aber die Sachen sind dünn und deshalb doch bei aller Größe leicht. Gern werden den Flächen Miniaturperlchen aufgesetzt. In dem insularen Italien erinnert noch vieles an die Sarazenenzeit, die dort seit der Mitte des 8. Jahr-

hunderts bis zur Eroberung durch die Pisaner 1052 herrschte. Dort auf Sardinien sendet die südliche Sonne glühenden Brand hernieder, prall wird von den stechenden Strahlen der Boden getroffen, Kopftücher sind in dieser Gegend gebräuchlich, eine Notwendigkeit für jeden, der draußen ist: für Schmuck ist dann allerdings weniger Raum da.

VI. Portugal.

Unter den Ländern mit einer nationalen Schmuckgattung ist ebenso Portugal aufzuzählen. Auch die Ersten der Nation hielten bislang daran für besondere Tage fest. Die alten Reichtümer an Edelmetallen — die Goldwäschen und Silberminen des Landes waren einstmals berühmt und lukrativ — ließen von jeher Prachtliebe aufkommen und erklären namentlich, warum man dort so sehr gerade auf reines Metall sieht. Da man dennoch nicht viel ausgeben will, so stoßen wir im allgemeinen auf Filigransachen: die wirken bestechend, sind von gewisser Größe und benötigen doch keineswegs vielen Metalls. Von dieser Meinung scheinen auch die artischockenartigen Zierstücke an Halsketten und Armbändern auszugehn. Die Halsketten und Ohrgehänge sind oft von solcher Länge, daß sie bis zur Schulter und zum Gürtel hinabreichen. Sonst merkt man maurischen Stil in Form und

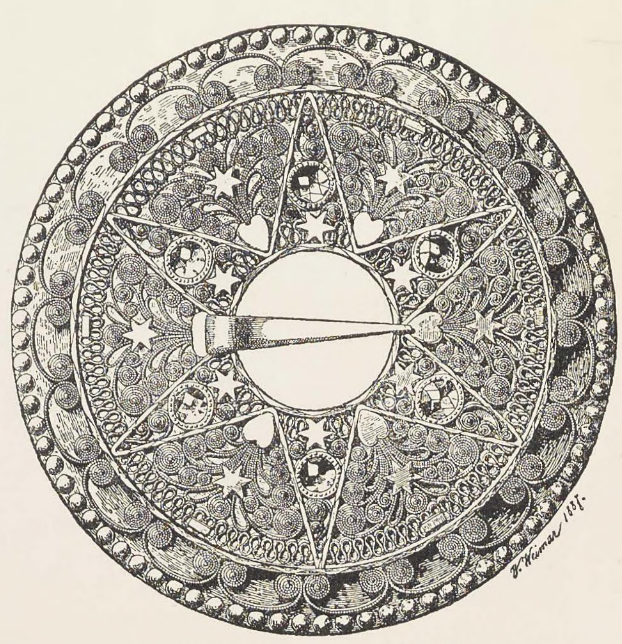
Ornamentverzierungen, daneben erscheint das Kreuz, Stern, Herz und Halbmond treten als Zierformen auf, das Medaillon ist beliebt. Häufig gewahren wir die Fläche des Schmuckstücks durchbrochen, und in dem Innern der offenen Stelle zittern lose angesteckte Anhänger, entweder mit denselben Konturen oder von anderer Form wie der Durchbruch. Leider nehmen auch diese volkstümlichen Traditionen heute mehr und mehr ab.

VII. Holland.

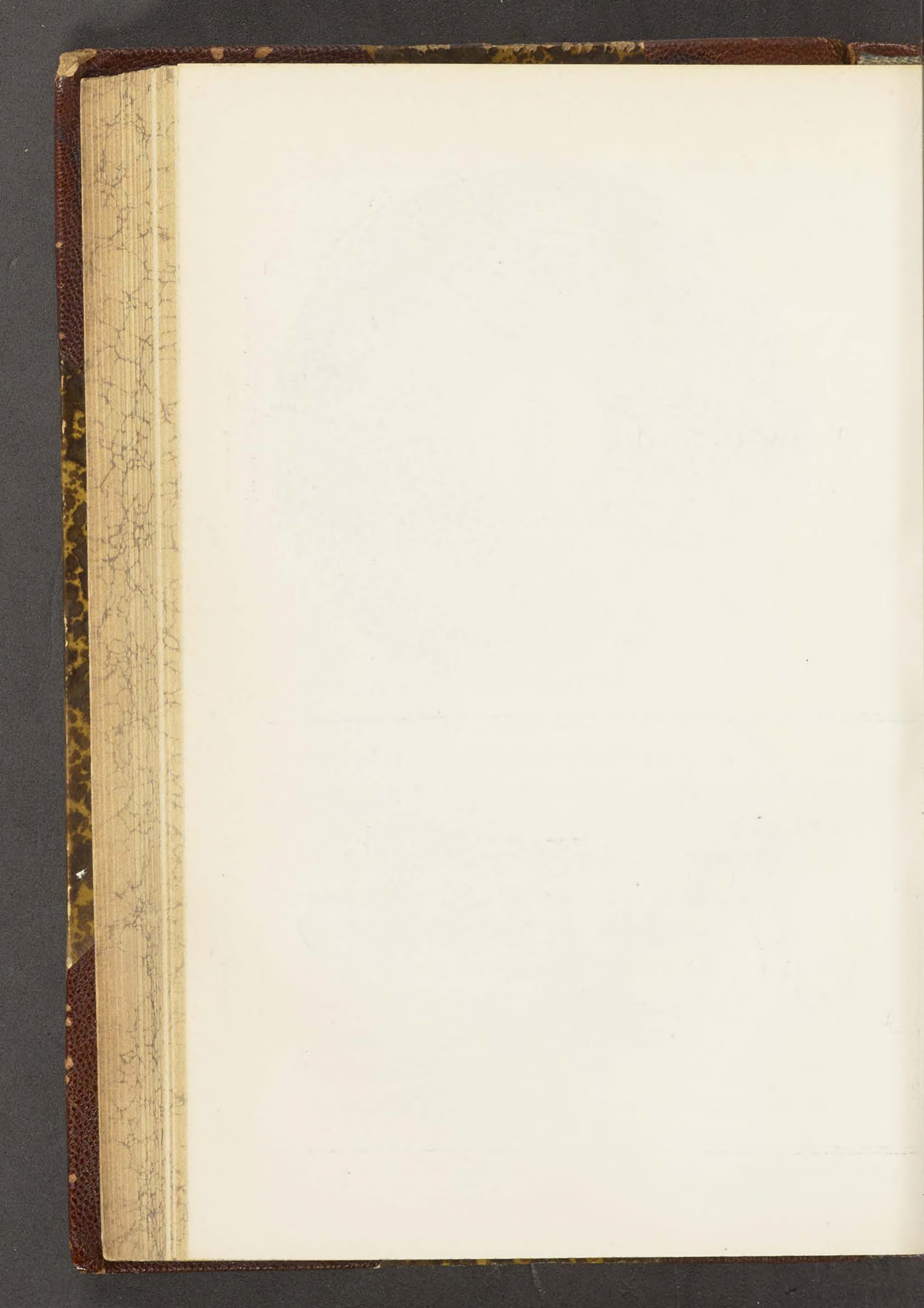
Viel Gemeinsames mit diesen portugiesischen Arbeiten in Formen und Technik hat, so merkwürdig es auf das erste Hören hin klingen mag, der Schmuck in Holland. Durch die Schmuckindustriebetriebe von portugiesischen Juden in den Niederlanden, die sich als Diamantschleifer und Goldarbeiter dort niedergelassen haben, erklärt sich aber die Tatsache zur Genüge. Die Frauen besitzen im allgemeinen eine doppelte Schmuckausrüstung, Gold für den Tag des Herrn, Silber für die Werkeltage. Nach den Gegenden ist die Art des Kopfschmucks durchaus verschieden, man kann wirklich darnach allein, nach dem die Stirn zierenden Bandblech, nach der Steckung der Nadeln, auf die Herkunft der Leute schließen: mit der ihnen eigenen Fähigkeit halten diese an der von Eltern und Groß-



Holländischer Frauenschmuck.



Vierländer Spange vom Jahre 1834.
Natürliche Größe.



eltern übernommenen Art der Schmucktracht fest. Beliebt sind überall bei Frauen und Mädchen Korallenperlen um den Hals. Für die Männer besteht der Schmuck in Zierknöpfen für die Bluse und in Gürtelplatten.

VIII. Deutscher Volksschmuck.

In der letzten Zeit erst hat man auch auf den lokalen Volksschmuck unseres eigenen Vaterlandes sein Augenmerk mehr gerichtet und sich um ihn bemüht. Und wirklich ist ihm das zu gönnen. Seine Eigenart und sinnenfällige Wirkung verdienen beachtet und hervorgehoben zu werden. Auch dieser Schmuck aber ist nicht so alt: erst als Deutschland, ein trauriges Bild von innerer Zerrissenheit bietend, in den letzten Jahrhunderten in zahllose kleine mehr oder minder selbständige Gebiete auseinanderfiel — man sehe eine Karte Deutschlands mit den 332 Territorien von 1648 bis zum Reichsdeputationshauptschluß 1803 an, der der traurigen Misere ein Ende machte — erst damals kamen diese Volkstrachten auf und gaben dem eigenartigen Volksschmuck das Dasein. Das Reich war groß, der Verkehr schlecht und gehemmt, daß die Kunstideen nicht gleichmäßig sich verbreiten konnten. Wohl sind auch in der Volkstracht der Bauern die Strömungen der Zeit zu merken, aber sie treten immer

eine ganze Weile nachher auf, wenn sie in den Zentren der Bildung fast bereits abgetan sind, und dann stets vergröbert. Gerade so, wie in ihren jeweiligen Vornamen und allen Ansichten noch heute die ländlichen Verhältnisse rückständig sind, aber doch immerhin von der Großstadt beeinflußt werden.

Silberfiligran, mit oder ohne Unterlage und spärlich vergoldet, größere Stücke gegossen, dazu Perlen, Granaten, Glasflüsse, daraus ist der deutsche Volksschmuck hergestellt. Die Bearbeitung geschieht zumeist von einfachen Schmuckhandwerkern aus der Provinz.

Norddeutschland.

Unter allen deutschen Volkstrachten ist eine der am meisten pittoresken die der alten Ostfriesen, die an der Nordseeküste sitzen. Von ihrer früheren Geltung und Herrschaft hat sie allerdings heute bereits viel eingebüßt. Die Männer schmückten ihre Kopfhaube mit Metallblättern, der Gürtel war silberbeschlagen, der von den Hüften ab zu beiden Seiten aufgeschlitzte Rock hatte die Schlitzsäume hinauf Reihen von Schmuckknöpfen, die mit Spangen zusammengehalten wurden. Reicher war das Geschmeide der Frauen. Auch die geringste mußte an hohen Tagen ihre Kleinodien haben. Die besser ge-

stellten erschienen, möchte man sagen, erstickt in Schmucksachen. Das rote Staatskostüm stand davon hoch da, ohne daß man es anzuziehen brauchte. Den Kopf zierte ein halbmondartiges Reifenstück, aus Gliedern zusammengesetzt, Gehänge waren an diesem Kopfband und an den Ohren. Schmuckpflöcke staken in den Haaren, und unten in die Zöpfe war ein elegantes Endstück geflochten. Über den Halsrand der Taille lugte die Hemdfibel hervor. Auf der Brust lag über der Mitte, in der Höhe der Herzgrube, eine große runde Zierscheibe, und zu den Seiten waren kleinere buckelförmige Platten, und Kettenwerk hing daran. Der Gürtel wies ebenfalls Metallglieder auf, von ihm aus gingen Bänder, mit Silberbeschlag, nach Art der Tornisterriemen über Brust, Schulter und Rücken hinweg, auf den Schultern saßen größere Kugeln. Metallstreifen legten sich um die Ärmel bis zum Handgelenk. Den Kleiderrock aber umstanden rings-um vom Gürtel bis zum untern Kleiderrand Längs-streifen aus runden oder viereckigen Platten, da-zwischen hingen vorn Schnüre mit Schellen hinab.

Ein schöner augenfälliger Bauernschmuck herrscht heute noch in den Marschengegenden der Niederelbe. Zierliche Hemdspangen: runde oder herzförmige, leicht gewölbte Plättchen, zuweilen mit Anhängern, an der Peripherie der Öffnung in der Mitte ist der bewegliche

Dorn angebracht — zum Zusammenhalten aber für die weit ausgeschnittene Oberjacke dient der oder jener Brustzierat.

Ich kann auch nicht mein liebes Westfalenland übergehn, dessen Tracht ebenso reich wie originell ist.

Süddeutschland.

In den Gebirgsgegenden des Südens unseres Vaterlandes fällt die zierliche kreuzweise Miederverschnürung auf, die mit Silberketten geschieht und durch Prunkknöpfe und den Behang mit Münzen noch reicher gestaltet wird. Dahinein steckt man schräg Bolzen mit ziselierten und emaillierten Kopfscheiben, die sogenannten Miederstifte. Erwähnenswert ist der Halsschmuck durch Ketten mit voluminösen Schlössern. Das Völkermuseum in Berlin zeigt Silber- und Goldfiligran, große Glasflüsse, aufgereihte bunte Perlenschnüre zu allerlei Mustern zusammengesetzt, Haarpfeile mit Haufen bunter Perlenanhängsel.

Es ist an der Tatsache nicht zu rütteln, daß Fabrikware die Volkskunst mehr und mehr zurücktreten läßt, nur mehr abgelegene Ortschaften daran weiterhin zäh festhalten und man lediglich ihretwegen in den Provinzstädten in dem Juwelierladen die sonst veralteten Sachen führt.

IX. Skandinavien.

Trotz des nicht so kostbaren Stoffes zeigt der skandinavische Schmuck Pracht und Schönheit. Sparsame Vergoldung, schlechtes Silber, Kupfer, Glasperlen und imitierte Steine — soweit nicht inländische Topase und Amethyste verwertet werden oder geschliffener und polierter Bergkristall. Statt des blendenden Glanzes fröhliches Zusammenstimmen der Farben. Als Anhänger, auf den Gegenständen selbst oder am Rande angebracht, treten runde konkave Scheibchen, Glöckchen, Kreuze, Schildchen auf, deren Schillern und ein leises Anschlagen der Metalle Eindruck macht. Die Grundflächen sind mit schön gemusterten perlenartigen Ornamenten versehen. Über die Urquelle des Schmuckes der Schweden und Norweger sind die Ansichten geteilt. Während die einen von Beziehungen zu altnordischen Verhältnissen sprechen, raten die andern auf Byzanz. So ohne Einschränkung wird sich alles beides nicht halten lassen. Ebenso wie die anderen Sonderschmuckarten dürfte auch diese Gattung, bei aller Anerkennung uraltester Motive, nicht sonderlich alt sein.

Interessant wird jedem aufmerksamen Beobachter die weite Verbreitung der Filigrantechnik als Volkskunst sein, die uns am Ende in gleicher Weise bei den

Bewohnern des nördlichen Skandinaviens wie bei den Völkern des Orients bis nach Ostasien hinüber immer wieder begegnet.

Das 19. Jahrhundert.

I. Die Wirkungen der französischen Revolution.

Sitte, Tracht und Kunstübung waren mit der Neige des 18. Jahrhunderts aus den alten Bahnen jäh gerissen worden und traten in abweichende Verhältnisse ein. Feste Ziele und Tendenzen vermögen wir in dem nun folgenden 19. Säkulum nicht zu gewahren, ein steter Wechsel der Mode in allem ereignet sich fast schon mehr von Jahr zu Jahr. Die alle Grundfesten der menschlichen Gesellschaft erschütternden Stürme der Revolution ließen eine ruhige Fortentwicklung auch auf unserm Gebiete nach künstlerischen Prinzipien nicht wohl aufkommen. Die neu sich eröffnenden und erleichterten Verbindungen löschten übrigens daneben weiterhin die eingelebten nationalen Traditionen aus, die Maschine löste „die bisher gewohnte beschauliche Art kunstgewerblichen Schaffens" ab, der Gewinn erstrebende Zwischenhandel des Geschäftsmannes bemächtigt sich des ganzen industriellen Arbeitens. Ein unsicheres Tasten und

planloses Sichabmühen tritt in dem Stil der Folgezeit in Kunst und Gewerbe zu Tage.

Der sinnige Kunststil Louis seize war durch die Umwälzung von 1789 plötzlich und völlig vernichtet. Wie ein Sturmwind hatten jene entsetzlichen Vorkommnisse alles weggefegt, was in Frankreich bisher als unumstößliches Gesetz gegolten hatte und als solches auch von dem übrigen, Frankreich nachahmenden und nach seinen Beispielen sich richtenden, in sein Vorbild sich schickenden Europa anerkannt worden war. Staats- und Völkerrecht ebenso wie die alten religiösen Grundsätze flogen durch die Minen der falschen Freiheit gesprengt in die Luft. Die greuelvolle Zeit der Schreckensmänner widert mit ihrem Schmuck einen feinen Geschmack an, zumeist hatte das, womit man sich putzte, deutliche Beziehungen auf die Zeit hin. Gern wurden Steinchen von der zerstörten Bastille in den Schmuck eingelassen, Kokarden, emailliert in den drei Farben der Trikolore, wurden als Broschen vorgesteckt, als Anhänger kleine Guillotinen getragen.

Was Schönheit der Körperbildung damals! Geradezu Verunstaltung der Körperform bezweckten die Incroyables vom Jahre 1793, die ersten Weibertrachten der Sauvages und Merveilleuses. Aber dann kam die Besinnung. Die Franzosen müßten nicht

Franzosen gewesen sein, hätten sie sich ihres natürlichen Gefühls für Schönheit und Grazie, für Pracht und Schmuck so ganz für immer entschlagen wollen. War denn hier die republikanische Freiheit, das Ideal des neuen Völkerfrühlings, wirklich solch ein Hindernis? Waren nicht die alten Hellenen so freiheitsstolz wie einer und doch die Hüter der Schönheit gewesen? Schönheit hieß es denn fortan wieder pflegen, nach der kurzen Verirrung. Die Formen des Körpers sollten dabei durch die Bekleidung eher in ihren Reizen gezeigt als verdeckt werden. Die elegante Damenwelt ließ die Unterkleider fast ganz weg, in einem einzelnen Falle, der selbst aber jenen wilden Republikanern als zu toll getrieben erschien, auch wirklich ganz weg. Nur ein seidenes Trikot unter dem Peplos — o das Bild eines Kostüms, das die reizende Madame Tallien auf einem öffentlichen Balle in Paris trug! Armbänder, Knöchelringe, ja Ringe über den Zehen der sandalenbekleideten Füße schmücken die aus dem Schlitze der Tunika bis über das Knie sichtbaren Beine — ja es war eine sehr reizvolle und doch so unantike Tracht. Es sind das die Tage der Direktorialregierung, da sich die pariser Welt in solcher antikisierenden Kleidung gefiel. Der von den Kleidern fast entblößte Leib bot reichlich Raum für Geschmeide. Wohin wir blicken, Goldschmuck also an allen Glie-

dern, Goldreife im Haar, Ringe an Ohren, Arm und Finger, am Fußgelenk, an den Zehen, Goldgürtel, die entblößte Brust allerdings frei und blank, Spangenwerk an den Schlitzen des Kleides. Schwere metallene Quasten an den Enden des roten Shawls, die beim Überwerfen die Drapierung nach griechischer Art erleichterten. Für die Entwicklung der Kunst ist dies Treiben allerdings wertlos geblieben.

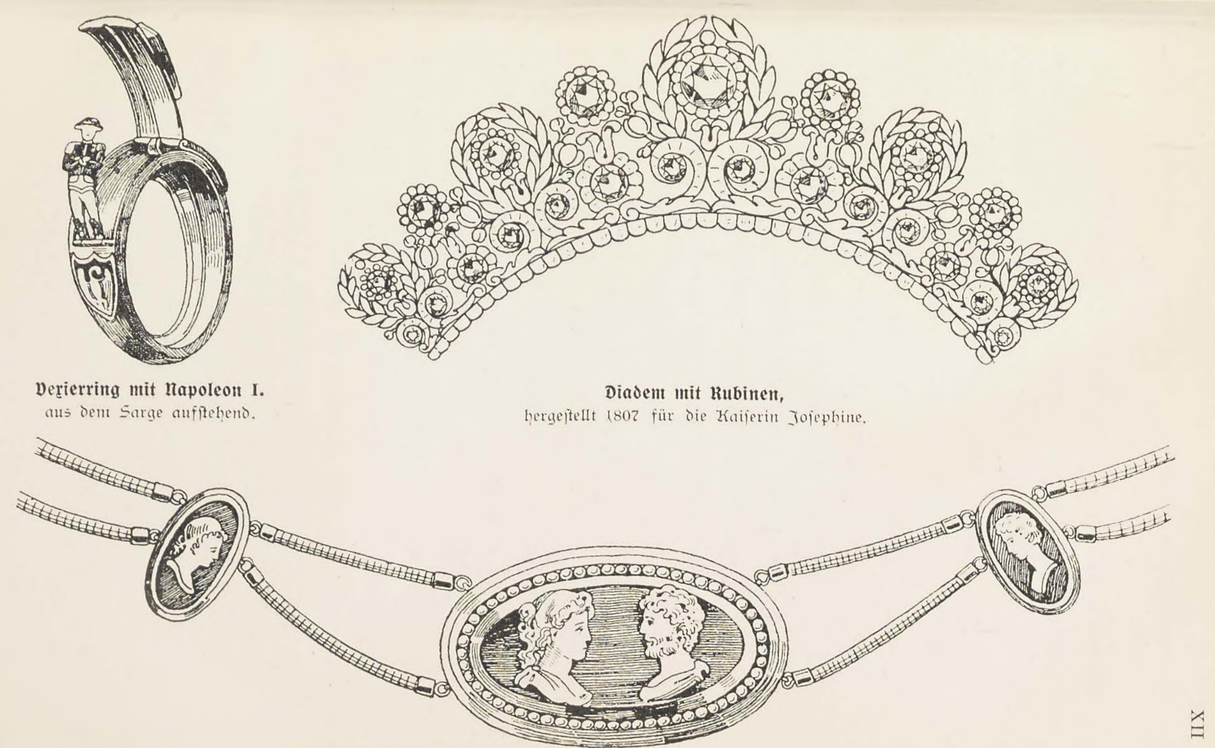
Und die Männer? Die Kniehose, die Culotte, wich auch damals dem langen Beinkleid, dem Pantalon; der Spottname Sansculottes für die extremen Republikaner ist nicht auf die Verwerfung der Hose überhaupt, sondern nur der Kniehose aus. Die Folge des langen Beinkleids aber war die Erfindung des Hosenträgers. In Deutschland fand die Neuerung erst allgemein Eingang, als Friedrich Wilhelm III. auf der Promenade der Bäder von Pyrmont 1797 in dieser Tracht erschien. Von Schmuck aber rings bei den Männern keine Spur.

Eine Zeitlang trat dann ein Stillstand in der Schmuckverwertung und der Schmuckproduktion ein. Die Kaufkraft war gesunken, so mußten auch die Liebhabereien abnehmen. Die Revolution und die Kriege, die sie mit sich brachte, kosteten nicht nur Ströme kostbaren Blutes und Menschenkräfte, sondern auch Geld und Geldeswerte. Der junge Brigadegeneral

Bonaparte war froh, von einem Diener der Madame Tallien Tuch zu einem neuen Rocke zu erhalten, und die Geschichte von der unbezahlten Wäscherechnung des späteren Kaisers, die Sardou in Madame Sans-Gêne so reizend vorbringt, kommt der Wahrheit auf ein Haar nahe. Man hatte kein Geld für schöne Stoffe und Juwelen anzulegen, und dieser Geldmangel war, etwa England ausgenommen, international. Sparsamkeit überall, die Kleider suchte man zu schonen, lange zu tragen, auch die unabweislich nötigen Anschaffungen wurden so billig wie möglich eingerichtet. Sparsamkeit und abermals Sparsamkeit. Auch das enge Kostüm von damals kam dem entgegen; an den engen Anschluß des Kleides an den Körper, an die Verschiebung des Tailleneinschnitts unter den Busen war man bereits durch die pseudoantike Tracht gewöhnt worden. Sparsamkeit waltete auch im Schmuck vor.

II. Der Empirestil.

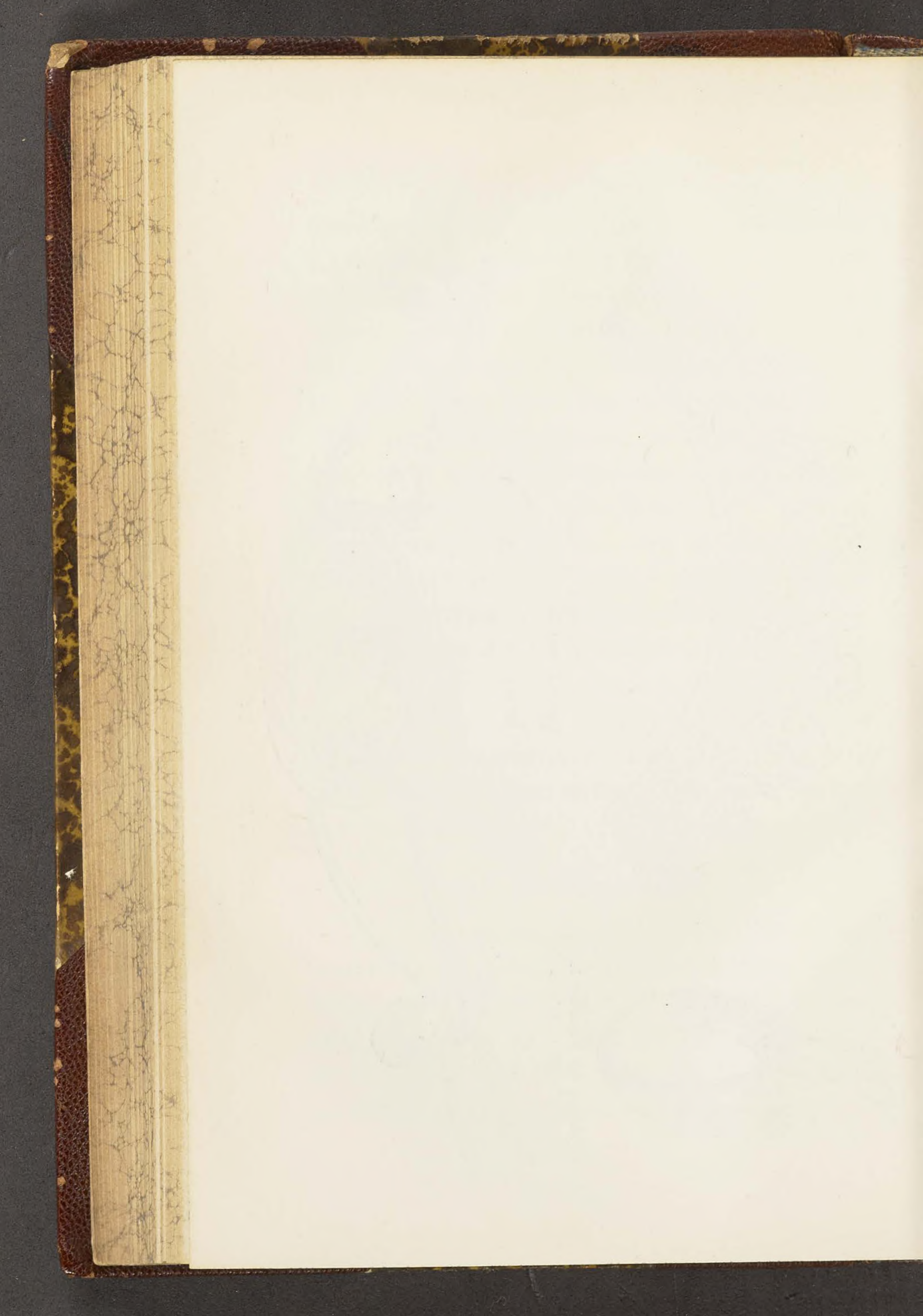
Das erste Kaiserreich brachte keine wesentlichen Formveränderungen. Aber man sah während seiner Glanzzeit auf einen edeln Reichtum und gediegene Pracht der Stoffe und des Ausputzes. Und zugleich des Schmucks. Nichts Affektiertes, kein Renommieren: das Kokette in Tracht und Schmuck wurde abgewiesen.



Vexierring mit Napoleon I.
aus dem Sarge aufstehend.

Diadem mit Rubinen,
hergestellt 1807 für die Kaiserin Josephine.

Kollier mit Kameen, nach einem Porträt der Kaiserin Josephine.



Aber Frische und Natürlichkeit waren auch nicht zu finden, die heitere diesseitige und doch ideale Harmonie des antiken Geistes, dies echt Klassische, fehlte ganz, alles kam am Ende immer wieder nur auf eine steife gekünstelte, gemachte, äußerliche Wiederholung des Antiken hinaus. Wie anders stand die Renaissance zum Klassischen! Die Herstellung geschieht allerdings in geschickter Weise, das hat man von den früheren Zeiten der Höhe behalten. Ungemeine Freude hat man an Kameen, die Halsketten setzen sich oft aus solchen durchweg zusammen, Ringelglieder vermittelten den Übergang von einer Gemme zur andern. Die Anhänger haben tulpenartige Krugform. Vorsteckschmuck und Kämme hatten dicke Topase in eleganten sparsamen Umkleidungen, bei den Broschen machten sie zuweilen das Ganze und alles aus. Die Vorfälle der Zeit zeigen sich in den Motiven der Schmucksachen, den politischen Begebenheiten entnahm man seine Ideen. Die Tarnoczysche Sammlung enthält einen originellen Vexierring mit Napoleon I., aus dem Sarge aufstehend: durch einen Druck auf eine Feder öffnet sich der Deckel eines Kästchens in der Ringschiene und der Kaiser kommt hervor.

Der sogenannte Empirestil, der sich in Frankreich während des ersten Kaiserreichs in dem Haschen nach Klassizität und in dem Streben, die römische Kaiserzeit

nachzuahmen, in allem, in Architektur, Dekoration der Innenräume, im Mobiliar und dem andern Kunstgewerbe, und so nicht minder in den Frauentrachten geltend machte, ergoß seinen Einfluß auch auf die anderen Länder. Der französische Einfluß, der in den Tagen der höchsten Brandung der Wogen der Revolution immerhin geschwunden war und teilweise England hatte weichen müssen, gewann nun wieder seine volle Kraft in der Kulturwelt. Überall, mit mehr oder weniger Geschmack freilich, wurden wieder französische Formen maßgebend, wenn sie sich auch mit den aus England kommenden mischten.

III. Die Zeit der Restauration.

Die Reaktion dann nach Napoleons Sturz hatte auf Tracht und Schmuck keinen sehr wesentlichen Einfluß. Viel Prunk ist nicht da. Man muß verzichten: arm sind die Länder immerhin durch die Wirren und Umwälzungen der Zeit, und lange dauert es, bis sie sich wieder erholen. Kleinlich, pedantisch, resigniert nüchtern schaffen die Goldschmiede, aber mit stillem Fleiß und Arbeitsamkeit: die Ideen ohne Saft und Kraft, Sentimentalitäten laufen unter, aber peinlich sauber sind die Schmucksachen ausgeführt.

In Stahl hatte man eine Menge Kleinigkeiten schon etwas früher herzustellen geliebt, aber wieder

davon abgelassen. Es war Handarbeit mit Hammer und Feile in weichem Eisen gewesen, hernach geglüht und gehärtet, und der Stahl wurde dann blank poliert. Von England beeinflußt, geht man nunmehr auch zu Eisenschmuck über. In Deutschland wird diese Art um die Befreiungskriege herum besonders bevorzugt. Feinguß in Eisen, poliert und schwarz gebrannt — alles nette schlichte Sachen, hier und da mit Silberfassung und dadurch wertvoller gemacht. Die Formen der klassischen Zeit behält man noch bei, daneben greift man zu solchen aus der Gotik.

IV. Die Schmuckideen der Romantiker.

Als eine natürliche und berechtigte Reaktion gegen die einseitige Aufklärung des Anfangs des Jahrhunderts, gegen platten Utilitarismus und dürre zersetzende Verstandesmäßigkeit, die den Bedürfnissen des Gemüts- und Phantasielebens nicht gerecht wurde, war unterdessen die Romantik aufgetreten. Die Empfindungen der Zeit verlassen die Bahnen des Alltagslebens, eine gesteigerte ahnungsvolle phantastisch-ideal oder gemütlich erregte Stimmung tritt uns entgegen. Diese romantische Richtung, die die steifen Regeln des französischen Klassizismus sprengte und auf die Weltauffassung des romanischen Mittelalters zurück-

griff, hat sich, wie im geistigen und literarischen Leben der Völker, so auch in der Kunst bemerkbar gemacht. Man meinte in der Vergangenheit unbedingt das Ideal besser verwirklicht als in der Gegenwart, so war mit dieser Richtung eine innige Vorliebe für die Geschichte verknüpft: der geschichtliche Sinn, der vergangene Zeiten liebevoll zu begreifen sucht, ist recht eigentlich romantisch. Man sah zu den alten Zeiten des Vaterlandes hinüber, aber man verlor sich dabei zumeist eben im Mittelalter mit seinem tiefen religiösen Gemütsgehalt, seinen ritterlichen schwärmerischen Gesellschaftsidealen, seiner phantastischen Wunderfreudigkeit, seinem Übergewicht von Glauben, Phantasie und Gefühl über Kritik und Verstand. Und was man da sah, eignete man sich gründlich an. Jede nüchterne Verständigkeit ging ab, phantastisch-zerflossen, eigentlich form- und zwecklos sind die Gedanken und Darstellungen in Literatur und Kunst dieser Periode.

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus war diese eigenartige Richtung vorhanden. Aber die romantischen Ideen führten unsere Schmuckkunst nicht weiter. Mit seiner schwärmerischen Hingabe an die Vorzeit des Vaterlandes hoffte man der Kunst etwas Gemütreiches, Volkstümliches, Packendes zu gewinnen, etwas, das dem Landsmanne naheginge. Aber einen wirk-

lichen Erfolg hatten die Bemühungen nicht. Die Neigungen der Zeit offenbaren sich in den Motiven der Schmucksachen: Burgen, verschämte Mägdelein, Ritter mit Schild und Speer. Symbolisch wird auf das politische und geistige Leben der Zeit angespielt: des Ringens Griechenlands um seine Selbständigkeit gedenkt man in einer Krawattennadel, die einen Griechen darstellt, der träumerisch auf den Ruinen seiner Heimat trauert. Die Scottschen Romane zeitigen Darstellungen von schottischen Mützen, Jagdtaschen u. dgl. als Anhänger oder für Broschen. Der wohlfeilere Schmuck nimmt — ein testimonium paupertatis mit für den Stil der Schmuckkünstler jener Tage — verflochtene und zusammengeschlungene Lederriemen als Vorlagen für Schmucksachen und gibt dergleichen in Metall wieder. Breite Goldflächen waren diesem Genre eigen: deren aufdringliche Renommisterei, ohne daß eine tiefere künstlerische Durchbildung das qualitative Gegengewicht gegen dies quantitative Massenprinzip geboten hätte, konnte nicht angenehm wirken. So waren Stilgefühl und allmählich auch die Technik gesunken, daß sie kaum tiefer hinabkonnten. Gedankenleer das ganze Kunstgewerbe. Und die Maschine, die besonders gepreßte Sachen viel und leicht lieferte, drückte den Sinn für echte treue Handarbeit nur noch mehr hinunter.

V. Kunstgewerbliche Reform.

Das Julikönigtum von 1830, da an Stelle der entthronten Bourbonen Louis Philipp, Herzog von Orleans, gewählt wurde, halb bürgerlich, halb aristokratisch, war zu charakterlos, um sich eigenartige Formen zu schaffen. Das wurde sofort anders, als nach der Vertreibung der Orleans am 2. Dezember 1852 Napoleon III. mit seiner schönen Spanierin nicht nur die Zügel der Regierung in Frankreich, sondern auch die der Mode von Europa erfaßte. Die Erhebung Frankreichs bis zu einer fast hegemonischen Stellung in Europa für alle Dinge war die Frucht einer Reihe glänzender Kriegserfolge. Der ganzen phrasenhaften Existenz des Herrscherpaares jedoch entsprechend begann die Mode damals ebenfalls etwas prunkvoll Aufgebauschtes zu gewinnen: die Krinoline, die bei ähnlichen Verhältnissen schon in früheren Jahrhunderten unter verschiedenen Namen die Form der weiblichen Tracht gebildet hatte, kam nun unter dem Schutze Eugeniens als allerneuestes wieder auf: die unmäßige Weite des Kleides gab ja reichlich Gelegenheit, wie es der Hof erstrebte, die französische Seidenindustrie zu unterstützen und zu heben.

Was nun aber den Schmuck anbelangt, so beginnt für ihn hier um die Mitte des vergangenen Jahr-

hunderts eine neue Zeit der klaren Schönheit und Grazie heraufzuziehen. Das Zeitalter der Weltausstellungen hatte begonnen, die den Stand der Technik bei den verschiedenen Völkern zu vergleichen, die technischen Fortschritte zu verbreiten und auszugleichen bestimmt waren, jedes Land bemüht, seine nationale Besonderheit zu beweisen. Der Ausdruck der Universalität von Handel und Industrie, sofern sich in diesem friedlichen Wettbewerb die innigeren Beziehungen zwischen den Kulturvölkern zeigen, haben die Weltausstellungen eben doch nicht kosmopolitische Tendenzen. Die Londoner Ausstellung von 1851 eröffnete den Reigen und warf sogleich Anregungen und Grundsätze auch in das Schmuckgewerbe hinein. Wie in das ganze Kunstgewerbe. Es zeigte sich überall, daß wohl nach der gewerblichen Seite, in Bezug auf Zweckmäßigkeit die Gegenstände des Gebrauchs vervollkommnet, das Ästhetische aber durchaus vernachlässigt war. Gegen die glänzende dekorative Kunst des Morgenlandes stach das, was Europa leistete, entschieden ab, daneben bot nur Frankreich einige Eleganz und Sicherheit, wo man sich zusammennahm. Es wurde den Führern der Völker erschreckend klar, daß für die Hebung der künstlerischen Seite des gesamten gewerblichen Schaffens etwas geschehen müsse, daß neue leistungsfähige künstlerische Kräfte

notwendig gewonnen werden müßten, daß aber solche Kräfte, wie sie damals hier und da Frankreich allein noch besaß, nur durch Unterricht und gründliche Schulung gebildet werden könnten, daß vorerst bei dem allgemeinen Verfall des Geschmacks dieser nur wieder durch das Anschauen der musterhaften Arbeiten früherer Kunstepochen gehoben und Laien wie Künstler an den Meisterwerken und Musterbeispielen der Vergangenheit in ihrem Urteil und Schaffen erzogen werden müßten, und daß hier, bei solchen bedeutenden Zielen, nur mit großen Mitteln auszukommen, mit Staatsmitteln einzugreifen sei.

Wohl bestanden seit dem 16. Jahrhundert, aus einem regen Sammeleifer hervorgegangen, sog. Kunstkammern an den Fürstenhöfen Europas. So das Grüne Gewölbe in Dresden, dessen Hauptschätze allerdings dem 18. Jahrhundert angehören, die Reiche Kapelle in München, die Schatzkammer des Kaiserhauses in Wien. Die modernen Kunstmuseen sind aber nicht aus dieser Sammellust, sondern aus der bestimmten Absicht heraus gegründet worden, der Kunstindustrie gute Vorbilder zu schaffen.

Die Erkenntnis brach sich zuerst in England Bahn und führte zur Gründung des South-Kensington-Museum. Mit diesem Unternehmen begann dort ein neues Leben auf kunstgewerblichem Gebiete. Die

pariser Weltausstellung 1867 zeigte die Früchte der Bemühungen: die englische Kunstindustrie trat dort bereits der französischen fast ebenbürtig und eigenartig entgegen. Das Beispiel Englands aber hatte inzwischen Nachfolge in Österreich erweckt. Auch durch Sempers Schriften war man hier in vielfacher Weise angeregt worden. Anfang Mai 1864 wurde denn das Österreichische Museum für Kunst und Industrie eröffnet. Und das Institut stellte bald eine bestimmte Kunstrichtung dar, die man im allgemeinen als die stilistische bezeichnen kann und die die Prinzipien und Gesetze in der Kunst und im Geschmacke gegenüber den französischen Naturalismen zu betonen sich befleißigt. Es währte nicht lange und die Erfolge der Bestrebungen wurden auch hier recht bald offenbar und erweckten nun ähnliche reformatorische Bewegungen auch in den übrigen Ländern. In Rußland z. B. wurden die Museen und mit ihnen Kunstgewerbeschulen in Petersburg und Moskau gegründet. In Deutschland ging Berlin voran, wo ein Verein von Privaten 1867 das Deutsche Gewerbemuseum gründete, das dann unter J. Lessings Leitung als Kunstgewerbemuseum eine große Staatsanstalt wurde, an wissenschaftlicher Bedeutung der wienerischen in jeder Beziehung überlegen. In Hamburg wußte Brinkmann ein Kunstgewerbemuseum mit auserlesenen Schätzen

zusammenzubringen. In Dresden unternahm es Graff eine Anstalt zu schaffen, die vorzugsweise praktischen Zwecken dienen sollte, ähnlich dem bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg, das Stegmann auf seine Höhe brachte. Als jüngere Schöpfungen dieser Art ragen die Museen in Düsseldorf, Köln, Leipzig, Offenbach, Karlsruhe, Magdeburg, Hannover, in Österreich die von Brünn, Reichenberg, Prag, Graz, Olmütz, Lemberg, Pest hervor.

In derselben Absicht und Aussicht, das Kunstgewerbe zu heben, wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Kunstgewerbeschulen gegründet, Unterrichtsanstalten, die es sich zur Aufgabe machten, eine grundlegende allgemeine künstlerische Ausbildung zu geben, Zeichnen, Malen, Modellieren, Konstruieren, Stillehre, Anatomie, Gewandlehre, Farbenlehre, Komponieren mit Beziehung oder Anwendung auf kunstgewerbliche Aufgaben zu lehren. Solche Anstalten wuchsen allenthalben auf. Die praktische Einübung auf das spezielle Gewerbe war jedem selbst überlassen, allerdings wurden doch bald zumeist Lehrateliers mit ihnen verbunden, in denen gearbeitet und ausgeführt wird wie in den Werkstätten. Dabei wurden an den verschiedenen Orten besondere Zweige begünstigt, und so in Karlsruhe, Pforzheim, Hanau die Goldschmiedearbeiten. Auch die Kunstgewerbeschule in

Düsseldorf und die Fortbildungsschule in Schwäbisch-Gmünd haben Fachklassen für Gold- und Silberarbeiter.

Von den Museen ging ebenso eine literarische Tätigkeit für die Kunstindustrie aus. Den Anstoß gab die von Bäumer und Schnorr in Stuttgart edierte kunstgewerbliche Fachzeitschrift „Gewerbehalle". Die ähnlichen „Blätter für Kunstindustrie" kommen seit Anfang 1872 in Wien heraus. Daneben erscheinen andere. Auch Lützows Zeitschrift für bildende Kunst erhielt ein regelmäßiges Beiblatt für Kunstgewerbe, das namentlich die wissenschaftliche Seite vertritt.

Die Bewegung tat noch einen weiteren Schritt durch die Begründung der Kunstgewerbevereine, die der Unterstützung der Schulen und Museen, der Gründung von permanenten Ausstellungshallen, überhaupt der Förderung der geschäftlichen Seite des Kunstgewerbes ihre Aufmerksamkeit widmen und tatkräftige Hülfe schenken. Der bedeutendste dieser Art ist der Münchener, ähnliche Vereinigungen sind aber auch anderswo in die Erscheinung getreten, und 1883 traten die verschiedenen Kollegien zu einem Verbande zusammen.

Was im Vorstehenden vom Kunstgewerbe im großen und ganzen gesagt ist, gilt von den Bijouterien im besonderen. So bemerken wir allenthalben

in der Schmuckproduktion sichere Anläufe zu besseren Gestaltungen. Auf der Wiener Ausstellung 1873 z. B. zeigten sich zuerst schon die Erfolge der Österreicher. Sie gaben ihrem Stil eine Richtung nach der strengeren italienischen Renaissance hin und blieben dieser im wesentlichen bis heute treu. Dazu nahmen sie den ungarischen Nationalschmuck als Grundlage ihrer Ideen. Eleganz und auserlesener Geschmack zeichnet diese Sachen Österreichs aus, die stilvollen Entwürfe von Künstlern adeln sie. Wien wirft als eine Merkwürdigkeit besonders gern Silberschmuck auf den Markt, der ziseliert oder nielliert und mit Gold inkrustiert ist. Auch die wohlfeilen böhmischen Granatwaren sollen nicht übergangen werden. Aber in allem Schaffen der einzelnen Völker überhaupt gibt sich fortan ein bedeutender Aufschwung kund. Da ist nichts Flatterhaftes und Nichtiges mehr, sondern mit Sinn und Verstand ist man bei der Sache. Die Stilarten der Vorzeit werden studiert, die edle Antike, die prächtige griechische Kaiserzeit von Byzanz, die Schönheit atmende italienische Renaissance, sie werden studiert und als Muster genommen: ihre lobenswürdigen Eigenschaften, auch nach der Seite des Handwerksmäßigen hin, suchte man sich klarzustellen und anzueignen. Mag da bei solchem Streben auch manches Ledernsteife mit unterlaufen, aber die

ganze Art der Anlage, der Formengebung und der Ausführung zeigen unverkennbare Fortschritte. Was die 1878er Ausstellung in Paris bot, bewies, daß Frankreich gesonnen war, zu den Vorbildern der älteren Renaissance zurückkehren und in seinen Motiven nach ihnen sich zu richten: die Verwendung von Portraits, die Schlangenmuster, Pfau und Pelikan und andere symbolische Tiere, menschliche Gestalten, das alles weist auf Einflüsse der Renaissance hin. Dazu treten neuerdings geschmackvoll der Pflanzenwelt entnommene Motive, und ein Eingehn auf die national-französischen Stilformen des 17. und 18. Jahrhunderts ist derzeit nicht zu übersehen. Auch der Antike gedenkt man einen Platz einzuräumen. In dem Material der Gegenstände versteht man sich auf schöne Tongebung durch den Gebrauch von mehrfarbigem Gold, wie es die früheren Zeiten schon einmal aufgebracht hatten; als etwas Besonderes tritt hinzu das neuerdachte durchsichtige Email auf Goldgrund. Während man der Farblosigkeit des Silbers huldigt und hier spärlichere Vergoldung nimmt, beginnt man das Gold auch durch Email, Perlen und farbige Edelsteine zu beleben, die eingravierten Ornamente werden mit Goldfäden und Email ausgefüllt, ähnlich wie es die Japaner bei ihren Bronzearbeiten tun. Diese sind mit ihren Gold- und Silbereinlagen

und ihrem durchschimmernden Email überhaupt sowohl in Frankreich wie auch in Nordamerika nachgeahmt worden. Ausgezeichnete und stilgerechte Leistungen vermag das Haus Bapst & Falize aufzuweisen.

Belgien und Holland befassen sich mit der altüberkommenen Diamantenschleiferei. England liebt ein originelles Durcheinander von Formen und Farben, man hält es nicht bei einem einzigen mit akademischer Trockenheit vorgeführten Stile aus, eine reizvolle Vermischung und Verwischung der Stilarten wird geliebt, dazu greift man zu den schottischen Sonderneigungen des Geschmacks. Eine gewisse Vorliebe herrscht für Juwelenarbeit. Der Hauptsitz der fabrikmäßigen Schmuckerzeugung im Lande ist Birmingham.

Italien hat sich für seine massenhaft in alle Welt ausgeführten Schmuckwaren die klassische Kunst als Beispiel vorgesteckt: zierliche Filigransachen werden auf den Markt gebracht, die ebenso in der Technik wie in den Motiven z. B. an die Kertscher Funde erinnern. Die Goldschmiedefamilie Castellani in Rom darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diesen Schmuckschatz wieder in Mode und dabei die Nachahmung antiker Muster auch in ein festes System gebracht zu haben. Mit peinlicher Treue werden die

Originale nachgebildet, wobei die hochentwickelte Technik der italienischen Arbeiter, die sich in ununterbrochener Tradition lebendig erhalten hat, sehr wesentliche Dienste leistet. „Die sammetartig weiche Wirkung der Goldfäden und Goldkörner beherrscht die Dekoration, daneben treten bescheiden figürliche und pflanzliche Motive hervor sowie Email.“ Turin und Genua leisten Erwähnenswertes in dieser Art von Schmucksachen, ich nenne in Turin Twerembold & figli. Man wählt außer den griechischen auch etruskische Formen, zudem byzantinische, selbst ägyptische: den Ibis, Sphinxe, Lotosblumen, Obelisken, Hieroglyphen, die geflügelte Sonnenscheibe. Außerdem wird der Schmuck kopiert, der sich unter dem Landvolk seit alter Zeit in ursprünglicher Form erhalten hat. Bekannt sind außerdem die kleinen, in antiker Art gefaßten Mosaikbroschen von Rom und Florenz. Korallensachen fabriziert die Meeresküste. Billige Schmuckwaren liefert Mailand. Der Norden Europas, ebenso Rußland und andrerseits auch die Pyrenäenhalbinsel gehn über den von der Vorzeit übernommenen, dem Lande eigentümlichen Schmuck nicht hinaus. In Norwegen (Kristiania) versucht man auf den nationalen Schmuck des Landes zurückzukommen. Neuerdings tritt Dänemark hervor, dessen bedeutendster Goldschmied, Christensen in Kopenhagen,

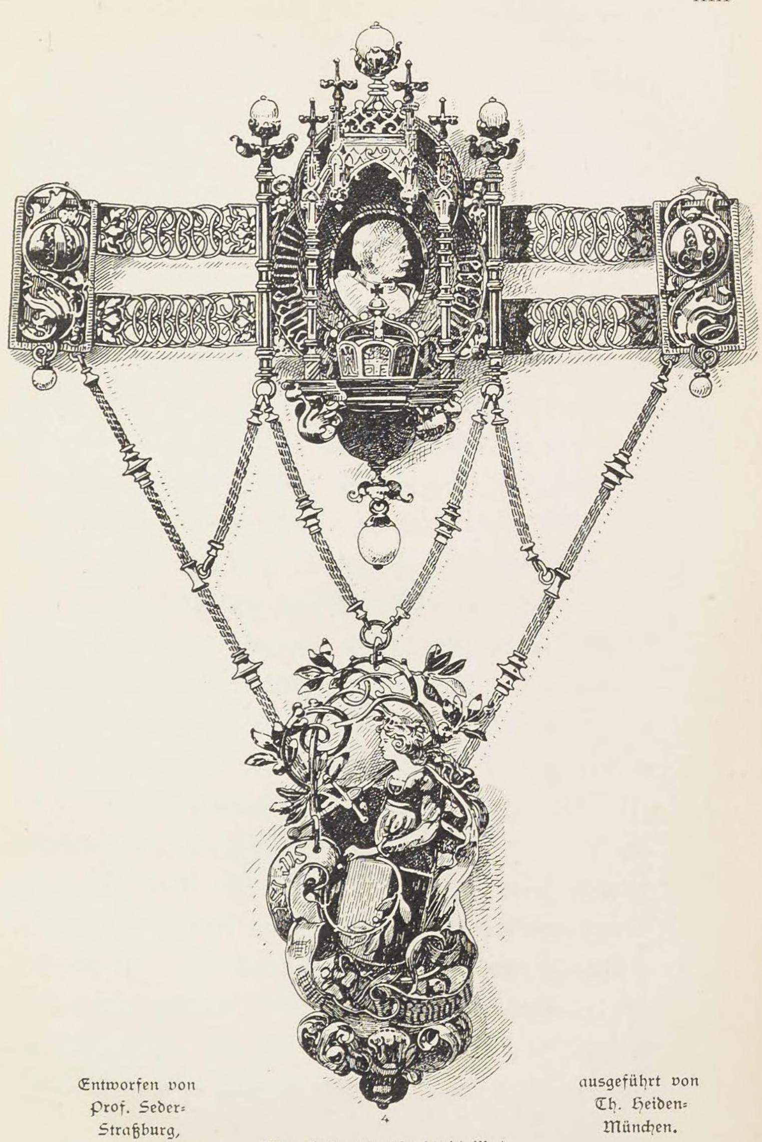
teils die aus den altnordischen Gräberfunden gewonnenen Motive auf Schmucksachen in Silberfiligran überträgt, teils die alten Originale, Fibeln, Spangen, Armbänder, direkt nachahmt. Von Spanien mag eine Spezialität erwähnt sein, die noch aus der Maurenzeit datieren soll: Schmuck aus Stahl, mit Gold und Silber zierlich inkrustiert.

Deutschland wandelte bis zu den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den Bahnen seiner Nachbarn im Westen, vermochte nur deren zuversichtlich beherzte, übermütige Zeichnung und prächtige Ausführung niemals zu erreichen und litt an pedantischer Art, bei aller rühmlichen Sauberkeit der Arbeiten. Es fehlte damals noch die nationale Selbständigkeit, so bezog man Muster wie Meinung aus Frankreich, man verarbeitete sie mit gediegen genauer Sorgfalt und nach peinlichen Erwägungen. Der Aufschwung nach 1870/71 erst führte dann zu einer begeisterten Hingabe an den Stil der deutschen Renaissance, in Bezug auf den architektonischen Aufbau sowohl als auch in der Ornamentik und der reichen Färbung, die durch Mattierung, Oxydierung, Verkupferung und Vernickelung des Silbers, durch Vergoldung und Emaillierung, durch Einfügung von Perlen, Edelsteinen und Muscheln, besonders des Nautilus, erzielt wird.

Die Sitze der Schmuckfabrikation sind heute andere geworden wie früher. Augsburg z. B., im 16. und 17. Jahrhundert mit ein wichtiger Platz für die Goldschmiedekunst in Europa, ist außer Frage gekommen.

München trat an die Spitze der Bewegung, dort erhielt das gesamte Kunstgewerbe eine eigenartige Färbung durch die Schule Pilotys. Nürnberg unter Gnauth, Karlsruhe unter Hammer und Götz, Stuttgart, auch Dresden unter Graff, Frankfurt unter Luthmer folgten nach. Zuletzt schloß sich Berlin dieser Richtung an. Die Befreiung von dem einst übermächtigen französischen Einfluß wurde endlich vollzogen. Lebhaftere, wirkungsvollere Ideen zeigte alsbald das deutsche Schmuckgewerbe. Man kann dabei deutlich unterscheiden die bescheidene, etwas nüchterne, und doch so peinlich ausgefeilte Arbeit Berlins neben der kräftigen, oft gewagten Art Münchens, wie diese etwa z. B. in der bekannten Ehrenkette für die Stadt Metz zum Ausdruck kommt, die auf Befehl des regierenden Kaisers von Professor Seder in Straßburg entworfen und von Th. Heiden in München ausgeführt wurde. Berlin und München wiederum stellt sich die Schmuckproduktion gegenüber, wie sie in Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Hanau betrieben wird, und die artig und geschmackvoll und fein nüanciert auftritt. Was aus diesen süddeutschen

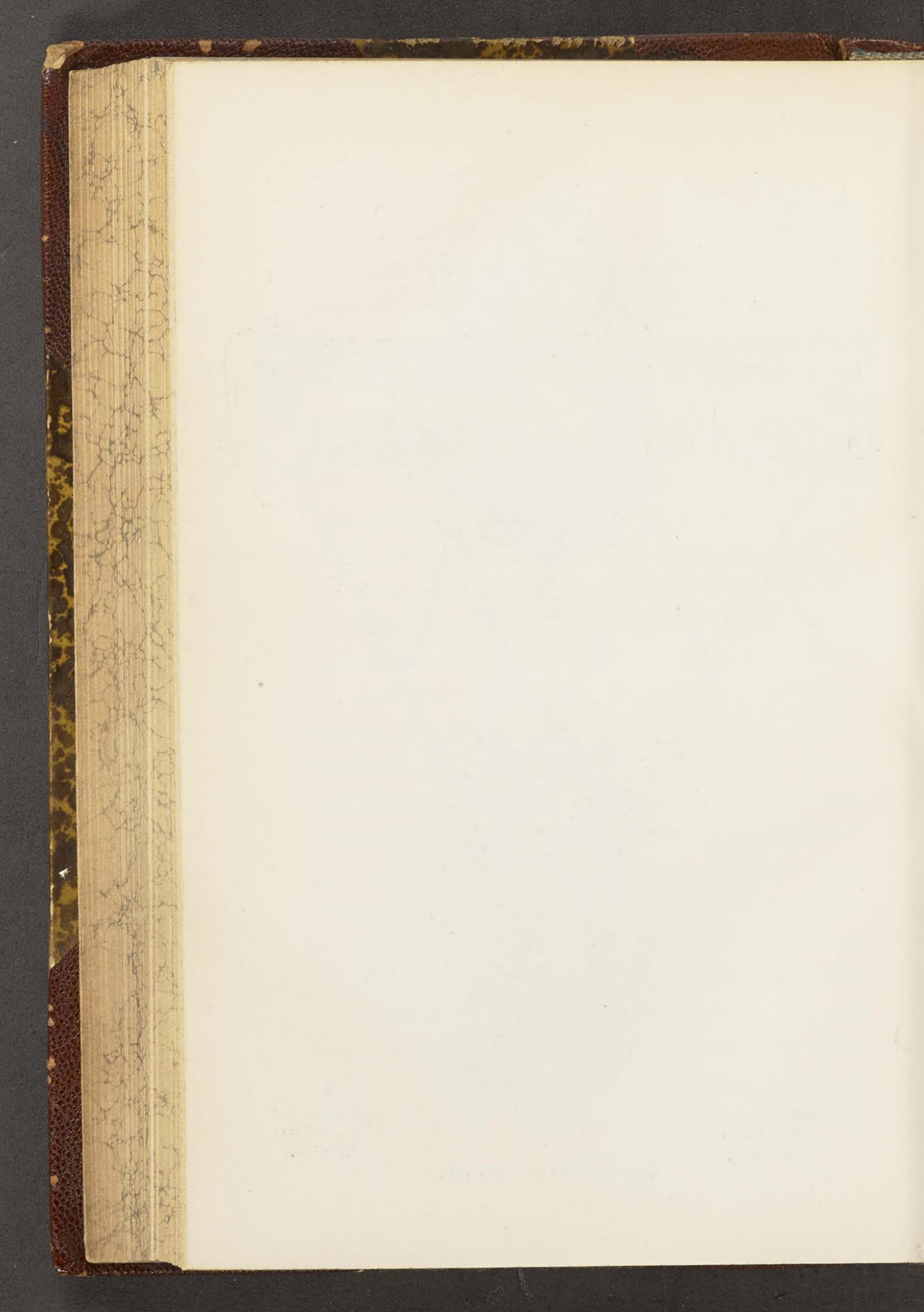
Städten hervorgeht, das beruht auf fleißigem Studium und ist zielbewußt mit sicherem Griff gearbeitet, darf man auch tiefsinniges Wesen bei der fabrikmäßigen Herstellung nicht gerade erwarten. Der Absatz dieser drei Plätze erstreckt sich nach allen Ländern des Erdballs, große Posten gehn nach Südamerika und Ostindien, Borneo, Java, Hinterindien, die dortigen Fürsten sind gute Abnehmer dieser deutschen Schmuckwaren. Die Massenfabrikation von Goldwaren, wie sie sich an diesen drei Orten herausgebildet hat, ist in solcher Ausdehnung und mit gleicher Beherrschung des Weltmarktes übrigens nirgends weiter vorhanden. Die Hanauer Edelmetallindustrie stammt aus dem 16. Jahrhundert und verdankt ihre Entstehung dem Edikt von Nantes, infolgedessen sich Pariser Goldschmiede in Neuhanau ansiedelten. Heute hat die Stadt etwa 150 Werkstätten von Goldschmieden, Graveuren, Estampeuren, Email- und Juwelenfassern mit etwa 1800 Arbeitern, sodann z. T. zur Herstellung der Bijouterie gehörig 11 Diamantschleifereien mit etwa 300, 10 Werkstätten von Silberschmieden mit etwa 250 Arbeitern. Zum größern Teile sind die Hanauer Goldschmiedearbeiten hochkarätig und feinere Juwelengegenstände, nach den Entwürfen künstlerisch ausgebildeter Zeichner gefertigt, nur zum kleinern Teile ist es gangbare Goldbijouterie. Der



Entworfen von Prof. Seder-Straßburg, ausgeführt von Th. Heiden-München.

4

Ehrenkette für die Stadt Metz.



Jahresumsatz wird auf 12—15 Mill. M. geschätzt; davon werden etwa die Hälfte in Deutschland abgesetzt, die andere Hälfte im Ausland u. zw. in allen Ländern der Erde. Gleichfalls hochfeine und gediegenste, in Bezug auf den Metallgehalt echte Goldarbeiten werden in Pforzheim ausgeführt, doch überwiegt hier das mittelfeine Genre; große Mengen billigere Massenartikel werden fabriziert: dafür ist aber auch die Jahreserzeugung mit einem Umsatz von 36—40 Mill. M. nahezu dreimal so groß wie in Hanau, obgleich diese Pforzheimer Industrie sich erst im 18. Jahrhundert aus den ersten Anfängen heraus entwickelt hat; es bestehn jetzt dort etwa 600 Gewerbebetriebe mit nahezu 12000 Arbeitern. In Gmünd in Württemberg wieder ist, feinere Goldartikel nicht ganz ausgeschlossen, außer der mittelfeinen Gattung die Silber- und die unechte Bijouterie stärker vertreten, aber auch dieser Ort mit seinen etwa 100 Bijouteriewerkstätten und rund 1500 Arbeitern führt Erzeugnisse im Werte von 7—8 Mill. M. gleichfalls nach allen Teilen der Erde aus. Unter solchen Umständen wird es nicht überraschen, wenn die deutsche Ausfuhr von Waren aus edeln Metallen im ganzen jährlich über 30 Mill. M. beträgt, ein Ausfuhrposten, der für denselben Artikel in keinem andern Lande in gleicher Höhe vorhanden ist, obgleich

doch außerhalb Deutschlands, wie namentlich in Frankreich, in gewissen Einzelheiten so viel Anerkennenswertes geleistet wird. Daneben sind in Deutschland Stuttgart, Frankfurt a. M., Dresden, Nürnberg für unsern Zweck tätig, auch Thüringen arbeitet Schmuckwaren, ebensowenig fehlt es in Hamburg an leistungsfähigen Juwelier- und Goldarbeitergeschäften.

Die einheitliche Entwicklung in Deutschland wurde zwar 1885 durch die Vorliebe für Barock und Rokoko, 1886 durch den über England und Frankreich kommenden Einfluß Japans ins Schwanken gebracht. Neuerdings scheinen naturalistische Motive wieder in den Vordergrund treten zu wollen. Jedenfalls zeichnet sich aber Deutschland heute durch künstlerische und technische Gewandtheit, erworben in dem Studium der historischen Stilarten, vorteilhaft aus.

Von Europa hat mit dem regen Eifer, der ihm innewohnt, wiederum auch Japan gelernt. Besonders überrascht dort eine überaus reiche Auswahl von Metallen und Kompositionsmassen, die in Verbindung mit Schildpatt, Perlmutter, Elfenbein und geschnittenen Steinen verwendet werden, wir sehen Ziselierung und Email, eine unübertrefflich zarte Inkrustation und feinste Kleinplastik.

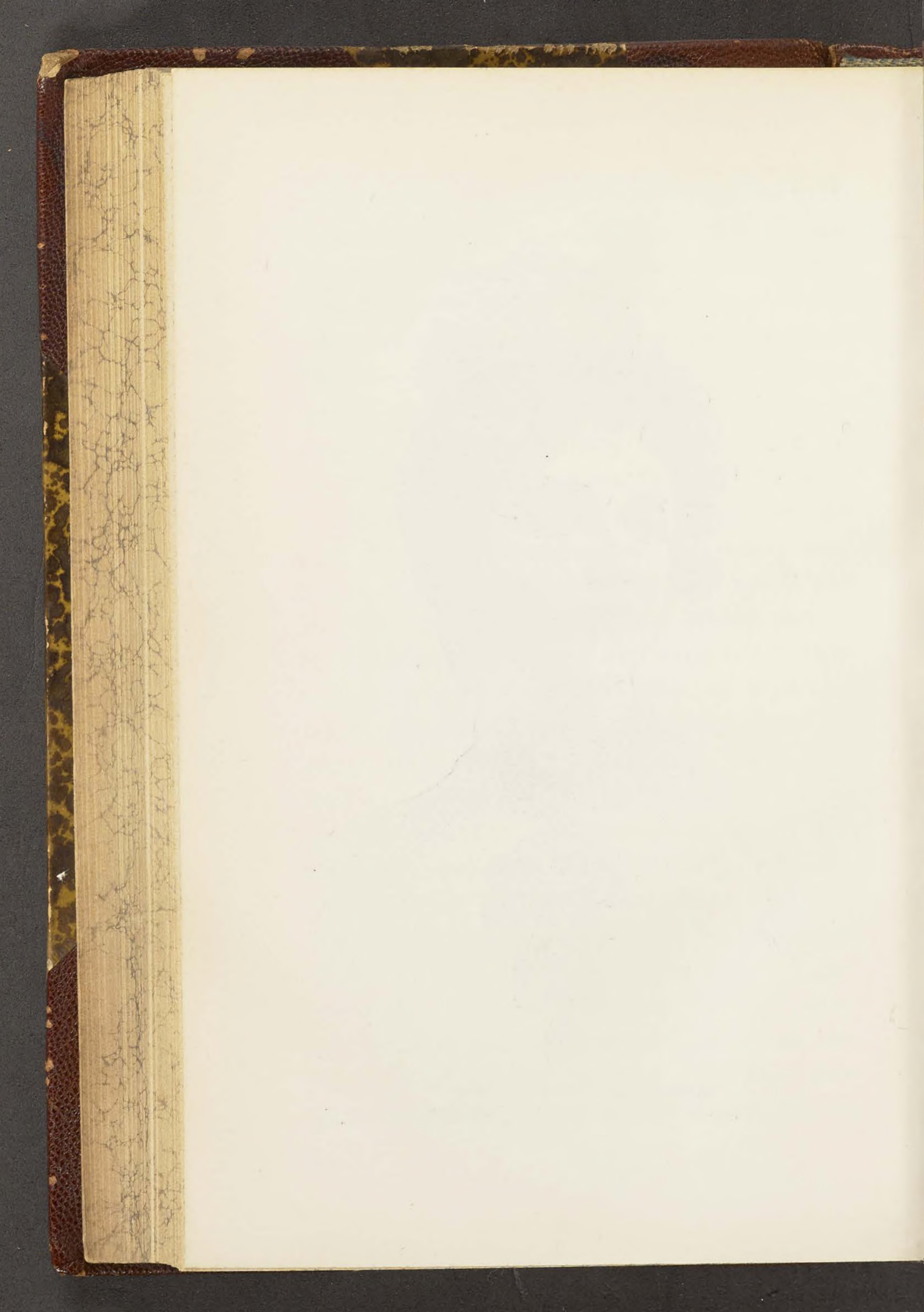
VI. Amerika.

Ein durchaus sonderbares Schmuckwesen tritt uns in der Neuen Welt entgegen. Auch bei reichen Sachen werden da minder bedeutende Schmucksteine zu Hülfe gezogen, der Amethyst, der Chrystoberyll, Topas und Aquamarin, Turmalin und andere; wenig oder gar nicht bekannte Steinarten, von denen man anderswo nichts gehört hat, finden wir in dem Prospekt eines der in Bezug auf die Herstellung von Bijouterien ersten und maßgebendsten Häuser Amerikas, Tiffany in New-York genannt: da lesen wir von einer Abart des Turmalins mit Namen Rubellit, wer weiß denn auch viel von Phrenit, von Rhodanit u. s. w.; dann die buntfarbigen Perlen, allerlei Achatarten, die zu den Quarzmineralien gehörigen Katzenaugen und Tigeraugen, versteinerte Hölzer von Arizona — fürwahr eine reichhaltige und überaus gemischte Sammlung von Materialien. Und gleichzeitig werden die kostbarsten Edelsteine verwendet, prachtvoll geschliffene Diamanten: bei uns würde man es schwerlich zu unternehmen wagen, dies alles so gleichberechtigt zusammenzustellen. Und doch, wer das sieht, was die Amerikaner daraus zu machen wissen, der muß diese geniale Geschicklichkeit bewundern, mit der sie eben alle möglichen Effekte auszunutzen verstehn. Nicht

minder wählt man in beabsichtigter Weise die verschiedensten Formenelemente aus den Kunststilen aller Herren Länder und aller Länder Epochen zusammen, neben den Ideen der italienischen Quattrocentisten und Cinquecentisten und an den Gedanken der Franzosen von der Renaissance an, des Barock und Rokoko, schöpft man aus dem Wikingerstil ebenso wie aus der Kunst Rußlands, Spaniens, Portugals, Ungarns, Griechenlands, der Türkei, Ägyptens, auch die indischen, siamesischen, barmanischen, javanischen, japanischen Leistungen werden benutzt, dazu nimmt man Rücksicht auf die alt-amerikanische Kultur, wie sie bei den Azteken in Mexiko und unter den Inka in Peru in so sonderbarer Art blühte: der Leser wird genug haben und ersehen, daß tatsächlich alles herbeigezogen wird, was irgend herbeigezogen werden kann. Dies alles wird mit einem effekthaschenden Kombinationssinn verwendet: nach einer spanischen Spitze z. B. wird ein Schulterschmuck mit Brillanten gearbeitet. Und das nennt man drüben sarazenischen Stil. Alle Licht- und Schattenseiten überhaupt der Kunstübung der Neuen Welt bislang stehn uns in diesem Schmuck vor Augen: bestechend, das Auge blendend, großartig, prächtig, sonderlich, exzentrisch, aber wenig feinsinnig und fast gar nicht tiefsinnig ist die Kunst überhaupt in Amerika gewesen. Wie ist es denn mit den



Brillantschmuck (Diadem und Kollier), ausgestellt in Chicago von Tiffany & Co. in New York.



anderen Kunstgeschlechtern! Der Reichtum und Kunstsinn des Landes offenbaren sich allenthalben, gewiß. Aber alles, auch z. B., um eines herauszugreifen, die ganze Architektur, zeigt eben alle Stile Europas in oft rücksichtsloser Mischung, die zwar europäischem Empfinden widerspricht, oft aber doch von einer wahrhaft fruchtbaren Unbefangenheit zeugt. Mag man auch oft minder glücklich etwa in der Verwendung der Renaissance sein, zwischen einer massigen oder in den Einzelheiten zu schüchternen Formengebung schwankend, weiß man auch oft hier nicht das richtige Maß zu finden, im allgemeinen wird zugestanden werden dürfen, daß ein großtalentiertes Volk aus allen Werken spricht. Und wenn wir recht zusehen, es ist am letzten Ende der Wohlstand und die freien, gesellschaftlichen Formen des Landes, die da in anmutigster Weise künstlerisch zum Ausdruck kommen.

Ist aber auf dem weiten Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes Amerika im großen und ganzen bisher in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu Europa geblieben, so beginnt es sich doch in allem langsam vom alten Kontinent zu emanzipieren. Der neuerdings ausgebrochene Konkurrenzkampf zwischen den amerikanischen und den pariser Damenmoden ist noch nicht entschieden. In Kunstfragen hat man oft bereits fast durchweg reformatorisch eingegriffen und ist

bahnbrechend vorangegangen. In den kleineren Werken, wie in denen des Kunstgewerbes, zeigt sich nun aber geradezu schon eine künstlerische Festigkeit und Feinheit der Empfindung, die hoffen läßt, daß es gelingen werde, sich einst stilistisch Europa gegenüber ganz selbständig zu machen und noch etwas an sich Eigenartiges zu erzeugen.

Die neueste Zeit.

I. Allgemeines.

Die jungmoderne, frisch und kühn aufstrebende Kunstrichtung hat sich des Schmuckes nicht allzu früh angenommen. Das dürfte verwundern, aber der Schmuck hat sich ja eben von alters her von intimerem Umgang mit den übrigen Kunstgruppen zurückgezogen, weil er selbst fühlte, daß er ihnen nicht ganz ebenbürtig war; steht er doch in der Mitte zwischen Kunstwerk und Gebrauchsstück, und nicht das freie Schaffen des Künstlers in beschaulicher Muße und getrieben vom Drange des Genies sich auszuwirken, ist ihm maßgebend, sondern der Schmuck ist in gewisser Weise vom spekulierenden, prosaisch, ohne künstlerische Begeisterung fühlenden Geschäftsmann abhängig, und der mußte ihn denn auch in neuerer Zeit immerhin

beeinflussen. Willig und in erster Linie hat sich aber auch nie die Kunst mit dem Schmuck abgegeben, denn die Technik hier ist nicht so einfach und leicht, und dazu ist der Schmuck durchweg klein und zierlich, bietet nicht genügend Raum sich künstlerisch auszugeben. So kommt es vor, daß er dem Techniker mehr untersteht als dem schönheitskundigen Meister. Das wirkte seinerseits auch wieder zurück auf das Maß, mit dem der Künstler den Schmuck schätzte. Der Künstler machte sich unter solchen Umständen erst recht nichts daraus, am Schmucke mitzuwirken, er mochte sich nicht mit Undankbarem befassen, gab sich damit nicht ab, ließ es links liegen, zu stolz, seine Kraft und Zeit dort zu vergeuden. Der Gedanke hält es nie für recht, dem Technischen ehrlos nachzulaufen. Gewiß, der Künstler hat das Technische nicht zu übersehen, aber die Technik soll sich auch ebenso dem Geiste des Künstlers unterordnen, sich dort Rat suchen, beide müssen einander ihr Vertrauen darbringen, um sich zusammen dem einen Ziele zu widmen — nur in der Hand des Künstlers wirkt die Technik Leben und Zweck.

Und daher denn die einseitige Art des Schmucks in der letzten Zeit.

Alle Stile hatte die Schmuckkunst im letzten halben Jahrhundert noch einmal durchgelebt, an den

historischen Formen der Vergangenheit sich zu schulen versucht und sie nachgeahmt, auch für das Technische hatte man dort Eingebungen empfangen. Aber mit der nun rapide immer fortschreitenden technischen Schulung wollte keiner der alten Stile recht mehr passen. Es ist ein umständliches Arbeiten und weitschweifig, wozu der moderne Mensch gelangt ist, und die alten Ideen kommen einem unter solchen Händen wie in eine Zwangsjacke gepreßt vor. Man denke sich den modernen Menschen mit seinen echauffierten Auffassungen, und daneben die Alten, sie, die schlicht und friedlich und so gar nicht überhastet zu schaffen pflegten. Nach neuen Formen sieht denn aus, was da heute Renaissance- und Rokokosachen sein sollen, dem tiefsten Wesen nach für den Kenner von dem wirklichen echten Stück so himmelweit verschieden wie ungefähr Grundmodernes auch, das keinen Sinn für Vergangenheit haben will und bewußt jeder Gemeinschaft mit dem historisch Gewordenen aus dem Wege geht.

Indem sich nun die Formen aber einseitig nach dem Technischen richteten, kam das Formengebiet des Schmuckes immer mehr zu kurz dabei, und gedankenarm drückte man sich neuerdings immer mehr lediglich in Linien aus gebogenem Edeldraht und Steinen aus: man stellt nur Kurven dar, um Steine

anzubringen, nichts weiter. Die Linie und der Glanz des Brillanten sind alles, was man behält, darüber geht man nicht hinaus. Allem Flächigen ist man abhold, Plastisches wählt man nicht, auf die Natur ging man, wie ich schon an einem früheren Orte sagte, nur insoweit ein, als sie sich für Linien und Steine günstig erwies.

Die Mode hat jedenfalls ihre Schuld dabei, die bestimmte, sich so wenig wie möglich auffallend zu tragen und ja nicht ostentativ sich zu schmücken erlaubte: diskret sollte der Schmuck sein, ein dekorativ wirksames Schmuckstück galt da für unfein.

Der moderne Stil, der sonst mit dem Zuviel an Formenzierat aufzuräumen hatte und, wo er eingriff, vereinfachen mußte, bekam beim Schmuck gerade das Entgegengesetzte zu tun: zu Formen und Farben wieder zu bekehren — auch der Sinn für die Farbe war ja untergegangen, dem Glitzern und Stein zuliebe.

Man begann denn von der Nachahmung des Historischen abzusehen, sofern es doch dem Stande der modernen Technik nicht konvenierte, und ging zur Nachahmung der Natur über, bei der der Kulturmensch allemal wieder gesunden durfte, man geriet also zuvörderst in Naturalismus hinein. Aber es war kein liebevolles Sichversenken in die ewigjungen

Schätze der Natur, sondern ein trockenes Nachbilden. Wenn man aber geistlos die Natur nachbilden will, so gerät alle Kunst dabei einmal zu einem Punkte, wo ein Wiedergeben ihr versagt ist, und ohne Plan und Ziel wankt sie einher, wenn sie dann nicht anderswohin sich wenden will oder kann. Es war recht, daß man wieder zur Natur kam, aber bedenklich wäre es gewesen, wenn man sich nur dabei beruhigt hätte: die Natur soll doch stets nur eine Durchgangsstelle für das Denken und Schaffen des Künstlers sein.

Wir haben so die Geschichte des Schmuckes bis in die letzten Tage der Moderne verfolgt. Worauf kommt es darnach nun jetzt an? Es gilt die Schätze der Natur und der Kunstgeschichte durchzusehen, was sie an dauernd Schönem und Bleibendem bieten, was auch uns wertvoll, dem Empfinden und Denken der modernen Zeit gemäß ist, und dies für den Schmuck zu gebrauchen. Dazu gilt es dem allgemeinen Kunstleben treuherzig sich anzuschließen, nicht morose und auf einen bestimmten Arbeitsmodus eingebildet abseits stehn. Das sind Pläne für die Zukunft.

Bereits gewinnt der Schmuck in unseren Tagen ein besseres Aussehen. Die Kleinplastik kommt wieder hoch, die Metallfläche wird bedeutender genommen, großflächig zu arbeiten wird beliebt, Farbe, oder wenigstens farbige Tönung verwendet; und es gibt

zu hoffen, daß bald wieder ein reiches, glückliches Leben wie in der prachtfreudigen Renaissance auf diesem Gebiet erfreuen wird, alles frühere sich zu nutze machend und daran sich hochrichtend, und doch ein Neues und Besonderes.

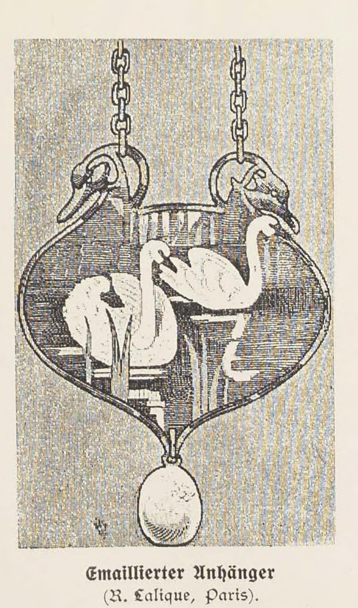
Das Folgende wird ein Entwurf bleiben und als Entwurf angesehen werden müssen. Über Zeitgenössisches läßt sich immer schwer schreiben, man übersieht es nicht hinlänglich genug.

II. Moderne künstlerische Bestrebungen.

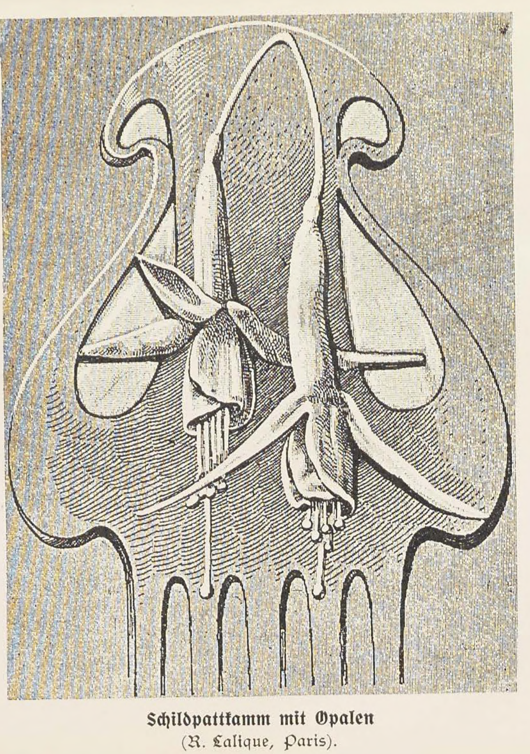
Frankreich.

Unseren Beifall nimmt zuvörderst Frankreich mit bedeutenden Leistungen in Anspruch. Berühmt ist durch die wunderbare Schönheit seiner Schöpfungen und verdient an erster Stelle genannt zu werden René Lalique in Paris. Der Name hätte noch viel früher bekannt werden müssen, als es tatsächlich geschah. Schon in den achtziger Jahren des verwichenen Jahrhunderts schuf der Mann in eigenem Atelier, und die Händler wußten ihn zu werten, brachten aber gerade deshalb aus erklärlichen Gründen seinen Namen nicht in die Öffentlichkeit. Im Salon von 95 und 98 legte Lalique dann Sammlungen seiner Arbeiten vor, und auf einmal war nun sein Name

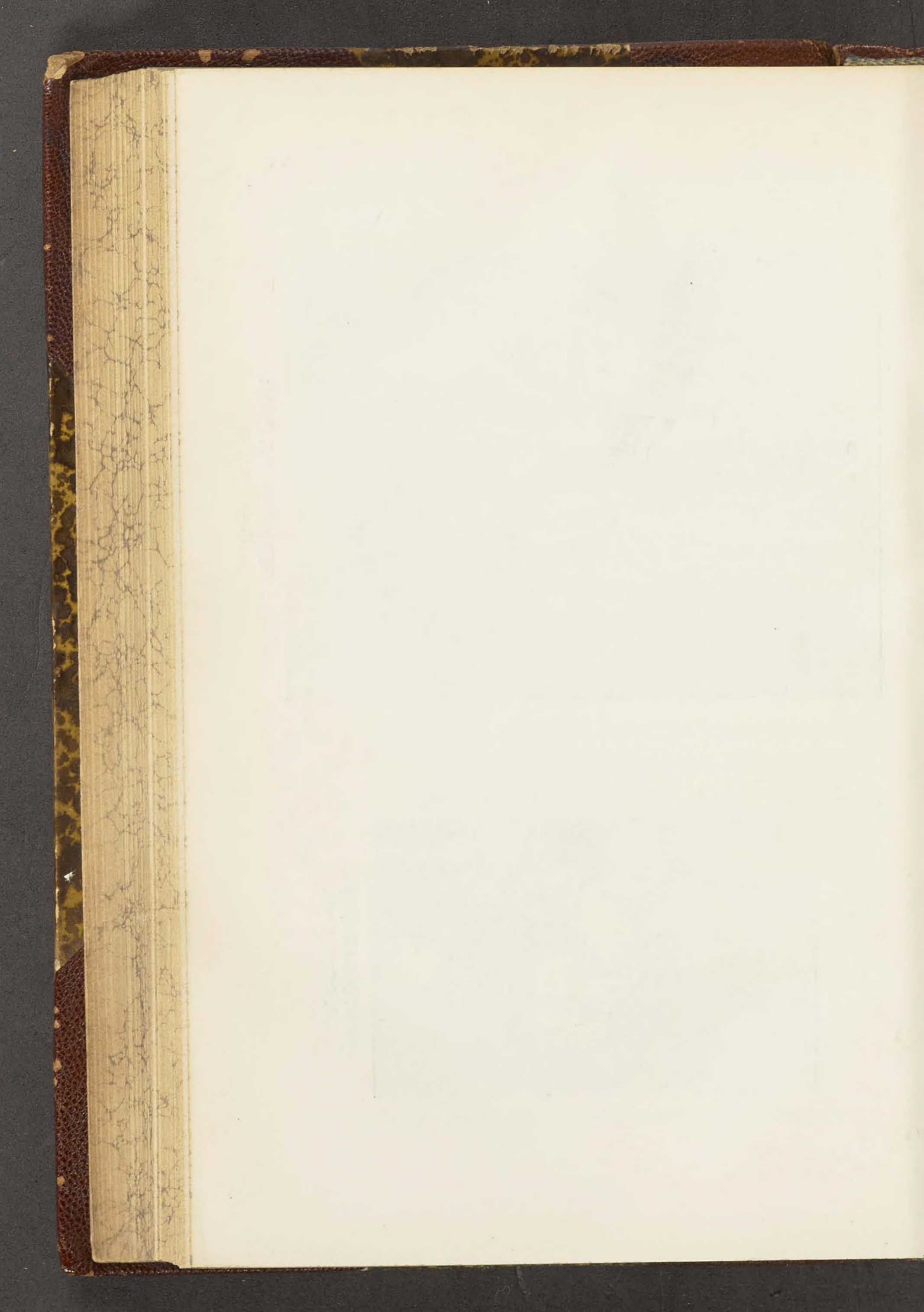
in aller Mund und sein Griffel überall verlangt. Der Meister hat Schule gemacht, seinen Geist der französischen Schmuckkunst aufgeprägt. Was ist seine Bedeutung? In Wahrheit, wer je Schmuckstücke von ihm gesehen hat, wird von ihnen so gefesselt sein, daß er die schier unerschöpfliche Phantasie dieses genialen Mannes immer wieder staunend bedenken, und daß ihm die so überaus charakteristische Art nicht aus dem Gedächtnisse kommen wird. Bei größter Feinheit der Konzeption verwendet Lalique die verschiedensten Schmuckstoffe, in deren Wesen er sich auf das liebevollste versenkt, deren Natur und Bearbeitungsweise er sicher versteht und kennt und beherrscht. Eine hinreißende Frische ist seinen Schöpfungen eigen, weil der Mann, der die Technik souverän beherrscht, nicht nach Formen, sondern nach Materialien gestaltet. Wie seine Zeichnung besticht! Die Kleinplastik und alles übt er in hervorragendem Maße. Im Steinschnitt bringt er neues. Welch ein feines Gefühl für farbige Effekte! „Weiche und gedämpfte Farbenstimmung bei mäßigem Glanze" trachtet er zu erreichen, bei ruhigem und richtigem Abwägen und Zusammenstimmen eben der mannigfaltigsten Materialien. Besonders den Opal, den heute so vielbegehrten Schmuckstein, weiß er zu gebrauchen, und das „milchige Weiß mit den vielfarbigen Reflexlichtern" bestechend zu verwenden.



Emaillierter Anhänger
(R. Lalique, Paris).



Schildpattkamm mit Opalen
(R. Lalique, Paris).



Prachtstücke sind die verschiedenartigen Kämme aus dem Atelier Laliques. Der flächige Aufsatzteil über den Zinken, stets in eigenartiger Weise ausgebildet, kommt für die Ausschmückung geradezu in Betracht. Da ist ein Werk mit den beiden gravitätischen Pfauen, deren wallenden Schweif weitausladende Seitenbogen aufnehmen. Ein Schildpattkamm mit engen Zinken und hohem schmalen Aufsatz: zwischen Zierbändern stehn drei weibliche Gestalten, die Blumenketten halten. Ein anderer Schildpattkamm mit schmucklosem Aufsatz, im Rande einer opalengeschmückten Rosette dort zwei Pfauen, der eine stolz dastehend, der breite, schön stilisierte Schweif hängt weich herab, während der andere Pfau dahinter sich vorbeugt, den Schweif hochhaltend. Ein Schildpattkamm mit Opalen, zwei Fuchsien hangen in dem Flächenstücke. Ein Kamm aus Elfenbein, mit Guirlanden in Gold, Email und Steinen, in wallendem leichten Gewande wiegt sich durch die Blumenguirlanden hindurch ein Mädchen. Wieder ein Schildpattkamm zeigt ein greuliches Meeres-ungetüm mit grätiger Rücken- und weiter Seiten-flosse. Ein anderer hat keinen Aufsatz, zwischen den vier Zinken lugen drei liebliche Mädchengesichter heraus, deren lockige Haare sich ineinander schlingen. Dazu entzückende Anhänger aller Art: da ist ein emaillierter Anhänger mit Opalen, Blütenköpfe

schweben in der Höhe, gelapptes steil sich aufrichtendes Waldkraut steht darunter her in einem Grundstück, das die Erdkrume markiert, in die die Wurzelfasern greifen — zwischen den Stengeln schwebt ein langgestreckter Opal, und ein Ring hängt unten abschließend an der Fläche mit einem Opaltropfen herab. Oder ein anderes Stück: unter Nelken schwebt an einem sonderbaren Kettengeschlinge, mit Steinen untermischt, ein Kopf, auch mit Nelken im reichverschlungenen Haar. Wieder anderswo ein Anhänger: weiß emaillierte Pfauen, mit zartem Flaumengewand dichtbekleidet, mit Smaragden. Weiterhin ein Werkchen, wieder mit Smaragden, emailliert: ein nacktes Weib, die Knochenarme spannen die anhaftenden Vampyrflügel weit aus, die kralligen Finger halten Kettenbänder, die zu der konsolartigen, nelkengeschmückten Basis sich vereinigen, auf der die Figur steht, und unten werfen sich Troddelgeflechte mit festanliegenden Strähnen herab. Ein anderer Anhänger: eine Fläche mit ovalen Buchten und weitausladenden Vorsprüngen, mit Blumen geschmückt. Ein anderer: im Herzen einer breiten Irisgruppe, die Blumen emailliert, steht steil eine schöne weibliche Figur, ganz nackt, in Achat geschnitten, wie ein wallendes Gewand fällt das dichte Haar umher herunter, die Haare, Gold, geben einen schönen Hintergrund

ab, von dem sich der hellschimmernde Leib auffällig abhebt, das Ganze aber hängt an einer wahllos durchbrochenen Scheibe, die von Ketten gehalten wird; unten ein Hängestein. Abermals ein Anhängergebilde besteht aus einer an zwei parallelen Ketten schwebenden, herzförmig geschweiften Fläche, darauf ein Teich mit Pflanzen dargestellt, zwei Schwäne, deren Leiber mit den flaumenfedrigen, vom Wind geschwellten Flügeln sich im Wasserbassin spiegeln; als Schwanenköpfe sind auch die Ösen oben gegeben, in die die Ketten fassen. Noch ein Anhänger zeigt einen edeln Frauenkopf, eine Hand steht hervor, die mit feinen Fingern Zweige hält, die sich ruhig über die ganze Fläche verbreiten, ein regellos gestalteter Stein gesellt sich unten zu dem unsymmetrisch angelegten Stück: der Kopf ist ziseliert, der Grund des Ganzen Email. Wir finden mehrere Anhänger für Ketten, längliche, nach unten breiter werdende Bandplättchen, die mit einer Zierleiste abschließen, im Plane selbst tröpfeln Blumen und Knospen herab. Dann noch eine freundliche Arbeit: ein Profilkopf, von ruhiger Schönheit, in mattweißem Halbedelstein, das Haar violett emailliert, die Schleifen an den Schläfen, und in die Locken gesteckt, in mattem Gold — Schlangen, die den Kopf umstricken, den giftigen Rachen weit aufreißend, sind aus Gold geschnitten, mit grünen

Steinen und Email, und als eine Guirlande hangen tief herab aus Gold geschnittene Rosen, rosa emailliert, das Geäder der Blumenblätter tritt deutlich echt hervor. Eine Brosche stellt einen Schmetterling dar mit ausgespannten Flügeln, deren Geäder plastisch hervortritt, doch an Stelle des Falterrumpfes liegt bei näherem Zusehen der bloße Leib einer Jungfrau schüchtern zusammengekauert da, deren Arme in die Flügel übergehn; oben der Kopf dagegen trägt wieder um des ersten Eindrucks willen Fühlhörnerchen, zu vielfachen Windungen aufgerollt. Die Figur ist in Gold geschnitten, die Flügel in grünem translucidem Schmelz. Bei einer zweiten Brosche haben wir als Umrahmung das Dreieck, die Ecken abgestumpft und die Seitenmitten zu knopfgeziertem Rollwerk ausgebuchtet, und in diesem Rahmen steht ein nackter, geflügelter, weiblicher Genius mit mädchenhaft schwellenden, weichen Formen, den Oberkörper und den Kopf wenig zur Seite geneigt. Nun ein Brustschmuck: ein Kopf mit träumerisch geschlossenen Augen, aus Stein geschnitten, der Haarwulst Gold, die hineingesteckten Blüten wallen weit und reich hinab und enden in Locken. Ein anderer Brustschmuck weist Hornkäfer auf, die in drei durch verschlungene Linienbänder gebildeten Abteilungen nebeneinander stehn, an beiden Seiten

dieses Mittelstücks setzt sich ein hochstehendes, ohrförmiges Endstück an, und hier ist je eine stilisierte Frauenfigur, die Teile eines Käfers an sich trägt: über die Brust weg liegt flach eine Rückenplatte des Insekts, um die Lenden legt sich die geringelte Hautschale eines Käfers, die nur vorn überm Schoß ganz schmal zusammenfaßt und nach den Hüften und den Schenkeln zu, als zu eng, auseinandergehend offensteht, statt der Arme hangen große Libellenflügel schlaff herab; dann die langen, spierigen Beine, die fußlos in ein paar Kettenglieder ausmünden, und an diesen je ein flächiges Stück, an dessen Seiten Käfer hinaufkrabbeln. Daneben tritt ein Halsband auf: vier geflochtene Bänder, über denen Tafeln mit einem süßen Kinderköpfchen aufgezogen sind, von denen das eine selig nach oben schaut, mit beglücktem Lächeln in sich versunken das andere — die Köpfe sind in Stein geschnitten. Von den Armbändern nenne ich eines, mit stacheliger Distel, die ohne unechte Ordnung und nicht gemacht ihre Blätter breitet. Einen Distelkopf weist auch ein Diadem auf, die Ranken der Distel legen sich um ein Band, das die Basis des Stückes bildet. Ein Zweiglein mit Blättern bildet ein anderes Diadem, schwer beugt es sich zur Seite unter der Last der langleibigen Blüten mit den großen Stengeln. Ferner Gürtelschnallen. Eine solche mit breitem

Schnallengrund mit blattartig stilisierten Gebilden, in die Plättchen eingelegt sind, führt Vogelschnäbel, die die Schnallenstange mit den glatten Prickern halten. Oder schöngestaltige Iris, durchbrochene Arbeit, erfreuen den Blick, leicht geschwungen ist die Rahmenleiste, gekrümmt die Stichnadeln. Endlich eine Nadel: den Nadelkopf bildet, in Stein dargestellt, eine Anemone mit regellos gelappten, zarten Blumenblättern, aus deren Grund in der Mitte Pistill und die Fülle der Staubgefäße heraustritt. Diese in Opal geschnitte Anemone zeugt von der berückenden Schönheit Laliquescher Sachen und einer Kunstfertigkeit, wie wir sie selten finden. Wahrhaftig, was für wundervolle Leistungen eines unerschöpflichen Genies. Mit einem eigenartigsten Kunstgefühl verbunden Kühnheit des Entwurfs und Feinheit der Ausführung. Nichts Gleiches, nichts Ähnliches darunter, immer anderes neues weiß des Meisters Geist zu bieten: so reichhaltig ist sein Denken, daß er nicht Einmal sich zu wiederholen braucht. Alle Beschreibung ist hier schwach, gesehen, selbst gesehen muß man diese Sachen haben. Es tut mir ordentlich leid, von der entzückenden Kollektion zu scheiden, aus der ich einiges heraushob. Nur eines will ich dabei bemerken: Prunksachen sind die Laliqueschen Schöpfungen, nichts eigentlich zu wirklich prak-

tischem Gebrauche geeignet. Wer kann denn das tragen, die Vertreterinnen des schönen Geschlechts sind selten, die so ausnehmend prächtige Kunstwerke von so starker Wirkung der künstlerischen und technischen Erhabenheiten benutzen dürften, ohne zum Schmuckgestell zu werden: es gehört dazu schon eine körperlich und geistig imposante Erscheinung, um von soviel Kunstpracht nicht erdrückt zu erscheinen.

Zu den Leuten dieser Tage, die das Hergebrachte der letzten Zeit, von dem vor kurzem gesprochen wurde, Glanz und Technik noch gern pflegen und mit dem Glanz und dem technischen Raffinement aber die Gedanken der Moderne eigenartig verschmelzen, gehört der Franzose Vever. Von seinen Schmuckwerken hat er nicht alles selbst erfunden, die Entwürfe stammen oft von andern, er hat sie nur ausgeführt, allerdings tadellos und musterhaft. Bei ihm tritt allerorten der Brillant hervor, daneben aber kommt die moderne Linienführung zu ihrem Recht. Mag Vever sich hier und da von dem ehemaligen Teilhaber seiner Werkstätte, Lalique, abhängig zeigen, so hat er sich doch hinreichend Eigenart zu bewahren gewußt, um nicht als bloßer Nachahmer Laliques gelten zu müssen. Er versteht es wirklich mit Steinen nach künstlerischen Prinzipien zu arbeiten: er wählt die kostbarsten Steine, aber ein großer künstlerischer Formen-

gedanke beherrscht die Zusammenstellung, so daß der Beschauer bei diesem künstlerisch berückenden Eindruck, unter dem er steht, im Augenblick den Wert der Sachen gar nicht bedenkt. Das ist wahre Kunst, die nicht offen all ihre Quellen gleich jedem prahlend zeigt; daß das Bewußtsein des Stofflichen sich nicht aufdrängt, sondern über der glücklichen Idee, die uns bezaubernd entgegentritt, im Gegenteil betäubt wird: wenn das erreicht werden kann, so ist viel erreicht. Pflanzliche Motive sind bei Vever gern verwendet. In allem aber bekundet er auserlesenen Geschmack. Dazu muß jedem die erstaunliche Routine in der Technik auffallen.

Lalique hat eine Schar jüngerer Kunstgenossen vermocht, in den von ihm betretenen Bahnen zu wandeln. Eine beachtenswerte Erscheinung unter seinen Nachahmern, ohne ihn zwar zu erreichen, ist Georges Fouquet. Er arbeitet gern in Gold, Opal und transparentem Email und erfreut durch Sachen von edler und freisinniger Komposition und harmonisch vollendeter Kunstfertigkeit. Besonders tritt das in seinen Anhängern mit den prächtig stilisierten Blütenformen hervor. Ich nenne ferner einen solchen, der eine längliche Fläche zum Hintergrund hat, die sich nach unten in zwei kurze Äste gabelt, oben ist sie bekrönt von einer schönen Muschel mit sieben

ungleich gestalteten und sie gleichsam strahlenhaft umgebenden Ausläufern; den flächigen Teil nun füllt Korallengewächs an, und in diesem mitten innen steht, so daß die Koralle sich rings um sie hochstreckt, nackt eine vollerblühte Frauengestalt und lehnt sich mit der Brust an den Muschelaufsatz, an dem auch die Hände nach einem Haltepunkt tasten: der Kopf ist leicht zur Seite geneigt, das Haar rauscht reich den Rücken hinab bis zur Taille, in kräftiger Rundung wölbt sich der hintere Körper, dessen elastische Haut eine schwellend gepolsterte Muskulatur umgibt. Zwischen der Gabelung aber hängt ein gefaßter Schmuckstein.

Noch ist René Foy nicht zu übergehn. Seine Gürtelschließen mit ihren Blütenzweigen von patiniertem, zum Teil mit Email dekorierten Gold zeigen eine glückliche, ruhig-natürliche Disposition, alles ist reizvoll gelegt und zusammengefügt, es liegt etwas Gesundes in den Schöpfungen. Eigenartig ist ein Elfenbeinkamm mit Gold: über der mittelsten von fünf Zinken ist ein behelmter Kopf, die vollen Locken quellen unter dem Helm hervor und werfen sich die Zinken bis unter die halbe Länge hinab und schlingen sich ebenso um den Rand der großen, über den Helm ragenden Scheibe umrahmend her, auf der ein antikes Fest dargestellt ist. Wie die Haare da als Ornament verwendet werden, während der blanke Metallhelm

einen eigenartigen Gegensatz zu dem matten Elfenbein abgibt, das alles ist fein erdacht, bestrickend schön — der Aufsatz allerdings hat etwas Gemachtes, ist zu pompös für dieses Werk. Ein anderer Haarstecker aus Elfenbein zeigt eine unbekleidete Frauenfigur, deren Beine, immer spieriger werdend, vom Knie ab zu dem mittleren Zinken sich vereinigen, während die Arme sich zu den beiden Seitenzinken tief verlängern. Ein Anhänger aus Gold, Email und Elfenbein gibt eine volle, kleine Mädchengestalt mit reichsten, schwellenden Formen und wallendem Haar, stehend in weichem Blütenschmelz.

Diesen Künstlern entgegen will E. Colonna, der übrigens nicht für Schmuck allein arbeitet, in seinen Entwürfen weiterhin ausdrücklich nur abstrakte Linien pflegen. Mit echtestem Verständnis für das, was die Zeit fordert, was aktuell ist. Nur nichts Symmetrisches, in keiner Weise Gleichartiges, an schon Dagewesenes darf es nie anklingen, stets Neueres muß es sein. Steine und Perlen von irgend welcher Form, wie man glauben möchte, am ehesten recht ohne Form, wählt er aus und stellt sie in ein Linien- und Flächenspiel von blankem Edelmetall, das so recht alle Naturformen meidet. Gewagt und abenteuerlich sind seine Schöpfungen, aber die Linien schön geschwungen und weich, nur absichtlich leidenschaftslos und trocken tritt

er hier und da auf. Seine Kämme aus Schildkrot mit Perlen oder Opalen, seine Schließen aus Perlen und vergoldetem Silber oder Lapislazuli und Gold, Broschen und Medaillons aus Gold und Perle oder Email, die Anhänger mit Perle, Diamanten und Smaragd erregen im übrigen die Aufmerksamkeit jedes Beschauers.

Wenn noch Namen genannt werden sollen, so sei es einerseits Henri Nocqu, ein durchaus subjektiv denkender und besonders für Farbeneffekte mit Edelsteinen und Email sich interessierender Künstler: die Formen seiner Werkchen haben etwas Weiches, Biegsames, aber nicht allein Alltägliches, Allgemein-gebräuchliches, sondern alles Freundliche, Angenehme überhaupt, alles andern Geschmackvolle, jedem Vertraute, ist ihm zuwider, das flieht er geradezu: Ringe in den allerungewöhnlichsten Formen, Broschen, Anhänger, Schnallen desgleichen, das ist seine Freude. Befremdend und nicht immer sofort gewinnend ist das was er bietet, dennoch ist nicht zu leugnen, daß eine bedeutende Kraft in ihm steckt.

Und weiterhin sei J. Dampt erwähnt, der für Armbänder, Ringe und Broschen nach passenden Motiven reiche Umschau hält und als glücklicher Finder bezeichnet werden darf. Ich lese von einem Trauring, aus zwei Händen dargestellt, einer weiblichen

in Gold und einer männlichen in Stahl, und einem anderen Ring, der in zwei sich küssende Kinderköpfchen ausläuft.

Paris gab auch der Medaillenbrosche das Dasein, auf die sich die Schmuckarbeiter und Käufer seitdem mit solcher Vorliebe geworfen haben: die auf einer Seite für diesen bestimmten Zweck eigens geprägten Plättchen mit allerlei Emblemen und Figuren hatten zuerst eine auf das spärlichste angelegte Fassung, dann wurde eine bedeutendere Montierung genommen, die sich auch zu selbständigen Ornamenten aufschwang.

Um ein zusammenfassendes Urteil abzugeben, so ist alles in allem die französische Edelmetallindustrie und Schmuckkunst augenblicklich bereits auf einer prächtigen, stolzen Höhe angelangt, wo sie charmante Liebenswürdigkeit, reizvolle, muntere Laune, mühelose Beherrschung der Technik, heitere Prunklust zu einer anziehenden Harmonie zu verschmelzen versteht. Um etwas Apartes zu geben, seien noch die Lothringer gestreift, die wohlfeilen Silberschmuck im Geschmacke der Neuzeit verfertigen. Als Stadt der Goldschmiede ist außerdem Lyon zu nennen.

Belgien.

Von den Belgiern schreibe ich hierher den Namen van de Velde. Er ist einer berühmten alten Künstler-

familie eigen. Unser H. van de Velde liebt in seinen Schmucksachen ebenso bewußte Ruhe und Schlichtheit und überzeugte Eigenart, wie in den Leistungen auf anderen Kunstgebieten. So absichtlich nüchtern und fast ärmlich, geist- und gehaltlos auf das allererste Hinschauen diese Schmuckwerke erscheinen mögen, eine echte, noble Schlichtheit offenbart sich doch andererseits dem, der auf sie eingeht und sich genauer mit ihnen befaßt: klar durchgeführt sind die edel gezeichneten Linien, und die sonderbare Anordnung der Flächen wird man gewahr, auffallen muß es, wie sich die Formgebung des Stückes nach den verwendeten Materialien richtet.

An Veldes Seite stelle ich G. Morren, der von dem rein Abstrakten merklich abrückt und sich mehr an das Konkrete in der Natur anlehnt. Man kann ihn genau von dem Vorhergenannten unterscheiden: Stücke voll Kraft und Stärke legt er vor unsere Augen, massig, dick und dicht sind Linie und Fläche und doch so leicht entworfen, und wie sauber durchgeführt und wie plastisch dargestellt ist dieses Spiel von gebrochenen, reichgeschweiften, wild und verworren wirbelnden und sich anmutig verschlingenden, einander überstürzenden Linien.

In Laliques Gefolgschaft tritt dagegen ein dritter, Philipp Wolfers, ein: eine kühne Vorstellungs-

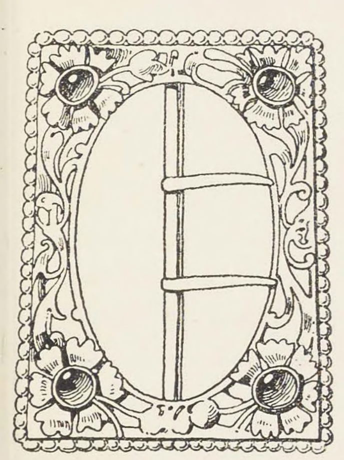
kraft ist ihm eigen, machtvolle Gabe das auch darzustellen, was er sich gedacht hat, Hinneigung zu Kleinplastik, zu Elfenbein und Halbedelsteinen — und auch derselbe verhängnisvolle Irrtum, in den er hineingerät, derselbe Mißgriff wie bei dem genialen Pariser: ob die Sachen, die er bildet, wirklich praktisch sind, steht ihm an zweiter Stelle, an erster nur, daß alles recht eindringlich zur Geltung kommt, was er darstellen will. Er nimmt auch Blattwerk zu Vorlagen, besonders aber liebt er gern Motive dem Tierreich zu entnehmen und gewinnt dabei seltsam phantastische Gestalten für seine Werke. Anmutig ist eine Schließe mit zwei schwimmenden Schwänen, neben jedem der Wasservögel eine Teichrose, die Wurzeln verwickeln sich zu einem unten abschließenden Mittelstock: der Hals der Tiere, der sich hervorreckt, die geöffneten Blüten, alles atmet frisches Leben, und ein ruhiges, schönes Idyll steht vor uns. Daneben aber ein Ring mit Fledermäusen mit gefalteten Flügeln, eine Schließe aus zwei kämpfenden Meerkrebsen, oder gar das Stück, das „der Vampyr" genannt ist, alles Schöpfungen einer gewaltigen Phantasie — und doch, unsere Damen dürften widerstreben, diese Ausgeburten eines düstern Grübelns als Schmuck wirklich zu tragen. Der Vampyr stellt ein nacktes, schönes Weib dar, wilde Schlangen mit giftigem Rachen umwirbeln das Haupt,

ausgespannt sind die häutigen Flügel des weiblichen Unholds, und auch rings in diesen Flügelhäuten, von den Füßen aus zischeln hinaufschlagend erregte Ottern. Das Schlangenmotiv tritt auch in einer Gürtelschließe des Charles van der Stappen auf: ein Medusenhaupt, die dicken Haarstränge enden in Schlangenleiber, deren Hälse die Verbindung nach den Schnallenstangen darstellen, wo oben und unten die Köpfe mit wild aufgerissenem Rachen die End-kugeln dieser Stangen halten.

England.

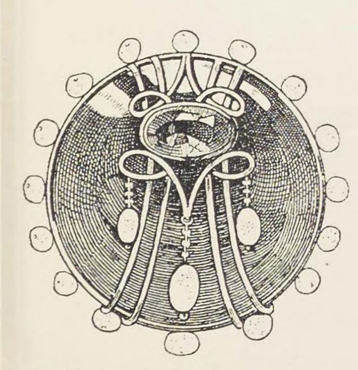
Wenn ich nunmehr auf England zu sprechen komme, so weise ich zuerst auf den markanten Kontrast hierzulande zu all den bis hierher genannten Leistungen hin: dem Zuge des Inselreichs ent-sprechend, begegnet uns eine fast extreme Einfachheit in Form und Technik. Hatte man in der letzten Zeit allenthalben, bis zum Aufleben neuen Kunst-geschmackes, allein mit Drahtverschlingungen und da-zwischengestellten Steinen operiert, haben Frankreichs Schmuckwerkstätten dafür eine phantasievolle Klein-plastik eingetauscht, so pflegt England mit Hingebung und Eifer Arbeiten einfacher Art aus Blech von Edelmetall, und dies mit einem resignierten Ver-zicht auf Grazie und jegliche Pracht: nur durch Aus-

schneiden, Biegen und Pressen stellt man die Stücke her, gleichwohl in allem eigenartig und bestechend. Der erste wilde Naturalismus hat sich dort im Laufe der Zeit etwas gemäßigt, und die Goldschmiedekunst lebt im allgemeinen jetzt von der Nachahmung antiker, byzantinischer, chinesischer, japanischer und italienischer Muster. Die in England aufgehäuften Kunstschätze aus fremden Ländern reizen übrigens den Nachahmungstrieb und sind dadurch immer noch der Bildung eines nationalen Stiles hinderlich. Was Ashbee an Armbändern, Halsketten, Gürtelschließen, Nadeln, Broschen, Gehängen und Ketten auf den Markt wirft, ist bei aller einfachen Anlage durchweg ideenreich, voll ungeschwächter Gedankenkraft, zum Teil lediglich affektiert altertümelnd. Die Motive reicht ihm die Natur dar, Käfer und Falter, alle stilisiert, Blumenkronen — und aufgelegte Perlschnüre, verwegen gebogene Flächen und Drähte, Kette und Hängewerk bringen Abwechslung dazwischen. Alles ist in großen Verhältnissen angelegt, der starke Eindruck bleibt nicht selten unzart. Edelstein und Perle stehn stets im Zentrum der Arbeit, aber harmonisch fügt sich Metall und Stein aneinander; im allgemeinen ist Silber genommen, das rote und blaue Emaillierung aufweist — im ganzen kraftlosen und trägen Eindrucks, aber im Zusammenhang mit eben



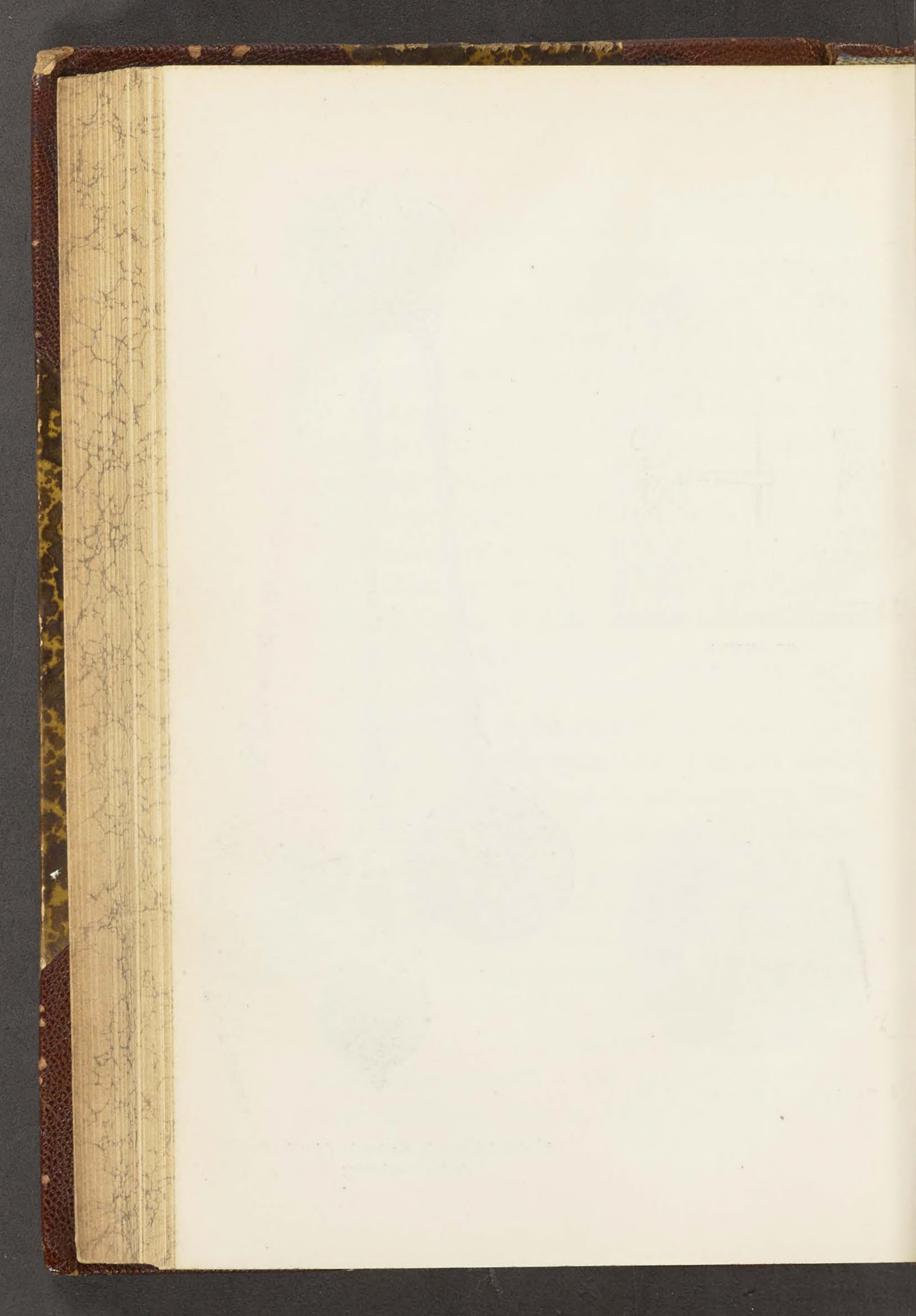
Gürtelschließe.
(C. R. Ashbee, London).





Brosche von C. R. Ashbee, London.

Gürtelkette von G. Hauber in Schwäb.-Gmünd.
Pariser Ausstellung 1900.



diesen gewählten Formen hier überaus geeignet. C. R. Ashbee hat gewiß seine Eigenart, aber es gegenügt, wenn sie von ihm ausgebeutet wird und nicht weiter andern als Vorbild dient.

Eine originelle und zielbewußte Art hat auch der Bildhauer und Goldschmied G. Frampton. Er liebt es, ohne feinere, nüancenreiche Darbietungen, streng stilisierte Blumen und Bäume als Motiv zu geben, er arbeitet fast ausnahmslos in Email und will gerade durch die starken Gegensätze zusammentretender Farbenakkorde, eines metallischen Pfauenblau, tiefen Rosenrots und prächtigen Meergrüns Eindruck erregen.

Deutschland.

Gehörige strenge Übung, kundiger Sinn, ehrliche Zuverlässigkeit, echtes Streben und sichere Technik haben Deutschland in den letzten Jahrzehnten zu einem gefährlichen Nebenbuhler im Schmuckwesen heranwachsen lassen. Es ist zwar mehr wohlfeiler Schmuck, nicht eigentliche Künstlerschöpfungen, was Deutschland hervorbringt; aber da jenen jedermann ansieht, begehrt, ersteht, so ist er auf dem Markte wichtiger als das künstlerisch wertvolle und doppelt teure Schmuckstück.

Nachdem man sich entschlossen hatte, von der Be-

folgung des Historischen abzusehen, hat man durch die Verwendung der Naturformen auch bei uns das Schmuckwesen aufzufrischen versucht. So geniale, panieraufpflanzende Geister, wie sie den Franzosen in Lalique und den anderen beschieden sind, fehlen uns zwar. Aber die Käufer fehlen bei uns ebenso, um den Mut zu geben und die Mittel zu bieten, in einem freien, unbekümmerten Schaffen etwas daran-zusetzen. Dennoch sind wir rüstig vorangeschritten. Pforzheim, Hanau, Schwäbisch-Gmünd, unsere drei Schmuckwerkstätten par excellence, müssen sich gewiß mit ihrer industriemäßigen Arbeit nach dem Geschmack und Willen der kauflustigen Menge drehen und wenden, und dabei sehe man die Erzeugnisse ihres Fleißes an: wie annehmbares wissen sie gleichwohl zu leisten. Allerdings mögen die kunstgewerblichen Fachschulen und die Kunstgewerbevereine, die an den genannten Orten blühen, ihren Verdienst um dies alles reichlich haben. Da finden wir bei den Pforzheimer Sachen leichtgestilte Blüten, Klatschmohn, Maiblume, Nelke, Schilfkolben, Schwertlilie, dazwischen liebliche Gesichtchen mit reinen Backfischmienen, und wieder die Büste eines koketten Dämchens mit einem Spiegel und mancherlei dem Leben abgelauschte Szenen, alles einfach klar und doch entzückend schön; Schwäbisch-Gmünd nimmt für die

Brosche neben der antiken Flötenbläserin etwa die allermodernste Lawntennisschlägerin oder bietet ein Geige spielendes Mädchen, mit herrlicher Umrahmung in prunkvollstem Jugendstil u. s. w. Die Ausstellungen, zuletzt auch die Gewerbeausstellung in Berlin, haben vortrefflich gezeigt, wie weit es im allgemeinen der Deutsche in unserem Fache gebracht hat.

Von künstlerischer Persönlichkeit erschautes, persönlich empfundenes und durchgeführtes Kunstwerk kann ja bei der Art, wie der Schmuck zumeist hergestellt wird, nicht verlangt werden. Man sehe einmal ehrlich nach, wie es bei dieser Herstellung zugeht, prüfe und frage sich selbst, ob man nicht zufrieden genug sein kann mit dem unter solchen Umständen annoch Erreichten. Der Kaufmann steht in dem Fabrikanten über dem Künstler, der Zeichner, der die Entwürfe herzustellen hat, ist auch weniger Künstler als Techniker, weil es eben nicht anders geht. Da ist von künstlerisch ausgereiften Persönlichkeiten und Arbeiten kaum die Rede. Zwar sollte es einmal Regel werden, und damit würde sicher ein großer Schritt vorwärts getan, daß der Fabrikant, und wenn er auch einmal einen Posten dafür ausgeben muß, charakterstarke Künstler bewegte, im Verlauf einer gewissen Zeitspanne ihm Entwürfe anzufertigen, und

daß er diese mit seinen Leuten ausführte; welche Anregungen würde sein Haus dadurch wieder empfangen, die befruchtend wirken müßten auf das Schaffen aller.

Ohne ursprünglich Fachmann für unser Gebiet zu sein, hat sich auch der Maler und Radierer Hirzel in Charlottenburg mit Entwürfen für Schmucksachen befaßt, der erste darin aus der Künstlerschar Deutschlands. Interessante Werke: Stein, Perle, Kettenbehang fehlt vollständig. Wie? ohne dies will er oder kann man je heute auskommen? Ja er beschränkt sogar alles, Material, Form, Farbe, auf das notwendigste und wirkt hauptsächlich nur durch die Idee des Stückes. Ein simples Blatt, schön geworfen, ein einzelner Zweig, einige wenige Blumen, plastische Zeichnung. Einfache, aber herzerfrischende Sachen. Das matte Gold, die sich sanft wölbenden und einbuchtenden Flächen — über allem liegt eine träumerische Ruhe ausgebreitet, etwas Inniges und traut Anheimelndes, etwas Still-reserviertes, mag dem auch nicht immer jeder auf diesem Gebiete hold sein. Neben die Goldbroschen Hirzels treten seine Mosaikbroschen, auch diese mit matten, diskreten Farbentönen, das gebräuchlichste Motiv der Nachtfalter, und Emailbroschen, außerdem haben wir Haarstecker, Gürtelschmuck u. a. Die Entwürfe wurden im

allgemeinen in Berlin ausgeführt. Die Reichshauptstadt hat auf ihrer Gewerbeausstellung letzthin überhaupt nicht im Winkel gestanden. Es sei auf Namen wie J. H. Werner, H. Schaper, J. Wagner & Sohn, B. Schluttig, Leonhardt und Fiegel verwiesen. Die Arbeiten lieben zumeist die moderne Linie an sich in kräftigen Formen.

München beteiligt sich ebenfalls an der Verfertigung modernen Schmucks, wenn auch nicht ganz ausgiebig. Praktische Gesichtspunkte, die Rücksicht auf bequemes Tragen, sind dort bei der Anfertigung ebenso maßgebend wie die Freude an Naturformen. Mit Namen sei Rothmüller hierher gesetzt, der als Freund prächtiger Kleinkunst sich betätigt, Steine und besonders Barockperlen setzt er mit feinem Takte an die wichtigeren Stellen der Werke. Unter seinen Motiven finden wir Schildkröte, Fisch, Spinnennetz u. s. w., dazu verwendet er webende Linien.

Jüngst erst trat N. Thallmayr auf den Plan, der modernsten einer. Glücklicher, genialer Finder neuer Ideen, feinsinnig und sorgfältig alles ausarbeitend, gibt er, was das Material anbetrifft, dem Silber und edel nüancierter Vergoldung, in der ganzen Ausführung aber schlichter Würde und Eleganz den Vorzug.

III. Ziermittel in der Schmuckkunst.

Ich kann nicht umhin, auf einige Ziermittel der Schmuckkunst bei dieser Gelegenheit hinzuweisen, soweit solche noch nicht im Verlaufe der verschiedenen Kapitel bereits erwähnt wurden, es soll etwa Fehlendes hierdurch vielleicht ergänzt werden.

Ich nenne zuerst das Ziselieren. Erhöhungen und Vertiefungen werden mit verschieden geformten Stahlstiften oder Punzen hervorgebracht, deren ein gut eingerichteter Ziseleur 250 und mehr vorrätig hat. Sicher, fest und feinfühlig muß seine Hand bei der Punzarbeit diese Werkzeuge über das Metall laufen lassen, untrüglich muß er die Stärke seiner Schläge zu schätzen wissen. Geschmeidigkeit und Zähigkeit des Edelmetallblechs und dessen der verschiedenartigsten Behandlung fähige Farbenwirkung kommen beim Ziselieren zur prächtigsten Geltung. Aber ein weicher vibrierender Schimmer muß deshalb auch über dem Werk ausgegossen liegen, wenn es auf künstlerische Beurteilung Anspruch erheben will. Blitzender Glanz und rauhe Mattigkeit sind gleichermaßen vom Übel und zu meiden. Dazu ist fließende großzügige Modellierung, schlichte, klare, weiche Formgebung hier stilgerecht, wo alles gewaltsam Herausgetriebene, Ausgetüftelte, Harte, Detaillierte der Natur dieser

künstlerisch eigentlich am höchsten stehenden Bearbeitungsweise des Edelmetallblechs widerspricht. Und noch eines: eine ausdrucksvolle Lebendigkeit der Oberfläche wird durch mechanische Hülfsmittel nicht zu erreichen sein — Ziselieren ist Handarbeit.

Eine heutzutage nicht selten wieder auftretende Technik neben den schon früher erwähnten Emaillierungsarten ist das Fensteremail (émail à jour), bei dem der Metallgrund ganz wegfällt und die Schmelzfarben frei die Zwischenräume eines Filigran- oder Drahtmusters füllen.

Auch das Filigran wird nicht immer auf einer Unterlage nach vorgezeichnetem Muster aufgesetzt; auch hier ist à jour-Filigran häufig beliebt, wobei der Edelmetalldraht lediglich einem glattgeschliffenen Stück Holzkohle aufliegt, auf dem die Zeichnung vorgerissen ist.

Dazu tritt Niello. Der Name wird vom lateinischen nigellum abgeleitet, das schwärzlich bedeutet. Es ist eine alte Kunstübung, die man schon an römischen Edelmetallsachen wahrnimmt, und die besonders das 15. Jahrhundert in der Lombardei und dem übrigen Italien zu bedeutender Vollendung ausbildete. Dann wurde sie recht vernachlässigt, und erst die Schmuckwaren, die seit einigen Dezennien aus Tula in Rußland zu uns kamen, brachten unsern

Goldschmieden wieder die Schönheit dieser Technik zum Bewußtsein. Vornehmlich die Wiener nahmen sich ihrer an und pflegten sie. Der blaugraue bis schwarze Nielloton paßt namentlich gut zu Silber. In der Kettenbijouterie und für Knöpfe wird er vielfach verwendet. Eine Zeichnung wird etwas tief ausgraviert, mit einem Gemenge von Schwefelmetallen, die um der Härte willen mit Kupfer und Blei legiert werden, gefüllt, dieses wird aufgeschmolzen, das Ganze dann glattgeschliffen und poliert.

Die durch chemische Veränderungen der Oberfläche, oft auch bloß durch einen farbigen Anstrich künstlich bewirkten Tönungen des Metalls, wodurch bemerkenswerte Effekte zu erzielen sind, werden nicht ganz korrekt mit dem Namen Oxydieren und Patinieren bezeichnet. Am wichtigsten und am meisten gehandhabt ist die Oxydierung des Silbers. Der Ausdruck paßt, wie gesagt, nicht recht, da Edelmetalle überhaupt nicht oxydieren, d. h. sich mit Sauerstoff verbinden. Für die geringeren Metalle, besonders Kupfer, und unedle Metalle, wie sie von den Japanern von jeher und vereinzelt auch von französischen Schmuckkünstlern verwendet werden, paßt die Bezeichnung richtiger; und ein großer Reichtum an Abtönungen kann hier allerdings erzielt werden: vom künstlerischen Standpunkt ist deshalb ja auch kaum gegen ihren

Gebrauch ein Einspruch zu erheben. Für das Silber aber würde es richtiger sein, wenn man schwefeln sagen wollte; denn die schöne tiefschwarzblaue Färbung geschieht durch ein Eintauchen in ein Schwefelbad. Andrerseits nehmen die blanken Stellen des Silbers durch eine Mischung von Kupfervitriol, Salmiak und Essig einen warmen braunen Ton an. Durch Verbindung verschiedener Färbungen mit der blanken oder vergoldeten Silberfläche sind angenehme Effekte zu erzielen, auch kann man durch Eindecken gewisser Teile für die Oxydierung farbige Zeichnungen hervorbringen. Andere Verfahren übergehe ich. Dies aber soll noch angeführt sein, daß die Färbungen fast samt und sonders weniger für ebene als für plastisch behandelte Teile verwendet werden, bestimmt, deren körperliche Wirkung feiner und wirksamer zu machen, Glanz und Farbe des Edelmetalls zu dämpfen, andrerseits die erhabenen Stellen besonders hervor-, die tiefen aber mehr zurücktreten zu lassen. Je reicher sich die Formenwelt des Schmuckes wieder gestaltet, je mehr wieder Plastik in ihm erscheint, desto ansprechender und auch notwendiger ist diese Farbennüancierung, die verstärkend, vermittelnd und zusammenstimmend die dekorative Wirkung unterstützt. Lange genug galt nur der Glanz des polierten Metalls, das Blitzen geschliffener Steine:

das waren die einzigen Farbenakkorde in der äußern Erscheinung des Schmuckes. Wie in so vielem andern aber ist auch für das Prinzip der Farbigkeit des Schmuckes die Arbeitsweise der Hochrenaissance als die künstlerisch reichste und nachahmenswerteste anzusehen.

Vergoldetes Silber gestattet dies sog. Oxydieren weniger, da hier der dünne Überzug der Vergoldung durch das nachher notwendige Polieren leiden würde. Will man in diesem Falle die Tiefen dunkler und matt, die Höhen lichter und glänzend haben, so hilft man sich mit geeigneten Farbenaufträgen. Auch chinesische Tusche kann dabei gute Dienste leisten. Eine angenehme rötliche Tönung des Goldes erhält man, wenn man Rötel mit einem klebrigen Öl ansetzt, aufträgt, trocknet und oberflächlich abwischt.

Eine wichtige und eindrucksvolle Arbeit ist immer wieder das Gravieren, bei dem man die Metalloberfläche mit Stichel, Punzen und Hammer, stechend, schneidend und schlagend behandelt und dadurch allerlei Verzierungen, Schrift, Figuren, Ornamente, Netz-, Band- und andere Flachmuster ausführt: überall kommt die Gravierung auf Linien- und Flächenbehandlung hinaus, plastische modellierende Tätigkeit ist nicht Sache des Graveurs. Die einzelnen technischen Bezeichnungen für die verschiedenen Muster und ihre

Herstellungsweise übergehe ich. Nur das Guillochieren soll kurz besonders hervorgehoben sein, eine Art mechanisches Gravierverfahren, wodurch geometrische Linearverzierungen aus geraden, kreisförmigen, elliptischen, glatten oder welligen Strichelchen in paralleler, radialer, gekreuzter oder ineinander verschlungener Anordnung in den Metallgrund eingeschnitten werden. Allerlei Hülfsmittel erlauben das durchaus gleichmäßige Weiterrücken des Stichels im Verlaufe der maschinellen Arbeit, wobei der Guillocheur das Herauskommen der minutiösen Verzierungen mit der Lupe beobachtet. Schrift aber wird durch parallele Schraffierung mit ausgesparten Buchstaben bewerkstelligt.

IV. Der Stand der Sache heute.

Wie steht es denn nun um die einzelnen Schmuckstücke der Gegenwart?

Womit schmücken wir uns, was sollen wir an Schmucksachen tragen, die Frage hat doch im allgemeinen uns Leuten, die wir vom 19. Jahrhundert herüberkommen, eine für unser tägliches Leben recht untergeordnete Bedeutung. Unsere moderne Kleidung, so einförmig und farblos wie nur möglich, diese zwiebelschalenartigen Umhüllungen, die wir an uns tragen, geben einen reichhaltigen Schmuck gar nicht zu. Ein ödes Einerlei zumeist fast trüber Farben,

grau und schwarz unser ganzes Kostüm — die Tracht vom Hut bis zum Stiefel auf Anbringung von Schmuck gar nicht berechnet. Zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts die traurigen Begebenheiten ringsum, da alles zu wanken schien, nichts stetig, bleibend, treu sich bewies, das Geld knapp, Leben und Habe jeden Tag unsicher waren, das alles vermochte nicht für Schmucksachen zu erwärmen. Die Gedanken beschäftigten sich mit ganz etwas anderem, mit dem realen Dasein, mit der Sorge um die Existenz heute und morgen. Und nun die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Der Wohlstand hat sich zusehends gehoben, die politischen Verhältnisse sind nach einer Reihe blutiger Kämpfe soweit gefestigt, daß nicht jeder neue Tag mit Bangen zu erwarten ist — wohl, die Zeit ist ruhig und nicht dürftig oder arm an Vermögen, aber welch ein Kampf ums Dasein ist seitdem ausgebrochen, ein Hasten und Jagen der einzelnen, diese Kapitalwerte der Zeit zu erraffen; und diese unsere schnelllebige Zeit, da jedes Wo und jedes Wann von dem menschlichen Erfindungsgeiste mit spielender Leichtigkeit überbrückt wird, da der Verkehr, der Gedankenaustausch durch Druckerschwärze, Dampf und Elektrizität von einer früher ungeahnten Ausdehnung und Rapidität ist, kann stillem, beschaulichem Sinn für Kunstgenuß und Schmuckfreude

nicht hold sein. So hat der Schmuck in seiner künstlerischen Gestaltung an sich den allgemeinen Aufschwung des Kunstgewerbes mitgemacht, aber einen organischen Zusammenhang mit seiner natürlichen Basis, mit dem Kostüm, mit der Gliederung des menschlichen Körpers hat er verloren und vorläufig nicht wiederzufinden gewußt. Formal ist auf solche Weise die Entwicklungsgeschichte des modernen Schmuckes interessant, im übrigen schätzt man ihn aber leider nur nach der Mode ein, unterwirft ihn der jeweiligen Modelaune, künstlerische Gesichtspunkte aber für seine Zusammensetzung, symbolische Bedeutung mangeln ihm heutzutage.

Jetzt gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich die Beachtung eines würdig passenden Schmuckes allerdings etwas gehoben, er beginnt sich die gebührende Stelle augenblicklich im allermodernsten Kunstleben zurückzuerobern, auch erstrebt er wieder den notwendigen Zusammenhang mit der Kleidung. Die Modejournale gehn auf die Anbringung von Schmuck ein, Beweis des Wertes, den man ihm, zwar ganz neuerdings erst, anfängt zuzugestehn.

Der Stirnreif war von jeher das vornehmste Schmuckstück der Frau. Eigentlich ist aber das Diadem heute nur in den höchsten Kreisen beibehalten und wird auch dort nur bei außerordentlichen Um-

ständen getragen. Es hat dabei denn mehr ein kronen-artiges Aussehen gewonnen. Nur bei großen Festlich-keiten und Bällen wird dies Diadem angelegt: es ist ein Schmuck nicht auf die Stirn, sondern für die Haarfrisur und findet seinen Platz mehr oder minder hoch über der Stirn. Zumeist gehn die gedachten Festlichkeiten bei künstlicher Beleuchtung vor sich, und so erklärt es sich, daß man diese Haarreife überaus gern mit Diamanten besät, Diamanten und Perlen sind am passendsten dafür. Eine Blume im Haar, oft leider aus Mangel an ästhetischem Gefühl eine ge-machte aus Papier, Zeug oder Wachs, das ist stets die Freude des Weibes gewesen. Im übrigen wird bei hohen Gelegenheiten das Haar mit Schmuckzweigen und Sträußchen und Schmetterlingen geziert, die in Gold und Steinen der Natur nachgebildet sind. Hinzu treten Agraffen, dann wären die Haarstecker zu er-wähnen, die ein Mittelding zwischen einem Schmuck-kamm und der Haarnadel darstellen, mit zwei bis fünf Zinken. Jetzt ist für den Haarschmuck die Koralle in Aufnahme gekommen, die mit weißen Perlen und hellblauen Türkisen vermischt einen reizenden Effekt hervorbringt. Auch der Damenhut wird mit Schmuck-werk versehen: Nadeln mit zierlichen, an Originalität wetteifernden Köpfen, und Schnallen, durchbrochene Arbeit, zum Zusammenhalten der Schleifen.

Der kunstvolle Ohrschmuck ging nach dem Ende des 19. Jahrhunderts hin mehr und mehr ein und war endlich aus der besseren Gesellschaft fast verschwunden; höchstens wurde ein dem Ohre knopfartig anliegendes Perlchen oder ein einzelner Diamant genommen oder für billiges Geld ein entsprechend kleines unechtes Stückchen: von künstlerischem Standpunkte aus sind diese Dingerchen bedeutungslos. Erst in den letzten Tagen überhaupt kommt der Ohrschmuck wieder mehr in Pflege, auch Hänger führen sich von neuem ein, jenseit des Kanals namentlich sind große goldene Ohrsachen in Mode. Anerkennenswert ist die Sitte, die aufkommt, die Ohrläppchen nicht zu durchstechen, sondern mit einem Federmechanismus die Gehänge nur anzuklemmen, so daß sie sich auch jederzeit ohne weiteres abnehmen lassen.

Hatte für den Hals die Empirezeit noch großartig-prächtige Kolliers gekannt, mit Kameen, durch Kettenwerk verbunden; hatte die dann folgende Periode Halsschmuck aus umfangreichen gepreßten Eisengliedern geliebt; waren darauf feine Kettchen an der Tagesordnung, die ein- oder mehrmals den Hals umgaben, so können wir heute auf eine Vielseitigkeit des Halsschmuckes sehen, die eine Gruppierung sehr erschwert. Zumeist haben die Halsketten einen röhrenförmigen Verschluß im Nacken: die Randleiste

an dem offenen Ende eines zylindrischen Röhrchens greift in eine der Kerben des federnden Verschlußbügels ein. Prunklos ist die schlichte Schnur aus Diamanten, die Rivière, aber natürlich das kostspieligste, was es hier gibt, nur für die zu erschwingen, die es dazu haben, und auch nur in Verbindung mit dem diamantenen Haarreif passend. Perlenschnüre finden sich nicht so sehr häufig, und dann nur einreihig; das liegt an dem Preis, der für Perlen maßlos hochgeht. Daß man wie einstmals in vergangenen Zeiten sechs- bis achtmal Perlenbänder um den Hals legen sollte, das ist ein Ding der Seltenheit geworden. Aber Kolliers in Goldschmiedewerk sind Sitte, allerlei Formen und Gattungen, bei denen auch wohl ein Zwischenglied auszuwechseln geht und das Halsband dadurch enger und weiter werden kann. Die Anhänger sind Kreuz, entweder ganz schlicht oder in eigenartigen modernen Formen, und Medaillon: dies Medaillon hatten die letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts gern am Armband getragen, nun ist es hierher gerückt. An Umfang nimmt der Anhänger zu, was für ein so variierungsfähiges Stück als gut angesehen werden kann, bietet sich doch somit mehr Gelegenheit ihn künstlerisch zu verwerten. Und seine Beliebtheit steigert sich entschieden. Der Stehkragen der Damentaille ebenso wird in erfreu-

licher Weise, wie er ja Anlaß dazu bietet, für flächige Zierate benutzt. Er wird aus Sammet zugeschnitten, mit Borten und Litzen eingefaßt und der Grund mit Rosetten und Sternen in Metall und Steinen ausgefüllt, oder eine sog. Sezessionskrawatte wird umgelegt. Die Brosche war seit langem und ist noch heute ein anerkanntes, wenn nicht sogar das bevorzugteste Schmuckstück des weiblichen Geschlechts. Den Zweck als Heftnadel hat sie längst verloren, sie ist ein Stück einfach zur Zierde für den Kragenschluß oder den Halsausschnitt, für Schleifen und Rüschen geworden. Brosche, Ring und Uhrkette sind, ehrlich gesagt, die Schmucksachen der neuen Zeit, die wir bei jedermann finden, und deren sich die Kunst in jeder Weise annimmt. Naturgemäß ist bei solcher allgemeinen Beliebtheit die Art der Ausführung dieses Schmuckartikels unendlich, so daß ich mich nicht damit abgeben kann, ins Einzelne zu gehen. Freundliche Zutaten bei der Brosche sind die Kettchen, die sich zurück um den Nacken legen oder von ihr zur Uhr hinabgehn oder aber ohnedem die Brust entlang gleiten und ein Riechbüchschen oder ein anderes Ding halten. Die Brosche kommt dabei nicht durchaus an den Hals zu sitzen, sondern erhält ihre Stelle am Busen oder an der Schulter. Wenn nicht reichere Prachtstücke an Brust oder Schulter in Gestalt von

ausgefaßten Blättern und Blütenzweigen getragen werden. Wie man auch Ballgarnituren für Schulter und Dekolleté von künstlichen oder lebenden Blumen, Apfelblüte, Kirsche, Erika, Edelweiß, Tausendschön, Maiblume, Schneeglöckchen, Moosrose oder Heckenrose hat. An Größe und schöner Farbe hat die Brosche gegen früher gegenwärtig entschieden gewonnen. An dieser Stelle darf ich die modernen Damenkrawatten und Halsschleifen nicht übergehn, für die es kunstreich geformte Spangen, Klammern und Bügel gibt, die dem Schmuck sich einreihen; auch der Pelz- oder Federboa und der hochmoderne Rüschenboa aus duftigen Stoffen, der den Hals umschließt, hat seinen stilgemäß ausgeführten Boahalter.

Das Kleid am Oberkörper kennt noch anderen Schmuck. Da ist das leichte, vorn offene Sommerjäckchen, anstatt mit einer Tuchlasche mit einer oder mehreren Spangen zusammengehalten, deren Stil zu dem der Gürtelschließe stimmt. Spangenwerk hat die zarten Tüllwürfe und Schärpen zu raffen oder wird auch bloß als Schmuckbesatz an Schulter und Brust verwendet. Die Stulpen, in die die Blusenärmel am Handgelenk auslaufen, werden durch Manschettenknöpfe geschlossen. Am Handgelenke aber, selbst wenn der Ärmel tiefer hinabgeht und dann allerdings nicht so eng anliegt, erscheint der Handreif, und das Arm-

band am Oberarm, sobald er entblößt sich zeigt, sei es, daß die Robe kurzärmelig ist und nur leicht mit Spitzenbesatz den Ansatz des Armes bedeckt, oder daß ein schmales Achselband über die Schultern geht und die vollen runden Formen des Lilienarmes offenbar werden sollen. Die verflossenen Jahrhunderte hatten infolge der Kleidermode das Armband vernachlässigt: da war kein Raum dafür vorhanden, die Kleidung schloß sich überall und allenthalben so dicht und neidisch an, daß fast keine Linie der Körperhaut sichtbar blieb. Erst die letzten hundertundzehn Jahre haben das Armband wieder aufgebracht: freiere Sitten schufen freiere Kleidung. Lose oder fester sitzt der Handreif an, auch mehrere nebeneinander dürfen das Gelenk umschließen. In der Form variiert er fortwährend: hier tritt er breit, massiv, mit Email oder Ziselierung bedeckt auf — die Zeit der Romantik belegte ihn selbst mit Figuren — dort liebt man das Kettenarmband wegen seiner geschmeidigen Biegsamkeit, mit der es lose das Gelenk umschließt, oder gibt Handbändern von elastisch federnden Gliedern den Vorzug; da liebt man die uralte Schlangenform, anderswo den starren Gold- und Silberreif, einfach oder geteilt die Schiene, und der Aufsatz zierlich aufgefügt; die Zeitrichtung kannte auch kürzlich allerhand Glücksmünzen und Firlefanz als leiseraschelndes

Anhängsel. Ich denke noch an das Bettelarmband, für das auch ich vor fünfzehn Jahren beisteuerte. Dann nahm man neben dem Handreif ebenso die eigentliche Armspange zu Gnaden an. Ringe sind so beliebt, daß man auf einen Finger mehrere steckt; sie sind ja zierlich, fein genug dazu. Solche mit größerem Aufsatz, mit einem der Länge nach auf dem Fingerglied liegenden Oval, sind allerdings hiervon ausgenommen. Der moderne Fortschritt im Steinwesen, nach Schönheit und Schliff, kommt dem Ringe sehr zu gut. Die Mode der Halbhandschuhe aber hat, nebenbei gesagt, recht dazu beigetragen, die Freude am Ring zu beleben.

Die geschäftliche Ökonomie zwingt bei dem Ring nur einen dünnen, flachen Streifen Edelmetall zu verwenden; dieser wird, um ihm die Unansehnlichkeit des glatten Metallblechs zu nehmen, und damit er als etwas Körperliches erscheint, gewölbt und aufgetieft, so daß innen eine Rinne entsteht; und damit dieser so verarbeitete Metallstreifen nicht in das Fleisch des Fingers einschneide, wird innen am Rande noch ein Cadre oder Biseau, ein von außen nicht sichtbarer Blechstreifen aufgelötet. Die billigeren Ringe werden auch hohl angefertigt: an den Reif wird innen eine Verbödnung angelötet, das Verdrücken verhütet eine Ausfüllung des Hohlraumes mit Kitt, der vom Auf-

satz aus, wo für den Stein noch die Öffnung oder der Durchbruch ist, hineingelassen wird. Daneben gibt es halbmassive Ringe und solche aus Scharnier und Doublé.

Man teilt die Ringe in verschiedene Gruppen ein und hat mancherlei Namen für die Unterscheidung. Allgemeine Bezeichnungen sind Herrenring, Damenring, Siegelring, Ehering. Da ist ferner z. B. der Kettenring, kettenartig wenn auch nur außen geformt, oder aber aus wirklichen Kettchen bestehend, deren Glieder unbeweglich verlötet sind; der Drahtring aus mehreren runden Drähten in allerlei Formen und Verschlingungen. Je nach der Form des Reifes hat man Bandringe, bei denen der Reif ringsum gleich breit und flach verläuft, und andere, wo er nach dem Aufsatz hin zungenförmig zuläuft, die Schienen- oder Zungenringe. Ist der Aufsatz ein gefaßter Chaton, so erscheint der Chatonring; faßt man den Stein mit aufgesetztem Stotzen, der Stotzenring, ein spitzovaler ausgefaßter Aufsatz ergibt den Marquisenring. Der Rivièrering trägt Edelsteine in schnürenförmigen Anordnungen (Rivière) über die ganze Fläche des Oberteils weg; wenn aber nur ein einzelner kostbarer Stein dort sitzt, so ist das ein Solitaire.

Im übrigen bei dem Ringschmuck sich dagegen etwas zu denken, das erwarte man nicht mehr von

unserm Geschlecht. Der Ring hat seine frühere symbolische Bedeutsamkeit verloren und ist lediglich noch ein Zierat wie anderes auch. Der alte bedeutungsvolle Siegelring ist an sich zwecklos geworden, und er wird nur aus Liebhaberei angelegt. Die Mode der ganz glatten und schmucklosen Eheringe, die wir tragen, ist im 19. Jahrhundert erst allgemein aufgekommen, diese Form ist nicht über die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hinaus zu verfolgen. Hier allein hat der Ring noch wirklich eine Bedeutung, man sollte seinen Wert nur vielleicht mehr noch im Gefühle haben: den Trauring trage wenigstens ich an der Rechten für sich allein.

Der Frauengürtel ist gleichfalls wieder für Schmuck zu Ehren gelangt. War er doch eine Zeitlang nicht so sehr gebräuchlich und deshalb für eine künstlerische Durchbildung höchstens die Gürtelschließe zu haben. Der moderne Gürtel kennt Beschläge, Schließen und Schnallenwerk aller Art an der Seite, vorn und im Rücken. Oft ist Metallgeflecht der ganze Gurt. Nachdem vor einigen Jahren noch dieser Schmuck ans Minimale grenzte, so ist man in unseren Tagen in das entgegengesetzteste Extrem verfallen. Die Gürtelschließen haben einen Umfang angenommen, der gegen das Früher absticht wie Hand und Pore. Über den Gürtel aber greift, wenn man nicht anders

mit der Nadel befestigen will, ein Bügel, silbern oder vergoldet, Kettchen hangen von ihm und Haken herab, daran ist für Geldbörse, Riechfläschchen, kleine Taschen, Bleistift, Messerchen und Scheren, Handschuhknöpfer, einen niedlichen Spiegel und tausend andere Sächelchen Raum; auch die Uhr hängt zuweilen hier auf das Kleid herab. Einem praktischen Zweck entspringen mehrere derzeit verwendete Schmucksachen: so der nach dem Prinzip der Nadel oder des Klemmers angelegte Rockhalter, zum Raffen des Kleides auf der Straße, u. a.

Kettenwerk ist bei beiden Geschlechtern sehr gang und gäbe, aber es dient einem nüchternen Zweck. Die Schmuckhalskette der Männer ist längst nicht mehr: nur als Teil der Insignien einer Würde wird sie getragen. Unsere Zeit ist ideallos geworden, huldigt dem baren Nützlichkeitsprinzip. Vorzugsweise praktischen Rücksichten dient der moderne Kettenschmuck. Time is money ist die Devise des modernen Menschen. Die Taschenuhr ist ein unentbehrliches Stück bei ihm, er muß jederzeit die Zeit wissen: ohne die Uhr geht es nicht, kann er es nicht aushalten, glaubt er nicht bestehn zu können. Wieviel Uhr ist es, darauf kommt es an; denn der moderne nervöse Mensch mit seinem fortwährenden Abhasten von früh bis spät hat wirklich keine Minute Zeit zu verlieren.

Die Taschenuhr muß natürlich einen Halt am Kostüme haben. Ergo die Uhrkette. Einen Schmuck hat man sich dabei in Wahrheit von vornherein nicht vorgenommen. Die verschiedenartigsten Muster aber sind dafür gang und gäbe, am meisten wird für Ketten Metalldraht genommen. Rund oder halbrund oder oval, vierkantig, bandartig flach, glatt oder kordiert oder sonstwie mit Verzierung versehen. Da ist die Ankerkette, bei der die Glieder abwechselnd, das eine stehend, das nächste liegend, angeordnet sind. Sind diese Glieder ganz klein aus halbrundem Draht, so haben wir eine Erbskette; den feinsten Ketten aus winzig kleinen Ringelchen war sonst der Name Venezianer eigen, weil man sie lange aus dem Süden bezog. Im übrigen hat man für diese meterweis angefertigten Kettchen, von denen nach Bedarf die Stücke abgeschnitten wurden, einfach den Namen Meterketten. Bei gleichmäßig flachliegenden Gliedern, wobei auf ein schönes, tadelloses Hängen allerdings zu achten ist, erscheint die Panzerkette. Vielfach nehmen bei solchen Panzerketten für Herren die Glieder von einem Ende zum andern an Durchmesser ab: sie sind nach Verlauf gearbeitet, wie der technische Ausdruck lautet. Erwähnung verdient hier die Doppelpanzerkette. Bei der Königskette sind nicht einzelne Glieder ineinander gefügt, sondern feine Drahtspiralen nach der Längs-

richtung der Kette zu aufeinander verschraubt, bis diese sich wie ein gleichmäßig hergestelltes Metallgeflecht ausnimmt. Aus Metallringen sind auch die Kordelketten einer gedrehten Schnur ähnlich zusammengesetzt. Bei der Franzosenkette ist je ein dreifacher Kreisumlauf des Drahtes zum Kettenglied ineinander verschlungen. Sehr beliebt sind die Ketten aus bandartig breiten, mit Längs- oder Querriefen versehenen Gliedern, solch ein Glied heißt man Rouleau und die Ketten Rouleauketten. Dann die Ketten, deren auf der Aushauerpresse ausgehauene Blechglieder unlöslich ohne Lötung ineinanderhangen: Man denke sich das Glied zwei flachen Ringen gleich, die ein dünner Steg zusammenhält. Um diesen Steg als Wendestück biegt man die beiden Ringe, bis die Durchbrüche übereinander liegen, das folgende Glied wird hier durchgeschoben, das erste so geschlossen. Zugleich mit dem Aushauen geht eine Pressung mit ornamentalen Zierfiguren vor sich, durch die mehr Schmuckwirkung erzielt wird. Ausgehauene Kette heißt im Gewerbe auch eine solche aus flachen in Blech ausgehauenen Gliedern, bei denen je ein Rouleau die Verbindung herstellt. Die Scheibenkette setzt sich aus immer einem Rouleau und einem flachen Glied zusammen, wofür runde Drahtglieder auf der Patschmaschine platt geschlagen worden sind.

Massiv sind die Ketten allesamt zu schwer und auch zu kostspielig, und man begreift es deshalb leicht, daß sie gern hohl angefertigt werden: gutes Gold wird dabei über Kupfer, geringwertiges und auch Silber über Eisen gezogen, dieser Kern wird dann nach der Verarbeitung mit Scheidewasser oder Vitriol durch die offen gebliebene Fuge herausgeätzt. Mehr oder weniger kompliziert gestaltete Kettenglieder (die man dann durch eingehängte Ringe zur Kette verbindet) erhält man dabei, indem man mehrere verschieden geformte Scharniere in wechselnder Anordnung mit den Längsseiten aufeinander lötet und entsprechende Stückchen absägt. Daß man Scharniersachen und Doublé für Ketten so vielfach verwendet, ist nicht verwunderlich. Eine Kette verlangt immer verhältnismäßig viel Material, ohne daß der Käufer aber eben groß Geld ausgeben will. Um deshalb auch die Arbeitskosten nicht so bedeutend zu erhöhen, nimmt man Maschinen zu Hülfe. Diese Doubléketten aber sind nur für Armbänder hohl, sonst stets massiv; und da bei ihnen nicht gefeilt werden darf, weil sonst das unedle Unterlagsmaterial zum Vorschein käme, so werden Facetten und Verzierungen lediglich angepreßt. Zu den Maschinenketten, die ohne Zuhülfenehmen von Handarbeit rein durch Maschinenkraft hergestellt werden, zählt die Kugelkette. Hohle Blech=

kugeln werden durch eingesteckte Stifte verbunden, deren Köpfchen miteinander vernietet werden, durch leichtes Knicken bricht man die Nietstifte auseinander und erhält so eine gegliederte, durch die Nietköpfchen der einzelnen Stifte zusammenhaltende Kette ohne Lötung. Ebensowenig sind die sog. Fuchsschwanzketten gelötet: man nimmt längliche schmale Drahtglieder, beide Hälften werden bügelförmig aufgebogen, das folgende Glied immer durch die schleifenförmigen Enden des vorhergehenden geschoben, ähnlich wie bei den ausgehauenen Ketten. Wenn man einzelne größere, meist ornamental gestaltete Glieder durch Drahtringe verbindet und zur Kette zusammenfügt, so ist dies eine Gliederkette. Daß diese Glieder noch durch Gravierverzierungen geschmückt werden können, ist klar. Die Arten und Namen in der Kettenfabrikation sind damit längst nicht erschöpft und überhaupt nicht erschöpfend darzustellen. Eine unübersehbare Fülle von Gestaltungen — jede hat im Handel ihren besonderen, oft wunderlichen Namen.

Bei Herren ist die Kette, wie gesagt, nur als Uhrkette gebräuchlich: an einem Ende ist die Uhr befestigt, das andere am Knopfloch höher oder tiefer eingehakt. Bei der Kavalier- oder Doppelkette gehn vom Knopfloch zwei Ketten nach den beiderseitigen Westentaschen, und zwei Uhren werden getragen, die

eine vielleicht pietätvoll als ein altes Familien-andenken, oder am zweiten Kettenstrang sind allerlei Gebrauchsutensilien, Feuerzeug, Zigarrenabschneider, Messer, Schere, Schlüssel u. dgl. An der Kleidung sitzt die Kette vermittels des Knebels fest, eines geraden Metallstäbchens, über das in der Mitte drei Ösen übergeschoben sind; die beiden seitlichen sind nur zum Halten des mittleren da: dieser aber ist beweglich und hält einen Ring, in den das erste Kettenglied eingreift. Häufiger noch als der Knebel ist, weil praktischer und sicherer, der Springring. Die Uhr ist an der Kette mit dem Karabiner befestigt.

Unter der Châtelaine versteht man einen kürzeren, ziemlich breit angelegten Kettenstrang, der frei vom Knopfloch herabhängt und unten in Anhängern abschließt. Für die Uhr selbst wäre es, wenn man auf eine schnelle Handhabung sieht, die bequemste Art des Tragens, hier als Anhänger der Châtelaine; aber es wäre das doch eine immerhin unsichere Befestigungsweise, und sie ist gegenwärtig nicht so sehr üblich. Eine Gruppierung der mancherlei Anhänger, die man trägt, geht aber an dieser Stelle nicht an: alle möglichen und unmöglichen Sächelchen, zum Teil künstlerische, aber auch Nichtigkeiten und Charivari, Medaillons mit dem Bild einer dem Herzen werten Person, Petschaft oder Stempel, Bleistift, Münzen,

Glücksschweinchen, Zigarrenknipser, Sportembleme, Hohlkugeln, Kapselchen, Kompaß, Quasten, die waghalsigsten Dinger, was die Kettenbijouterie an Schmucksachen beifügt! Der sogenannte Sportschmuck ist wegen der vielseitigen emblematischen Darstellungen und weil er allerlei aus der Natur benutzt, Vogelkrallen, Hirsch- und Eberzähne, nicht gar so unübel, und es sind ganz originelle Zusammenstellungen zu bemerken, ich erwähne hier als gebräuchliche Motive z. B. Hufeisen, Rossebändiger oder Pferdekopf, Jagdbilder, Hubertus und das kreuzgeschmückte Edelwild, Fischergerät, Bicyclette.

Es versteht sich, daß die Damenketten an sich reicher und zierlicher gearbeitet sind, schon ihre Form ist anders, und anders müssen sie auch angelegt werden. Westentaschen sind nicht da. Zwar wird die Uhr deswegen einfach in den Gürtel eingesteckt; wer vorsichtig sein will, benutzt dabei ein Täschchen, das in das Zeug hineingenäht ist. Auf einer Stufe mit der Herrenkette stehn dann bei den Damen die Viktoriaketten, die aus einem oder zwei Strängen nebeneinander bestehn: an einem Ende, wo sie zusammenlaufen, der Ring zur Befestigung, am andern die Uhr: und vom Einsteckringe aus vielleicht ein kurzes Kettenstück mit Anhänger, Porträt, Bleistift, oft auch ein mit Perlen und Steinen besetz-

tes Herzchen. Die Damenchâtelaine ist schmaler, zierlicher als bei den Herren, und es kann an ihr frei und offen die Uhr herabhangen; die Abart der Promenadenkette wird befestigt durch einen Federring (und ein Kettenstrang geht von diesem gleichzeitig zur Uhr hinüber): man liebt zwei lang herabhangende Kettchen von verschiedener Länge, mit Anhängern, oder ein größerer Anhänger tritt auf, an zwei bis drei Kettensträngen. Gegenwärtig sehr in Aufnahme gekommen sind entgegen den kurzen Formen der Damenuhrketten die langen Hals- oder Fächerketten, die zugleich kolliermäßig den Hals umschlingen, bis zur Taille herabfallen und die Uhr, auch wohl Fächer oder Lorgnon tragen; an der Brust ist ein feststehendes Mittelstück aufgereiht oder ein beweglich gleitender Schieber, innen mit federndem Korkfutter ausgelegt, um Halt zu geben, und daß die Kette beim Durchgleiten nicht beschädigt werde. Es kommt vor, daß der Schieber zuweilen eine Broschennadel oder Klammer hat, um ihn am Kleid festhaken zu können. Oder durch Zwischenteile ist die Kette nach Belieben zu verkürzen oder zu verlängern, so daß sie mehrmals um den Hals geschlungen oder um die Taille gelegt werden kann. An Ketten sind bei der Damenwelt dann noch die Gürtelketten zu erwähnen, die Gegenstände der feineren Toilette tragen, Fächer,

Flakons mit Parfüm, Necessaires u. dgl.; mit schild-förmigem Haken, von dem mehrere Kettenstränge aus-gehn, werden sie am Gürtel befestigt. Für Herren sind etwas Ähnliches die Hosenketten, für Messer, Zigarrensachen u. s. w. verwendet.

Bei der Herrenwelt haben wir als Schmucksächel-chen, die lediglich um des Schmuckes willen und ohne praktischen Zweck erscheinen, Busen- und Krawatten-nadel als eine gar nicht unüble Erfindung der Neuzeit zu verzeichnen und den über die Schlipse sich legen-den Krawattenring; beliebt ist hierbei ein sym-bolischer Hinweis auf einen Sport oder den Beruf des Betreffenden, oder sonst eine Liebhaberei von ihm kommt dort zum Ausdruck: der Muster ist wahr-haft Legion. Außerdem werden bekanntlich die Knöpfe des Hemdkragens, der Hemdbrust oder des Vorhemdes und der Manschetten als Schmucksachen ausgeführt. Die Knöpfe für das Vorhemd hatte man früher in spärlichen Grundformen, heute existieren die mannigfaltigsten Typen, gern nimmt man hierfür einen einzelnen Brillanten oder eine Perle. Bei den Manschettenknöpfen wird natürlich nur der Teil, den man von außen sieht, künstlerisch verziert und zwar praktischerweise nicht durch plastisches Werk, sondern durch Fassung, Email, Gravierung und Guillochierung. Es sind zwei Formen dieser Knöpfe zu unterscheiden:

der Knopf, der aus Deckplatte, Stoßen und einer den Verschluß abgebenden Fußplatte besteht, die man mit Hülfe einer Federung umklappt — die Fußplatte wird jetzt häufig in zwei Flügel zerlegt; und auf der anderen Seite der sog. Kettenknopf, der zwei durch eine kleine Kette verbundene Köpfe hat: hier werden die beiden Teile der Manschette nur aneinander gehalten, nicht übereinander gelegt — am nützlichsten und hübschesten ist es, wenn die beiden Endstücke der Kette verschieden gestaltet sind, hier etwa ein glatter tonnenförmiger Knebel sitzt, der durch beide Löcher durchgeschoben wird, um die Stulpe zu verbinden, dort ein einfacher wirklicher Manschettenknopf. Das Herrenarmband soll nicht übergangen werden, das hier und da beliebt ist, ebensowenig der oft kunstgemäß in Elfenbein oder Horn, Silber oder anderem Metall ausgeführte Griff des Spazierstockes: auch dieser dürfte ja mit zu dem modernen Kleiderschmuck zu rechnen sein.

Von dem Sinn für Kunst, der überall und allgemein in unserer Zeit gepflegt wird, ist jedenfalls für die Zukunft noch manches Gute für das Gebiet des menschlichen Schmuckes zu erwarten —

wenn sich schmücken Wald und Feld,
schmückt sich auch der Garten.

